This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

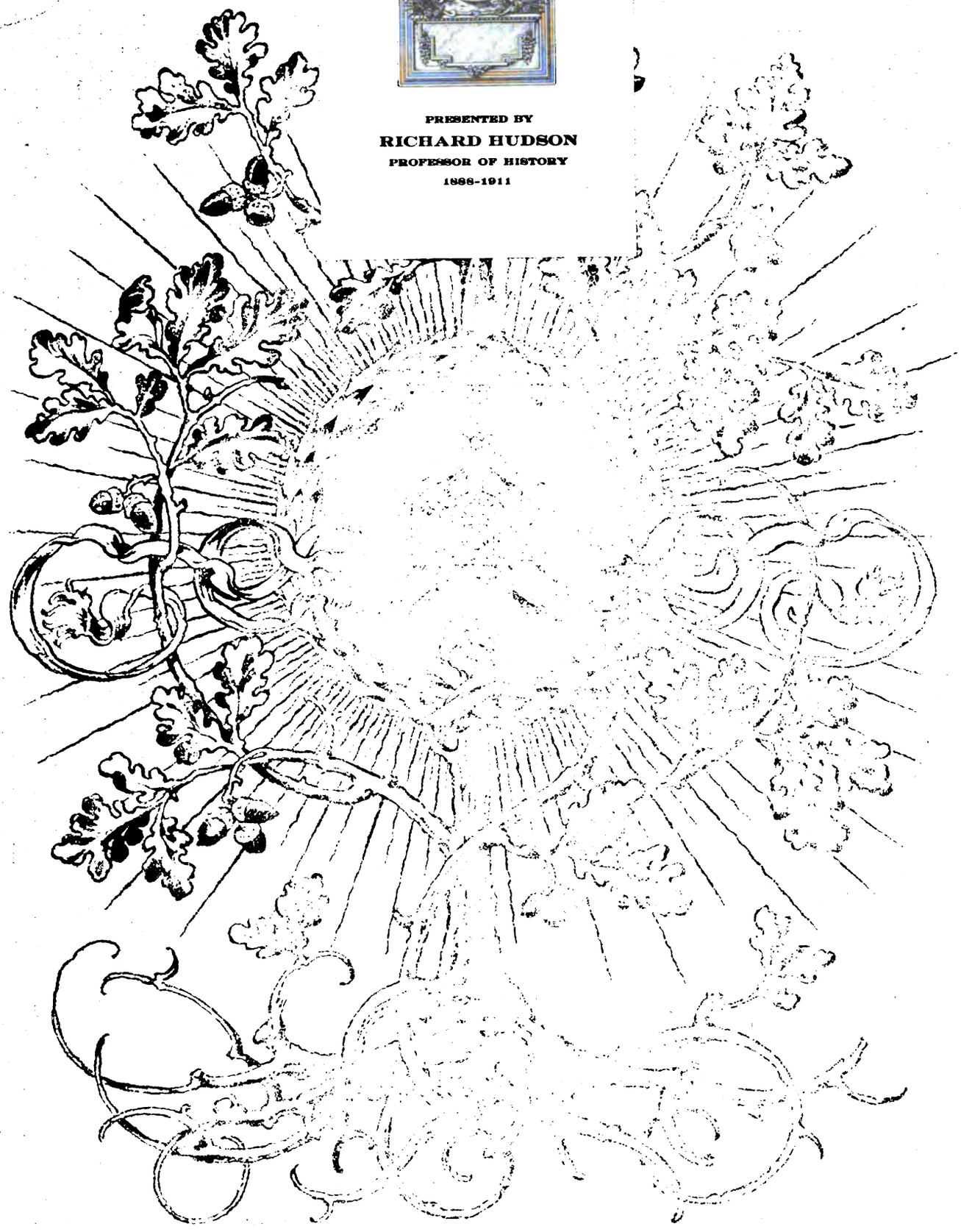
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 562,406

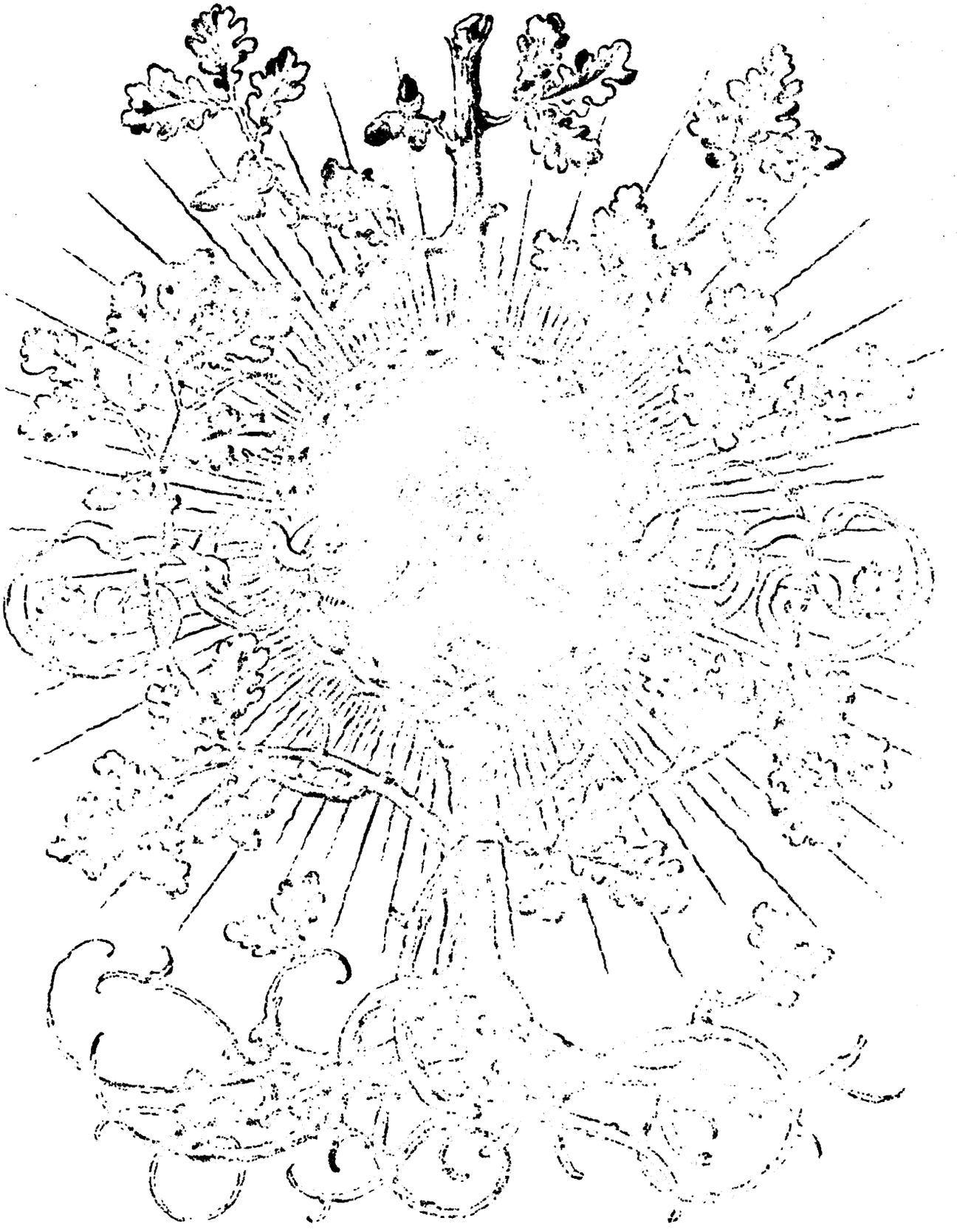
Der Krieg gegen Frankreich 1870-71.

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

PRESENTED BY
RICHARD HUDSON
PROFESSOR OF HISTORY
1888-1911



DC
290
.L75



Nach Photogr. v. Loescher u. Petsch in Berlin.

Kaiser Wilhelm I.

Der Krieg gegen Frankreich

und

die Einigung Deutschlands.

Zur 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage von 1870/71.

Von

Th. Lindner,

ord. Professor der Geschichte an der Universität Halle.

Mit zwanzig Vollbildern,
zahlreichen Abbildungen im Text und fünf Karten-Tafeln.

Berlin
Verlag von A. Asher & Co.
1895.

0 10 011 RR

Vorwort.

Auf Anregung des Preußischen Unterrichts-Ministeriums faßte die Verlagshandlung den Plan, zur Erinnerung an die großen Ereignisse, welche vor fünfundzwanzig Jahren zur Gründung des Deutschen Reiches führten, ein Prachtwerk herauszugeben. Der ehrenvolle Antrag, die Geschichte jener bedeutungsvollen Zeit zu schreiben, kam mir unerwartet, doch gern ergriff ich die Gelegenheit, die Vollendung des nationalen Baues, dessen lange Vorbereitung ich soeben in meiner „Geschichte des Deutschen Volkes" dargestellt hatte, ausführlicher zu erzählen. Ich habe die Aufgabe erfüllt, wie es mir meine Überzeugung gebot, in freier Selbstverantwortung. Die Form, die ich zu wählen hatte, war gegeben durch den Zweck des Buches, das für alle Kreise des Deutschen Volkes bestimmt ist. Daher suchte ich neben dem Bericht über die kriegerischen und politischen Ereignisse ein Bild jener Zeit zu geben, ihre großen Männer zu schildern, die Thaten und Leistungen unserer Heere in Kampf und Feldleben vor Augen zu führen. Das Buch soll nicht nur die Erinnerungen der Mitkämpfer und Zeitgenossen wachrufen. Viele der Leser, auf die ich hoffe, sind erst nach jenen gewaltigen Tagen geboren; möge die Schilderung der Vergangenheit sie ermahnen und anspornen, den Männern gleich zu werden und gleich zu thun, deren selbstlose Hingabe an das Vaterland jede Seite dieser Schrift bezeugt. Es ist natürlich, daß dem Deutschen das Herz höher schlägt, wenn er jener stolzen Jahre gedenkt; gleichwohl hoffe ich, auch dem Feinde, dessen Tapferkeit und Vaterlandsliebe überall gerecht geworden zu sein.

Alle, die an diesem Werke beteiligt sind, haben bei der Kürze der verstatteten Zeit ungewöhnliche Mühwaltung übernehmen müssen. Besonderer Dank gebührt den Herren C. Röchling, C. Becker, F. Birkmeyer, R. Knötel und E. Zimmer, welche mit ihren Zeichnungen die Blätter schmückten, und Herrn Major a. D. von der Lochau, der die kartographischen Arbeiten leitete, ebenfalls allen denjenigen, welche die Erlaubnis zur Vervielfältigung von Bildern für dieses Werk erteilten. Persönlichen Dank schulde ich Herrn Dr. Helmolt in Leipzig für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der er mich bei der Korrektur unterstützt hat.

Halle, am 6. Juli 1895.

Theodor Lindner.

22-457

Inhaltsübersicht.

Seite

Erster Abschnitt: Die Vorgeschichte . . . . . 1— 6

Der Untergang des alten Deutschen Reiches. — Die Befreiungskriege. — Der Deutsche Bund. — Aufschwung der nationalen Hoffnungen. — Österreich und Preußen. — Der Norddeutsche Bund. — Napoleon III.

Zweiter Abschnitt: Deutschland im Jahre 1870 . . . . . 7— 12

König Wilhelm von Preußen. — Kronprinz Friedrich Wilhelm. — Prinz Friedrich Karl. — Albrecht v. Roon. — Helmuth v. Moltke. — Otto v. Bismarck. — Sachsen. — Bayern. — Württemberg. — Baden.

Dritter Abschnitt: Die Ursache des Krieges . . . . . 13— 16

Vierter Abschnitt: Rüstung und Vorspiele . . . . . 17— 23

Die Mobilmachung. — Die süddeutschen Staaten. — Die beiderseitigen Streitkräfte. — Die drei deutschen Armeen. — Saarbrücken.

Fünfter Abschnitt: Weißenburg, Wörth, Spicheren . . . . . 24— 37

Sechster Abschnitt: Kriegsleben . . . . . 38— 43

Kampf und Schlacht. — Das Schlachtfeld. — Marsch und Biwak. — Einquartierung.

Siebenter Abschnitt: Die Schlachten bei Metz . . . . . 44— 56

Colombey-Nouilly. — Vionville-Mars la Tour. — Gravelotte-St. Privat.

Achter Abschnitt: Beaumont und Sedan . . . . . 57— 72

Neunter Abschnitt: Die Republik und Paris . . . . . 73— 79

Der 4. September. — Die neue Regierung. — Marsch der Deutschen nach Paris. — Verhandlungen Bismarcks mit Favre. — Die Vollendung der Einschließung.

Zehnter Abschnitt: Straßburg und Metz . . . . . 80— 90

Belagerung von Straßburg. — Der Krieg zur See. — Besetzung des Elsaß. — Einschließung von Metz. — Bazaine. — Schlacht bei Noisseville. — Das Leben der Truppen vor Metz. — Die letzten Gefechte. — Die Kapitulation.

Elfter Abschnitt: Die Einschließung von Paris . . . . . 91—101

Die Befestigung von Paris. — Trochu. — Stimmung der Pariser. — Versailles. — Gefechte bei Chevilly, Bagneux, Malmaison und Le Bourget. — Verhandlungen mit Thiers. — Schlacht bei Villiers. — Das Leben der Deutschen vor Paris.

Seite

Zwölfter Abschnitt: Der Feldzug an der Loire . . . . . 102—115

Die Franctireurs. — Der Feldzug Tanns, Gefecht bei Artenay, Einnahme von Orléans. — Gambetta und Freycinet. — Châteaudun. — Treffen bei Coulmiers. — Zug des Großherzogs von Mecklenburg. — Vormarsch der Loire-Armee, Ankunft der zweiten Armee. — Schlachten bei Beaune la Rolande, Loigny-Poupry, Orléans und Beaugency. — Die deutschen Truppen in dem Loirefeldzug.

Dreizehnter Abschnitt: Der Krieg im Norden und Südosten . . . 116—128

General v. Manteuffel. — Schlacht bei Amiens. — Schlacht an der Hallue. — Schlacht bei Bapaume. — General v. Werder. — Gefechte am Ognon. — Garibaldi. — Gefecht bei Nuits. — Der Feldzug Bourbakis. — Die Schlacht an der Lisaine.

Vierzehnter Abschnitt: Die rückwärtigen Verbindungen. Die Kapitulation von Paris . . . . . 129—137

Die Eisenbahnen und ihre Wiederherstellung. — Die Verpflegung. — Der Festungskrieg. — Die Feldtelegraphie. — Die Feldpost. — Die Zivilverwaltung. — Die Truppen vor Paris. — Das Bombardement. — Die Schlacht am Mont Valérien. — Zustände in der Stadt Paris. — Kapitulation und Waffenstillstand.

Fünfzehnter Abschnitt: Deutschland und die Kaiserproklamation . . . 138—143

Die Gefangenen in Deutschland und in Frankreich. — Die Liebesthätigkeit. — Verhandlungen über die deutsche Einheit. — Das Kaisertum. — Proklamation in Versailles.

Sechzehnter Abschnitt: Das Ende des Krieges in den Provinzen . . 144—153

Die Armee Chanzys. — Schlacht bei Le Mans. — General v. Goeben. — Schlacht bei St. Quentin. — Die Südarmee Manteuffels. — Der Zug gegen Bourbaki. — Übertritt der Ostarmee in die Schweiz. — Die Belagerung Belforts.

Siebzehnter Abschnitt: Der Einzug in Paris . . . . . 154—159

Gambettas Rücktritt. — Die französische Nationalversammlung in Bordeaux. — Der Friedensschluß. — Einzug in Paris.

Achtzehnter Abschnitt: Der Friede . . . . . 160—163

Der Krieg, Erfolge und Verluste. — Die Kommune in Paris. — Der Frankfurter Friede. — Räumung Frankreichs. — Einzug in Berlin. — Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich und Kaiser Wilhelm II.

Verzeichnis der Vollbilder.

Kaiser Wilhelm I.
Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.
Kronprinz Albert von Sachsen.
Prinz Friedrich Karl von Preußen.
Graf Bismarck.
Graf Moltke.
19. Juli 1870 (König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg), nach A. v. Werner.
In den Weinbergen von Wörth, nach Graf Harrach.
Erstürmung des Roten Berges (Spicheren), von C. Röchling.
Das 1. Garde-Dragoner-Regiment bei Mars la Tour, nach E. Hünten.
General Reille überbringt an König Wilhelm Napoleons Brief, nach A. v. Werner.
Kapitulations-Verhandlungen von Sedan, nach A. v. Werner.
Graf Moltke vor Paris, nach A. v. Werner.
Kampf des Grenadier-Regiments „Königin Olga" am Park von Coeuilly, nach O. v. Faber du Faur.
Die Bayern bei Orléans, 11. Oktober 1870, von C. Becker.
Feldzug an der Loire: das Eintreffen der ersten Mecklenburger, von C. Becker.
Die Bremer bei Loigny, nach E. Hünten.
Prinz Wilhelm von Baden bei Nuits, nach W. Emelé.
Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs am 18. Januar 1871, nach A. v. Werner.
Heil dir im Siegerkranz (Einzug in Berlin 1871), nach W. Camphausen.

Verzeichnis der Karten-Tafeln.

Tafel I. Die Schlachten bei Colombey-Nouilly, Gravelotte-St. Privat, Vionville-Mars la Tour. Die Festung Metz.
„ II. Die Schlachten bei Coulmiers, Beaune la Rolande, Loigny-Poupry, Orléans, Beaugency-Cravant, Le Mans.
„ III. Die Schlachten an der Lisaine und bei St. Quentin. Die Räumung Frankreichs.
„ IV. Straßburg während der Belagerung. Belfort während der Belagerung. Paris während der Einschließung und Belagerung.
„ V. Der Kriegsschauplatz von 1870/71 und die wesentlichsten kriegerischen Begebenheiten.

Erſter Abſchnitt.

Die Vorgeſchichte.

Keine ſchönere Tugend gibt es als die Dankbarkeit. Sie geziemt dem Einzelnen und nicht minder den Völkern; ſie erhebt und macht beſcheiden, ſie mahnt die Nachwelt, das empfangene Gut zu bewahren, und erinnert daran, wie ſchwere Opfer ſeine Erwerbung gekoſtet hat.

Zweimal in unſerm Jahrhundert ſind dem deutſchen Volke große Zeiten beſchieden geweſen; zweimal haben ſeine Führer und ſeine Söhne Thaten verrichtet von unübertrefflichem Heldentum. In den Befreiungskriegen wurde das von dem erſten Napoleon zerſchmetterte Volk wieder aufgerichtet, aus den Kämpfen gegen den dritten Napoleon ging eine geeinte Nation, ein neues Reich hervor. Den Vorfahren waren die Nachkommen ebenbürtig, und beider Werk gehört zuſammen; jene legten den Grundſtein, auf dem ſich ſpäter der mächtige Bau erheben konnte. Schnell fliehen Jahre und Jahrzehnte dahin, die Geſchlechter wechſeln, doch die Völker bleiben. Wie der einzelne Menſch verändern ſie ſich, ſie wachſen und bilden ihre Kräfte und Eigenſchaften aus; wie es für jenen ein Glück iſt, wenn er fortſchreitet in beſſerer Erkenntnis, ſo wird es für die Völker zum Segen, wenn ſie ihre Tugenden bewahren und ihre Fehler ablegen. Die große Erzieherin iſt die Geſchichte; ſie hält jedem Volke den Spiegel vor.

Die erſte Kunde, die wir über ſie beſitzen, zeigt unſere Vorfahren als furchtbare, mit wildem Mute anſtürmende Krieger. Ebenſo unbezwinglich wie die Waffenfreude war ihr Freiheitsdrang. Doch die Stämme ſtanden getrennt nebeneinander, oft feindlich, nie einig. Dem Deutſchen fehlten der ſtaatliche Sinn und die Fähigkeit, ſich einem großen Ganzen unterzuordnen. Nur im kleinen Kreiſe von Genoſſen behagte es ihm, da entfaltete er die opferwilligſte Hingabe, da widmete er ſich dem freiwillig gewählten Führer unverbrüchlich auf Leben und Tod. Tapferkeit, ſtolzes Aufſichſelbſtſtehen und Treue in perſönlichen Verhältniſſen waren die vornehmlichſten Eigenſchaften unſerer Altväter; ſie halfen zu großen Thaten, aber erſchwerten die Bildung von feſtgeſchloſſenen Reichen.

Karl der Große beugte die nördlichen und ſüdlichen Stämme unter ſeine mächtige Hand, und allmählich verſchmolzen die gewaltſam zuſammengefügten zu einem Volke. Vom Norden, von Sachſen her, wurde dann durch König Heinrich I. das erſte Deutſche Reich errichtet, doch ſein Sohn Otto I. führte das Volk aus den Grenzen heimatlicher Thätigkeit hinaus auf die Bahnen des Weltruhmes, indem er Italien eroberte. Am 2. Februar 962

empfing er in Rom die Krönung als „römischer Kaiser", und alle seine Nachfolger wurden so bezeichnet. Erst der Begründer unseres neuen Reiches leitete seinen Titel vom Vaterlande her und nannte sich „deutscher Kaiser", auch er ein gewaltiger Kriegsheld, aber nicht Eroberer fremder Lande, sondern Wiederbringer geraubten, altdeutschen Besitzes.

Denn das alte Reich büßte schon früh seine anfänglich glanzvolle Stellung ein. Die Deutschen blieben tapfer und kriegerisch, aber sie wandten die Waffen mehr gegen sich selbst als gegen das Ausland. Das Reich entbehrte einer festen Verfassung und konnte daher keinen rechten Gemeinsinn entwickeln; die Neigung zu kleinen Verbänden wucherte mächtig empor und ließ viele Staatsgebilde aufkommen, Fürstentümer und Städte, die lieber ihre eigenen Zwecke als die des Ganzen verfolgten. Bald sollte sich diese Verblendung furchtbar rächen. Das starke Volkstum, durch hemmende Bänder in kleine Teile abgeschnürt, fiel auseinander, weil die Deutschen die herrliche Gabe, die sie besaßen, die freie Bethätigung aller Kräfte, sich selbst zum Fluche verwandelten. Großartiges hatte dieser mächtige Selbsttrieb hervorgebracht, ein stolzes, starkes, reiches Bürgertum geschaffen und gerade in den Tagen, in denen das staufische Kaisertum unterging, die echteste Eroberung gemacht, die bisher geglückt war, weil sie weniger durch die Waffen, als durch die friedliche Macht deutschen Geistes und deutscher Arbeit gewonnen wurde: die Kolonisation und Deutschwerdung des weiten Gebietes von der Elbe an den Ostseeküsten entlang und bis nach Schlesien hinauf. Bald wehten auch stolz die Flaggen von den schweren Schiffen der Hanse auf Ostsee und Nordsee, an den Küsten von Rußland, Skandinavien und England. Doch der mächtige Bund ging dahin, weil keine Staatsgewalt hinter ihm stand, die ihn hätte stützen können, und Reich und Hanse kümmerten sich beide gleich wenig umeinander. Als die Seewege durch die weiten Ozeane aufkamen und die westlichen Völker sich der Neuen Welt bemächtigten, hockte der deutsche Reichsadler stumpf mit gebrochenen Flügeln im ärmlichen Neste. Nur der brandenburgische Aar versuchte ehrenvoll seine Fittiche zum Wettflug, aber sie waren noch zu schwach.

Schon hatte auch die schmähliche Entgliederung des Reiches begonnen. Die Holsteiner wählten 1460 zusammen mit den unter Dänemarks Oberhoheit stehenden Schleswigern den dänischen König zu ihrem Herzoge, der versprach, daß die beiden Lande „auf ewig ungeteilt" sein sollten. Der preußische Ordensstaat brach überlebt zusammen und wurde 1466 ein Lehen von Polen, dem er seinen, wertvollsten, Besitz, das westpreußische Weichselland, zum Eigentum überlassen mußte. Im folgenden Jahrhundert benutzte Frankreich den Streit zwischen Kaiser Karl V. und den Protestanten, um die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun zu besetzen; die tapferen Niederländer warfen die spanische Herrschaft und zugleich ihre alte Verbindung mit dem Reiche ab. Es sollte noch schlimmer kommen. Der westfälische Friedensschluß löste auch die Schweiz los und lieferte jene lothringischen Bistümer nebst belangreichen Teilen des Elsaß an Frankreich aus, während Vorpommern und Gebiete an den Mündungen der Elbe und der Weser Schweden zufielen. Alle nach dem Norden fließenden großen Ströme Deutschlands waren jetzt von Fremden beherrscht. Und nun riß Frankreich unter dem großmächtigen Sultanskönige Ludwig XIV. einen Fetzen nach dem andern von dem todmatten Leibe des Reiches ab. Die empfindlichste Wunde schlug die brutale Wegnahme Straßburgs 1681 mitten im Frieden. Die wackeren Deutschen zuckten zusammen, aber sie mußten geduldig den grimmen Schmerz verbeißen. Noch ein ganzes Land fiel später, nicht einmal durch Krieg, sondern durch traurige Verträge an Frankreich: 1766 ging das Herzogtum Lothringen in seinen Besitz über.

Eine lange Reihe von meist unwiederbringlichen Verlusten! Das Reich konnte sie nicht abwehren, denn es war eine altersschwache Ruine. Das Kaisertum stand im dauernden Besitze des habsburgischen Hauses, das durch die Aufgaben, welche ihm seine europäische Weltstellung auferlegte, verhindert wurde, für die deutschen Länder allein kräftig zu sorgen. Die Reichsstände selber wünschten keine starke Verfassung, um nicht in ihrer fast unbeschränkten Machtfülle gestört zu werden, und waren überaus karg und lässig, wenn es galt, auch nur die notdürftigsten Mittel für das Ganze aufzubringen. Zahlreiche andere Gründe hemmten jede einmütige Handlung: die sich kreuzenden Interessen der fürstlichen Familien, der religiöse Zwiespalt, endlich die beginnende Eifersucht zwischen Österreich und Preußen. So bestand schließlich das Reich aus ungefähr 1800 so gut wie selbständigen Staaten und Herrschaften, unter einem Kaisertum ohne wirkliche Rechte, unter einem von Abgesandten der Fürsten und der Stände

gebildeten Reichstage, der zu wichtigen Dingen weder Luft noch Kraft hatte, während die Ausführung seiner Beschlüsse an dem guten Willen der Stände hing, ohne eigenes Geldwesen, ohne ein stehendes Reichsheer, das nur im Kriegsfall aus zahllosen Kontingenten mühselig und dürftig zusammengestoppelt wurde.

Deutschland war politisch ein abgestandener Brei in zerbrochener Schüssel, und die französischen Heere der Revolution und Napoleons schlugen sie in Scherben. Das römische Reich deutscher Nation hörte im August 1806 zu bestehen auf. Bald erlag auch Preußen, und nun waren außer ihm alle deutschen Staaten, welche Napoleons Gnade bestehen ließ, kriegspflichtige Vasallen Frankreichs, der Norden vom Rhein an bis Hamburg und Lübeck hin wurde französisches Provinzland. Die Deutschen gehörten nicht mehr unter die einen Staat bildenden Völker.

So hat unser Jahrhundert begonnen! Diese bodenlose Schmach ist getilgt worden, aber sie darf nicht vergessen werden, zum warnenden Beispiel, wohin ein großes Volk geraten kann, wenn es seine Einheit freventlich darangibt.

Denn diese Deutschen, die zu den Füßen des Eroberers lagen, waren nicht verwildert; im Gegenteil, die Fremden erkannten an, daß sie in geistigen Leistungen allen anderen Völkern voran standen. Die Gebildeten trugen sogar Freiheitsideale im Herzen, nur suchten sie ihre Erfüllung im uferlosen Weltbürgertum, nicht in der nächstliegenden Pflicht gegen die Heimat. Die Deutschen waren auch nicht etwa feig geworden. Die Rheinbundtruppen schlugen sich unter dem französischen Banner mit höchster Tapferkeit; sie übten die Gefolgstreue, wie einst die Germanen in den römischen Legionen gegen die eigenen Volksgenossen.

Preußen gebührt das Verdienst, wenn die helle Schande ein Ende genommen hat. Es soll hier nicht die Geschichte dieses Staates erzählt werden, eine Geschichte harter und strenger Arbeit, zu der die Fürsten das Volk anleiteten und die sie meist getreulich mit verrichteten. Das sandige Brandenburg mit seinen sehnigen Männern gab den ersten Grundstock, um den sich allmählich andere Teile zusammenfanden, welche der Große Kurfürst zu einem einheitlichen Staatswesen verband. Er und seine Nachfolger schufen die brandenburgisch-preußische Kriegsmacht, aber sie vergaßen über ihrem Heere nicht, daß die Grundbedingungen staatlicher Stärke die wirtschaftliche Thätigkeit und das geordnete Gedeihen aller Unterthanen sind. So kam, auf beiden Füßen kräftig, ein neuer Staat empor, den Friedrich der Große durch seine Heldenthaten zur Großmacht erhob. Der König stritt und litt nur für Preußens Größe, aber sein Werk kam Deutschland zu gute. Er verhinderte im Siebenjährigen Kriege neue Losreißungen deutschen Gebietes; mit der Erwerbung Westpreußens brachte er zuerst einen Teil von dem entfremdeten deutschen Besitz zurück.

Durch die Befreiungskriege wuchs das bisher für sich stehende Preußen mit Deutschland zusammen. Denn alle die edlen Männer, die in Preußen den Rütlibund schlossen zum Kampfe gegen den Unterdrücker, dachten zugleich an die Wiederaufrichtung des großen Vaterlandes; die Idee einer deutschen Einheit, eines neuen deutschen Reiches ist in Berlin entsprossen, während die anderen deutschen Fürsten mit Napoleon verbündet waren. Endlich brach die heißersehnte Zeit der Erhebung an, der ernsten Todesweihe zu einem fast hoffnungslosen Kampfe, der lodernden Begeisterung für eine heilige, nie aufzugebende Pflicht. Die Märztage von 1813 sind ohnegleichen; es gibt in der deutschen Geschichte nichts Herrlicheres, Höheres, Herzbewegenderes.

Der erhabene Schwung hielt an und überwand alle Gefahren und jede ermattende Störung. In furchtbaren Kämpfen wurde Deutschland befreit, die Ehre wiederhergestellt. Leider waren die Friedensschlüsse ungenügend und ließen Elsaß bei Frankreich, trotz aller Einsprache Preußens. Napoleon wurde besiegt, aber noch nicht die deutsche Zwietracht. Der innige Wunsch der Patrioten blieb unerfüllt; der Deutsche Bund, wie er 1815 zu Wien vereinbart wurde, schuf nicht ein Reich, sondern eine lose Zusammenfassung von fast vierzig souveränen Staaten unter der Leitung des Bundestages, dessen Befugnisse wohl ausreichten, jede nationale Regung niederzuhalten, doch nicht dazu, Deutschland zu einem lebensvollen, wehrfähigen Ganzen zu machen. Bald lagerte sich politische Stille über das Volk, das vorderhand genug zu thun hatte, um den schwer geschädigten Wohlstand wiederzugewinnen und allmählich zu erhöhen.

Jahrzehnte vergingen in fleißiger Arbeit. Aber die einmal erweckte Hoffnung auf eine nationale Einheit

ſchlief nicht ein. Gelehrte und Gebildete hegten ſie in treuem Herzen trotz aller Verfolgungen, welche der Bund und die Regierungen verhängten, und allmählich wuchs die Zahl derer, die eine neue Zukunft Deutſchlands begehrten. Freilich, auf welche Weiſe ſie zu ſchaffen ſei, das wußte niemand recht zu ſagen; nur ſo viel ſchien gewiß, daß weder der Bund noch die großen Fürſten ſie jemals zugeſtehen würden. Da ſomit der gerade, einfache Weg zum berechtigten Ziele verſchloſſen war, griff nebelhafte und überreizte Schwärmerei um ſich. Nur wenige Männer erkannten klar und deutlich das Heilſame und Notwendige und wieſen bereits auf Preußen hin, als den einzig möglichen Träger dereinſtiger deutſcher Größe.

Mit einem Male gewannen die nationalen Gedanken mächtige Kraft durch die Revolution von 1848. Die in der Paulskirche zu Frankfurt tagende Nationalverſammlung beſchloß eine deutſche Reichsverfaſſung und bot dem Könige von Preußen die erbliche Kaiſerkrone an. Friedrich Wilhelm IV. lehnte ſie aus mancherlei Bedenken ab; ſeine Bemühungen, auf andere Weiſe den deutſchen Wünſchen gerecht zu werden, blieben erfolglos, und ſo war das Endergebnis der großen Bewegung die vollkommene Wiederherſtellung des alten hoffnungsloſen Zuſtandes unter dem unbrauchbaren Bundestage, über den nun Öſterreich ganz und gar gebot. Dennoch hinterließen die ſo raſch dahin geſchwundenen Träume einer neuen Reichsherrlichkeit bedeutſame Folgen und gewichtige Lehren. Bis in die unterſten Schichten des Volkes war die Begeiſterung für Deutſchland gedrungen, und ſie konnte wohl noch einmal zurückgedämmt, nicht mehr ausgelöſcht werden. Die Verſtändigen hatten erkannt, daß die Mitwirkung einer größeren Staatsmacht erforderlich ſei, und die auf Preußen gefallene Kaiſerwahl brachte den Wert dieſes Staates zum lebendigen Bewußtſein. Hinfort kam nur noch ernſtlich in Frage, ob Preußen oder Öſterreich berufen ſei, die Führung zur Einheit zu übernehmen. Die ſogenannten Großdeutſchen ſtanden zum Hauſe Habsburg, die Kleindeutſchen dagegen rechneten auf die Hohenzollern. Das Wie? der Verwirklichung wurde freilich dabei noch nicht klar.

Die geſamte folgende Entwickelung ſpitzte ſich in den Gegenſatz zwiſchen den beiden größten deutſchen Staaten zu; er wurde der Angelpunkt, um den ſich die Löſung der deutſchen Frage drehte.

Für Öſterreich ſprach die Überlieferung des alten Reiches, obgleich dieſes ſelbſt nur ein trauriges Andenken hinterließ. Öſterreich hatte dann zum Sturze des Korſen kräftig mitgewirkt, und ihm wurde ſchließlich größeres Verdienſt daran zugeſchrieben als Preußen. Seine Armee, ruhmreich trotz mancher Niederlagen, galt als eine der erſten Europas. Die mittleren und kleineren deutſchen Staaten erblickten in der Wiener Hofburg die beſte Bürgſchaft für eine möglichſt unbeſchränkte Selbſtändigkeit und einen guten Schutz vor Preußen, das die meiſten fürchteten. Außerdem ſah man Öſterreich als deutſchen Staat an, und in der That waren diejenigen ſeiner Länder, welche zum Bunde gehörten, zum größeren Teil deutſcher Zunge. Sollten dieſe Millionen in einem deutſchen Reiche entbehrt werden? Und wie hätte das Haus Habsburg vermocht werden können, freiwillig eine Neuordnung Deutſchlands zuzulaſſen, in der ihm nicht der oberſte Rang zukam? Wer ſollte es dazu mit Gewalt zwingen?

Auf der andern Seite entſchied gegen Öſterreich die Erkenntnis, daß es weder das alte Reich in Ehren aufrecht erhalten, noch dem Deutſchen Bunde Kraft und Anſehen gegeben hatte. Der Bund diente nur dazu, der öſtlichen Macht den vorwiegenden Einfluß in Deutſchland zu ſichern, ohne daß ſie dafür etwas leiſtete. Öſterreich ſtand völlig ſelbſtändig neben Deutſchland. Seine Länder bildeten eine einheitliche, in ſich geſchloſſene Maſſe, ſo daß der Staat auf rein deutſchem Boden keinen eigenen Beſitz zu verteidigen hatte. Dagegen umfaßte er große Länder, die mit Deutſchland nichts gemein hatten; ſeine Politik trug daher ſtets einen ausſchließlich öſterreichiſchen Charakter und berückſichtigte die deutſchen Intereſſen höchſtens nebenbei. Öſterreich verſchuldete auch das vollſtändige Fehlſchlagen der nationalen Bewegung von 1848.

Preußens Bevölkerung war ſo überwiegend deutſch, daß die wenigen andersſprachigen Unterthanen nicht in Betracht kamen. Während Öſterreich mit ſeiner wohlgefügten Grenzlinie außer dem preußiſchen Schleſien nur Sachſen und Bayern berührte, hatten faſt alle deutſchen Staaten mit dem vielgezackten Preußen ein Stück Grenze gemeinſam, die norddeutſchen waren von ihm umſchloſſen. Am wichtigſten war, daß Preußen durch den Zollverein mit dem übrigen Deutſchland ein einheitliches Zoll- und Handelsgebiet bildete und damit Handel und Wandel

den festen Halt gab, der im alten Reich gefehlt hatte. Von seinen beiden großen Hauptteilen stieß ferner der eine an Frankreich, das dem Volke noch immer als der Erbfeind galt; Österreich dagegen hatte sich vom Westen ganz zurückgezogen. Allenthalben deckten sich demnach Preußens Interessen mit den allgemein deutschen. War es auch stark genug, sich selber zu wehren, konnte es doch im Notfall der deutschen Genossen nicht gut entraten; vollends sahen sich diese, namentlich gegen Frankreich, auf den Schutz der Hohenzollern angewiesen.

So sprachen klare und natürliche Gründe für den Anschluß an Preußen. Tiefer Blickende dachten auch an die Geschichte dieses Staates, an seine alten Großthaten, an seine Leistungen in den Befreiungskriegen, endlich an seine treffliche Verwaltung und die straffe, ihm eigentümliche Zusammenfassung und Pflege der staatlichen Kräfte. Wie weit ihm Österreich in dieser Beziehung nachstand, enthüllte 1859 der französisch-italienische Krieg.

Zu derselben Zeit hatte Preußen die Augen aller Deutschgesinnten auf sich gerichtet. Prinz Wilhelm übernahm im Oktober 1858 die Regentschaft an Stelle seines hoffnungslos erkrankten Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., und seine ersten Reden und Handlungen bekundeten den ernsten Willen, die Erstarrung, welcher der Staat anheimgefallen war, zu lösen, für Deutschlands Wehrkraft zu sorgen und Österreich gegenüber eine selbständige Haltung einzunehmen, im preußischen wie im deutschen Interesse. Leider fiel auf die ersten Frühlingshoffnungen bald ein kalter Reif durch einen schweren innern Zwist, der über die Umformung des Heeres ausbrach, welche der König als seine dringendste und unabläßige Pflicht betrachtete. Doch gerade dieser Verfassungsstreit bewog den König, denjenigen Mann zu berufen, welcher aus dem gehaßtesten Preußen der gefeiertste Deutsche werden sollte.

Am 8. Oktober 1862 übernahm Otto v. Bismarck den Vorsitz des Ministeriums und das Auswärtige. Zunächst glückte es nicht, einen friedlichen Ausgang des unseligen Verfassungsstreites zu finden, und während er in aller Schärfe weiterging, trat die Notwendigkeit ein, den unter dänischer Herrschaft stehenden Herzogtümern Holstein und Schleswig zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das trotzige nordische Königreich, von Österreich und Preußen im Verein besiegt, mußte im Wiener Frieden vom Oktober 1864 die beiden Herzogtümer und Lauenburg abtreten. Nun brach jedoch zwischen den Verbündeten Zwist aus, wie über die für Deutschland wiedergewonnenen Länder verfügt werden sollte, und Bismarck scheute den Krieg nicht. Das unerträglich gewordene Verhältnis mußte beseitigt werden, und das war nur möglich, wenn Österreich aus dem Deutschen Bunde gedrängt wurde.

Der Kampf, dessen hauptsächlichste Handlungen sich in wenigen Tagen abspielten, schloß am 26. Juli 1866 mit dem Präliminarfrieden von Nikolsburg. Österreich schied völlig aus Deutschland aus und verzichtete auf jedes Einspruchsrecht in die deutschen Dinge. Es gestand einen Bund der norddeutschen Staaten mit Preußen und die Errichtung eines besonderen süddeutschen Bundes zu. Auch seine Rechte auf Schleswig-Holstein trat es an Preußen ab und erkannte die von diesem in Norddeutschland vorzunehmenden Gebietsveränderungen an.

Mit Österreich hatten auch einige norddeutsche und die süddeutschen Staaten gegen Preußen die Waffen ergriffen. Daher wurden die Gebiete von Hannover, Hessen-Kassel, Hessen-Homburg, Nassau und die Freie Stadt Frankfurt Preußen einverleibt, so daß der Staat um mehr als eintausend Quadratmeilen zunahm. Am 1. Juli 1867 trat die inzwischen vereinbarte Verfassung des Norddeutschen Bundes unter dem Vorsitz Preußens in Kraft.

Ein gewaltiges Werk war geschaffen, aber die deutsche Einheit noch nicht vollendet. Der französische Kaiser Napoleon III. hatte sich eingemischt, und so mußte der Abschluß späterer Zeit überlassen bleiben. Schneller, als sich erwarten ließ, sollte die rechte Stunde kommen, und der Kaiser selber rückte den Zeiger der Uhr vor.

Napoleon hatte seine größte Zeit bereits hinter sich. Wenige Jahre vorher lauschte ganz Europa seinen Worten, wie einst auf die seines gewaltigeren Oheims. Aber eine nach äußeren Erfolgen allzu begierige Politik hatte des Kaisers Ansehen erschüttert, während sich im Lande selbst der Widerspruch regte gegen einen Herrscher, der in einem demokratisch angelegten Staate selbstherrlich regieren wollte, gestützt auf die allgewaltige Polizei, auf Vereins- und Preßzwang und auf die Geistlichkeit. Die Unbeständigkeit der Staatsform, welcher Frankreich seit der großen Revolution anheimgefallen war, nötigte jede Regierung, beständig um die Gunst der Massen zu buhlen, und Napoleons größte Sorge war, die Nachfolge seinem Sohne sicher zu stellen.

Die Franzosen hatten sich, durch die Geschichte der letzten Jahrhunderte verführt, in eine Selbstüberschätzung hineingearbeitet, die zur thörichten Eitelkeit ausartete; sie übersahen, daß ein gutes Teil der französischen Größe nichts als die Schwäche Deutschlands gewesen war. Daher reizten die gleichsam ohne Erlaubnis erfochtenen preußischen Siege ihre Empfindlichkeit; der Sieg bei Königgrätz oder Sadowa, wie man ihn in Frankreich nannte, wurde geradezu wie eine französische Niederlage angesehen, für die „Revanche" gefordert werden müsse. Napoleon hatte sich gründlich verrechnet, wenn er erwartete, Preußen werde Österreich unterliegen und dann genötigt sein, Frankreichs Gunst durch eine Abtretung an der Westgrenze zu erkaufen. Irgend einen Landvorteil zu erreichen, um seine Franzosen zu befriedigen, blieb des Kaisers Begehren, zugleich wollte er, damit nicht die Aufregung weiter stieg, die Vollendung der deutschen Einheit hindern. Dennoch wünschte er einen Krieg möglichst zu vermeiden. Er ergriff also eine Politik, welche die nationale Gesinnung in Deutschland nur fördern konnte, und gleich ihre erste Folge war gewesen, daß die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden dem Friedensschlusse mit Preußen ein geheimes Trutz- und Schutzbündnis hinzufügten und versprachen, im Falle eines Krieges ihre Truppen unter preußischen Oberbefehl zu stellen.

Da die öffentliche Meinung Frankreichs, von der Pariser Presse geschürt, nicht zur Ruhe kam, verfiel Napoleon auf den Plan, Luxemburg zu erwerben. Das Land, dessen Großherzog der König der Niederlande Wilhelm war, gehörte bisher zum Deutschen Bunde, und in der Hauptstadt als Bundesfestung lag preußische Besatzung. In den Norddeutschen Bund war jedoch Luxemburg nicht eingeschlossen worden. Gleichwohl brauste in Deutschland, als die Sache ruchbar wurde, lebhafter Unwille auf; aus dem Handel wurde nichts, nur daß Preußen 1867 die Räumung und Schleifung der uneinnehmbaren Festung und die Neutralisierung des Landes zugestand. Eine sehr geringe Genugthuung für Napoleon, der sich nur eine neue Niederlage geholt hatte und daher erst recht bedacht war, sie wett zu machen.

Der Kaiser mußte sich überzeugen, daß für ihn von Preußen nichts zu erwarten sei. Versuche, Österreich und Italien zu festen Abmachungen für den Kriegsfall zu gewinnen, brachten nicht das gewünschte Ergebnis. Dazu quälte den alternden Mann schwere Krankheit, die ihn mit heftigen Anfällen packte und seine frühere Entschlossenheit lähmte. Überall sah Napoleon Schwierigkeiten und Gefahren und geriet darüber in innern Zwiespalt. Das Gespenst seines großen Oheims trieb ihn an, den Vorwurf, er habe Frankreichs Ansehen heruntergebracht, durch einen blendenden Erfolg zu widerlegen, während er im Herzen Ruhe wünschte. Der Kaiser versuchte es daher mit inneren Reformen; er berief ein liberales Ministerium unter Ollivier, und der günstige Ausfall des Plebiscits, der allgemeinen Volksabstimmung vom 8. Mai 1870, welche die Verfassungsänderung bekräftigte, gab ihm einige Beruhigung. Allein die demokratische Linke und die imperialistische Rechte bekämpften beide aus entgegengesetzten Gründen die Regierung, und nach wie vor blieb der Kaiser unter dem Drucke des Bewußtseins, daß sein verblaßter Ruhm eine Auffrischung erfordere und in keinem Falle noch mehr getrübt werden dürfe.

Die preußische Staatsleitung verfolgte den Gang der Dinge mit gespannter Aufmerksamkeit und unveränderlicher Ruhe. Daß Napoleon über kurz oder lang Streit suchen würde, wußte jeder Kenner Frankreichs. Die Lage war sehr ähnlich, wie einst vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges. Der norddeutsche Bundeskanzler wünschte den Frieden, doch nicht so, daß er den Kampf um jeden Preis zu vermeiden gesonnen war. Eine augenblickliche Kriegsgefahr lag nicht vor, doch der Friedensstand hing an einem dünnen Faden, den jede Störung zerreißen konnte.

Nach Photogr. v. Reichard u. Lindner in Berlin.

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen.

Wau

Zweiter Abschnitt.

Deutschland im Jahre 1870.

Seitdem der Deutsche Bund aufgelöst und Österreich ausgeschieden war, zerfiel Deutschland in zwei voneinander völlig getrennte Teile. Der weitaus größere war der Norddeutsche Bund mit über 30 Millionen Einwohnern, während die nicht zu ihm gehörigen deutschen Gebiete nur etwa 8 Millionen enthielten. Der Bund umfaßte neben Preußen, das allein 24 Millionen zählte, 20 norddeutsche Staaten sowie den nördlich vom Main gelegenen Abschnitt von Hessen-Darmstadt, so daß nur dessen südlicher Teil, dann die Königreiche Bayern und Württemberg und das Großherzogtum Baden außerhalb lagen. Der Vorsitz im Norddeutschen Bunde stand der Krone Preußen zu; ihr gebührten die gesamte völkerrechtliche Vertretung und die Ausführung der Bundesgesetze. Der König von Preußen führte als Bundesfeldherr den Oberbefehl über die gesamte Landmacht in Krieg und Frieden und hatte das Recht, alle militärischen Einrichtungen anzuordnen. Die Bundesgesetzgebung übten der Reichstag und der Bundesrat aus. Der erstere ging aus allgemeiner geheimer Wahl hervor; der Bundesrat, dessen Mitglieder die einzelnen Staaten ernannten, zählte 43 Stimmen, von denen Preußen 17 führte. Auch eine Flotte, ebenfalls unter dem Oberbefehl des Bundesfeldherrn, wurde geschaffen. Sie war freilich noch nicht groß; unter der ihr verliehenen schwarz-weiß-roten Flagge fuhren 1869 44 Dampfer, 8 Segelschiffe und eine Anzahl kleinerer Boote.

An der Spitze des Bundes stand ein Herrscher, hinter dem bereits ein langes, ereignisschweres Leben lag. König Wilhelm, geboren am 22. März 1797 in Berlin als zweiter Sohn König Friedrich Wilhelms III., hatte im Knabenalter alle Bitternis durchgekostet, den jähen Zusammenbruch des Staates, den frühen Tod seiner von Gram verzehrten, herrlichen Mutter Luise. Dann durfte er als Jüngling den königlichen Vater auf dem Feldzuge gegen Frankreich begleiten und erwarb sich bei Bar fur Aube das Eiserne Kreuz.

Nicht zum Throne bestimmt, hielt sich der Prinz von politischen Geschäften fern und widmete sich desto eifriger dem Militärwesen, das er wissenschaftlich und praktisch gründlich beherrschen lernte. Stets blieb seine erste Sorge der Armee zugewandt, und er war auch im Herzen ein wackerer Kriegsmann, der überlegt und ruhig die Furcht oder ängstliches Zurückweichen nicht kannte. Durchdrungen von der Pflicht, die von den Vorfahren ererbte monarchische Gewalt ungeschmälert zu erhalten, entschloß sich der Prinz nur schwer, seine Zustimmung zu ihrer Veränderung zu geben. In den Bewegungsjahren erachtete er die Aufrechterhaltung von Zucht und Ordnung für die wichtigste Aufgabe, aber trotz trüber persönlicher Erfahrungen, die er hatte machen müssen, erschien ihm die einmal verliehene Verfassung als unantastbar, weil sie durch königliches Wort verbürgt war. Nimmermehr hätte er ein gegebenes Versprechen zurückgenommen, denn Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Wahrheit waren die ehernen Grundpfeiler seines Seins. So trat er auch auf, als ihm erst die Regentschaft und im Januar 1861 nach des Bruders Tode die Krone zufiel. Der Verfassungsstreit erfüllte den König mit tiefem Kummer, weil er in dem Widerstande einen Angriff auf die gesetzliche und notwendige Macht der Krone erblickte und ihn das Mißtrauen des Volkes schmerzte; aber wie ihm seine Überzeugung verbot, die Umgestaltung des Heeres aufzugeben, wollte er auch nicht das Recht des Landtags verletzen. Der siegreiche Krieg gegen Österreich machte dem

Streit ein Ende. Der Weisheit des Königs war die glückliche Förderung auch der deutschen Sache zu danken. Fortan umgab Wilhelm die Liebe und Verehrung des Volkes. Obgleich er bereits in die siebziger Jahre eingetreten war, bot der König noch immer eine stattliche, echt soldatische Erscheinung. Straff aufgerichtet, wußte er das feurige Roß zu tummeln wie der jüngste. Die freundlichen Augen in dem markigen, offenen Gesichte mit weißem Bart zeigten ungeschwächt die sichere Ruhe und Hoheit des Geistes und seine edle Milde. Bereit zum gütigen Verzeihen, tadelnd, wo es nötig war, doch nicht verletzend und gern auch ein freundliches Wort hinzufügend, übte der König wahre Menschlichkeit. Die Rede floß ihm nicht in glänzendem Strome vom Munde; um so klarer waren die knappen Sätze.

Der kriegerische Ruhm veränderte den Sinn des Herrschers nicht; schlicht und einfach blieb sein Wesen, sein tägliches Leben der Arbeit gewidmet. Die Pflicht ging ihm über alles. Selten ist ein Fürst, der Festigkeit des eigenen Willens und selbständiges Urteil im reichsten Maße besaß, so geneigt gewesen, auch andern Rat zu hören und sich von seiner Richtigkeit überzeugen zu lassen, bereit, dem Fortschritte der Zeit zu folgen. Weil der König nur auf wahren Wert sah, besaß er die große Gabe, die tüchtigsten Männer heranzuziehen. Ihre Vorschläge nahm er zu ehrlicher Prüfung entgegen; diese Getreuen hielt er hoch in Ehren und erwies ihnen stetige, neidlose Dankbarkeit. Die Sinnesweise des erhabenen Monarchen war klarste Lauterkeit. Der Verstellung unzugänglich, sprach er gleich beim Antritt der Regentschaft seinen Abscheu vor Heuchelei und Scheinheiligkeit aus, denn tiefe und echte Frömmigkeit, ohne Überschwang und ohne dogmatische Grübelei, erfüllte sein Herz. Demütig beugte er sich vor Gott, auf dessen Hilfe er vertraute, aus innigem Gebet gewann er Kraft und Zuversicht für die Erfüllung seines Berufes, und dankbar schrieb er seine Erfolge Gottes Gnade zu. In stillen Stunden hat er bei wichtigen Lebensabschnitten seine Empfindungen in kurzen, einfachen und mit ihrer Innerlichkeit ergreifenden Aufzeichnungen ergossen. König Wilhelm war unübertrefflich an Seelengröße, nicht über menschliches Maß hinausragend, doch ein vollendeter Mensch. Kein edlerer Mann konnte auserlesen werden, das ganze deutsche Volk zu führen.

Der König war seit 1829 vermählt mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, einer hochgebildeten Fürstin, die später der Krankenpflege und milden Stiftungen hingebende Thätigkeit zuwandte. Die Ehe war mit zwei Kindern gesegnet, einem Sohne und einer Tochter Luise, die 1856 den Großherzog Friedrich von Baden heiratete. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, geboren am 18. Oktober 1831, erhielt neben der militärischen Ausbildung eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung, und sein vielseitiger Geist öffnete sich gern dem Leben in allen seinen Erscheinungen. Besondere Vorliebe hegte er für die Geschichte, namentlich seines Staates und dessen großer Fürsten. Seine Gemahlin, die englische Prinzeß Viktoria, teilte diese Neigungen und verband mit ihnen eine eifrige Pflege der Künste.

Während in König Wilhelm die eine Seite des hohenzollernschen Wesens, die treue Fürsorge für Haus und Staat, verkörpert war, gehörte der Kronprinz mehr zu den seltneren Charakteren dieser Familie, in denen sich das strenge Pflichtgefühl mit einer gewissen Weichheit und lebhaften Empfindung paarte. Daher waren Vater und Sohn nicht von gleicher Art, und obgleich der edle Sinn beider keine Störung aufkommen ließ, dachte der Kronprinz in manchen Beziehungen anders. Fühlte sich der König stets in erster Linie als Preuße, war der Sohn für Deutschland begeistert. Überall schlug dem Thronfolger warme Liebe entgegen. Sein aus wahrer Liebenswürdigkeit entspringendes leutseliges Wesen, die ungezwungene Weise sich zu geben, seine menschliche Teilnahme gewannen ihm alle Herzen. Ein hochgewachsener, schlanker Mann, das regelmäßige Gesicht von blondem Vollbart umrahmt, erschien er als das Ideal männlicher Schönheit. Seitdem seine Armee die Schlacht von Königgrätz entschieden hatte, schmückte den glücklichen Feldherrn auch der Lorbeer des Sieges, aber die Vertrauten wußten, einen wie tief schmerzlichen Eindruck der blutige Jammer der Schlachtfelder auf den bewunderten Helden gemacht hatte. In ihm schien sich alle Trefflichkeit harmonisch zu vereinen.

Auf eine glänzende kriegerische Laufbahn konnte Prinz Friedrich Karl, ein Brudersohn des Königs, geboren am 20. März 1828, zurückschauen. Eine kraftdurchdrungene Gestalt, von ganzer Seele Soldat, durch eine mit Vorsicht

Kronprinz Albert von Sachsen.

Mgdi

gepaarte Kühnheit und zugleich durch gründliches Studium aller kriegerischen Wissenschaften ausgezeichnet, hatte er sich schon in den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849, in Schleswig und in Baden hervorgethan. Der dänische Feldzug erneuerte und vergrößerte seinen Ruhm. Gegen Österreich führte er die erste Armee nach Böhmen und veranlaßte den Angriff bei Königgrätz, wo seine Truppen den furchtbaren Kampf in der Mitte führten. Energisch drang er dann dem Feinde bis zur Donau nach. Den „eisernen" oder seiner geliebten Husarenuniform wegen den „roten" Prinzen nannte das Volk den gefeierten fürstlichen Krieger.

Der böhmische Krieg war die große Probe der Armee und ihrer Führer gewesen. Wie man in Preußen vielfach den Beginn des Kampfes ungern und mit schwerer Sorge gesehen hatte, so war auch der gemeine Soldat nicht mit rechter Siegesgewißheit ausgezogen. Aber die leitenden Männer wußten sehr wohl, was gewagt werden durfte, wie zuverlässig das Heer und wie trefflich seine Ausrüstung war. Gleich die ersten Zusammenstöße erwiesen die Richtigkeit ihrer Rechnung. Da offenbarten sich Zucht, Ausdauer, freudige Tapferkeit, bewußte Hingabe an das Vaterland und seine hohen Zwecke. Der Soldat war „zum Küssen", wie Bismarck sagte, und der starke Zusatz gebildeter Männer in den Reihen that treffliche Wirkung. Die Befehlshaber ließen es an sich nicht fehlen, sie vereinten strengen Gehorsam und kühnes Handeln mit sicherm Überblick. Auf einmal wurde klar, welche Intelligenz, welcher Heldenmut in dem preußischen Offizierkorps walteten, daß Exerzierplatz und Manöver wirklich dem Schlachtfelde vorgearbeitet hatten. Wie viele Namen leuchteten neben denen der Höchstkommandierenden in hellstem Glanze auf!

Der beispiellos glückliche Erfolg wiegte den Sieger nicht in Sicherheit ein. Sofort legte er Hand an, die gemachten Erfahrungen zu verwerten und da zu bessern, wo sich Änderungen als notwendig gezeigt hatten. Die Siege waren hauptsächlich der Infanterie zu verdanken, und ihre Waffe, das Zündnadelgewehr, hatte sich glänzend bewährt. Weniger entsprach die Artillerie den Anforderungen; nun wurde in den Kruppschen Stahlhinterladern eine vorzügliche Ausstattung gewonnen und die bisherige zurückhaltende Fechtweise in thatkräftiges Vorgehen und aufopferndes Ausharren umgewandelt. Eine durchgreifende Änderung erfuhr auch die Reiterei. Ihr wurde fortan als vornehmlichste Aufgabe der schnelle Ritt gestellt, die Zerstreuung vor den marschierenden Kolonnen zur Verschleierung der Bewegung und vor allem zur Aufklärung der feindlichen Stellungen. Auch der Train erhielt zum Zweck geregelterer Verpflegung eine weitere Ausbildung.

In den folgenden Friedensjahren lag daher dem Kriegsministerium eine riesenhafte Thätigkeit ob, die Neuformung der norddeutschen Armee, die Vermehrung der Truppenkörper, die neue Ausrüstung und raschere Mobilmachung. Das Werk konnte keinem Besseren anvertraut sein als Albrecht von Roon. Ausgezeichnet durch rastlosen Fleiß und wissenschaftliche Tüchtigkeit als Begründer der Militärgeographie und als Lehrer der Taktik, der sich des Prinzen Friedrich Karl als seines hervorragendsten Schülers rühmen durfte, wurde Roon früh mit dem Prinzen Wilhelm befreundet und 1859 ausersehen, dessen eigenstes Werk, die Umgestaltung des Heeres, durchzuführen. In heißen Redeschlachten mit dem Abgeordnetenhause verfocht der Kriegsminister mit Geschick und Nachdruck den Willen seines königlichen Herrn. Die glänzende Bereitschaft des Heeres 1866 war seine schönste Rechtfertigung.

Der geistvolle Kopf des Heeres war der Chef des Generalstabes Helmuth von Moltke. Einem alten mecklenburgischen Adelsgeschlecht entstammend, am 26. Oktober 1800 in Parchim geboren, empfing er, da sein Vater dänische Dienste genommen hatte, den ersten Unterricht in Kopenhagen, trat aber bald in die preußische Armee über. Schon als junger Offizier, nicht mit Glücksgütern, dafür mit glücklichster Begabung ausgestattet, erregte Moltke auf der Kriegsschule Aufmerksamkeit und wurde früh in den Generalstab versetzt, in dem er seine ganze Dienstzeit verblieb. Der lange, hagere Herr mit dem bartlosen, feingeschnittenen Gesicht, das im Alter zahllose kleine Falten durchfurchten, mit den festgeschlossenen Lippen und dem scharfen, klugen Blicke barg hinter seiner schlichten, anspruchslosen Erscheinung weiteste Kenntnisse, tiefsten Geist und regstes Verständnis für alles Schöne. Ein Meister der Feder, selbst ein sinniger Dichter, handhabte Moltke auch das Wort sicher und überzeugend, stets kurz und bündig, aber in den wenigen Worten Gedankenreichtum ausstreuend; der in seinem Amt und

über seine Entwürfe Schweigsame konnte ein anregender und witziger Unterhalter sein. Wie in ihm ein Künstler steckte, faßte er auch die Kriegführung nicht als eine zu erlernende Wissenschaft, sondern als eine Kunst auf. Die Lehren eines Scharnhorst und Clausewitz mit selbständigem Geiste ergreifend, stellte Moltke die Einzelheiten eines Feldzugsplanes nicht gleich auf weit hinaus bindend fest, sondern paßte im Verlaufe die Ausführung den wechselnden Lagen an; der besonnen überdachten, dann rasch entschlossenen Handlung innerhalb der Gesamtidee ließ er freien Raum. Wagemutig, mit stählernen Nerven, konnte er alles an die Erringung eines vollständigen Sieges setzen. Jede für einen Krieg erforderliche Maßnahme ließ er sorgfältig vorbereiten. Der Generalstab hatte stets für alle Fälle die Pläne fertig, um die Eisenbahnen zum ersten Aufmarsch auszunützen; die fremden Länder, ihre Straßen und Hilfsmittel wurden studiert. Durch seine sichere Beobachtung und unparteiische Auswahl erfreute sich das Heer einer so großen Anzahl ausgezeichneter Führer. Seit 1858 Chef des Großen Generalstabes hatte Moltke auch den österreichischen Krieg vorbereitet und die Pläne für ihn aufgestellt. Erst durch diese Siege wurde sein Name allgemein bekannt, doch vor dem großen Strategen lag trotz seiner siebzig Jahre noch der höchste Gipfel des Ruhmes.

v. Roon.

Das schneidige Werkzeug des Heeres hatte im Dienste des Königs sein erster Minister in Bewegung gesetzt. Geboren am 1. April 1815 zu Schönhausen, trat Bismarck zuerst als entschiedenster Vertreter der streng-konservativen Partei, als schärfster Vorfechter für ein machtvolles Königtum in die Öffentlichkeit. Anfangs dem Zusammengehen mit Österreich geneigt, erkannte er, seit 1851 Gesandter beim Deutschen Bunde in Frankfurt, wie wenig von Österreich für die gerechtfertigten Wünsche Preußens und für die Besserung der elenden deutschen Zustände zu hoffen war; als Gesandter in Petersburg und nachher in Paris gewann er tiefen Einblick in die großeuropäische Politik. Überzeugt von dem Rechte seines Königs, trat er auch deswegen für die Neuordnung des Heeres ein, weil Preußen stark sein mußte, um die ihm gebührenden Aufgaben für sich und damit für das deutsche Volk durchzuführen.

Bismarck war gleich gewaltig an Leib wie an Geist. Eine Hünengestalt, ein rechter deutscher Recke, schwer und breitschulterig, das mächtige Haupt stolz erhoben, aus den starküberbuschten Augen feurig blickend, sah er wie ein Krieger aus, und mit Vorliebe trug er später die Kürassieruniform. In der That war er auch ein unerschrockener Kämpe, die Gefahr wägend, dann furchtlos wagend, der vorsichtig ausbog, um desto entschlossener vorzugehen, und sich nie überraschen ließ, denn stets hatte er alle Möglichkeiten erwogen und war schlagfertig für jeden Fall. Auch in Herz und Sinn ein rechter Deutscher, war er stolz auf die Kraft des Volkes, dem er angehörte, und verzweifelte nie an dem Siege des gesunden Sinnes. Gern nahm er an den Freuden des Lebens Anteil, Feld und Wald waren ihm der liebste Aufenthalt. Zu seinem Könige hielt er wie ein Gefolgsmann der alten Zeit, in persönlicher Treue und ehrfurchtsvoller Liebe, und in seinem Herrn erblickte er zugleich den Hort des gesamten Vaterlandes.

Mit starker Leidenschaft ausgerüstet, fühlte Bismarck leicht in sich die deutsche Wut entbrennen, und dann konnte er hintreten mit furchtbarer Gewalt. Seine Rede floß nicht glatt, sondern wuchtig dahin, bald die Einwürfe der Gegner vor sich hinstoßend, wie ein Wildbach die Felsblöcke, bald die schwierigsten Fragen mit unentwegter Ruhe behandelnd. Reich an Bildern, an glücklich und geistreich ergriffenen Beispielen aus Geschichte und Leben, trafen seine Worte sicher und fest. Ebenso glänzend waren die diplomatischen Noten. Oft sprach der Verfasser seine Absichten mit verblüffender Offenheit aus, ganz anders als man es in der Politik gewohnt war. Bismarck

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Prinz Friedrich Karl von Preußen, nach H. v. Angeli.

Mail

konnte so sprechen und schreiben, weil er die Dinge erkannte und beherrschte, wie kaum je ein Staatsmann. Sein Sinn war auf den Kern gerichtet, der Schein blendete ihm den klaren Blick nicht. Nicht auf Reden, sondern auf die machtvolle That kam es ihm an. Daher überwand er in sich den Grundfehler der Deutschen. Bismarck hat einmal gesagt, er habe von Natur mehr das Bedürfnis nicht zu gehorchen, als zu herrschen besessen, und derselbe Zug hatte die Deutschen politisch heruntergebracht. Er aber erkannte, daß ohne Macht, ohne feste Leitung, ohne Einheit nichts zu thun sei. Daher hielt er fest an der königlichen und staatlichen Autorität, als dem eigentlichen Grunde alles politischen und wirtschaftlichen Bestandes, darum aber wußte er auch, daß Deutschland nicht mit schönen Hoffnungen, sondern nur mit Blut und Eisen geeinigt werden könnte.

Dieses Ziel hat Bismarck unverrückt verfolgt. Mit manchen Bedenken seines königlichen Herrn ringend, löste er in diesem Sinne erst die schleswig-holsteinische Frage, in der er mit staunenswertem Geschick sein größtes diplomatisches Meisterstück machte, dann nahm er den Krieg mit Österreich und dessen Genossen im Deutschen Bunde auf. Noch fehlte die Krönung des Werkes, ein alldeutscher Verband. Der Bundeskanzler erkannte, daß Übereilung nur schaden könne, und geflissentlich vermied er, auf die süddeutschen Staaten einen Druck auszuüben.

Nicht alle Deutschen waren so geduldig. Im norddeutschen Reichstage bildete die nationalliberale Partei die stärkste Gruppe. Sie unterstützte die deutsche Politik des Bundeskanzlers, dem nicht selten die Aufgabe zufiel, in den brausenden Wein Wasser zu gießen und ein zu starkes Vorwärtsdrängen aufzuhalten. Daß ihre bedeutendsten Führer, Rudolf v. Bennigsen und Miquel, aus Hannover waren, bewies am besten, wie die neuen Provinzen den neuen Zustand gern hinnahmen. Doch gab es in ihnen auch heftig Widerstrebende, wie die Welfen in Hannover, und selbst in Preußen hatte Bismarck auf den äußersten Flügeln, dem linken und dem rechten, manche erbitterte Gegner. Aber die allgemeine Stimmung begehrte lebhaft ein einheitliches Reich.

v. Hartmann.

Von den norddeutschen Staaten war Sachsen der bedeutendste, und sein Heer hatte auf Österreichs Seite gefochten. König Wilhelm verzichtete im Friedensschluß nur ungern auf das Land oder einen Teil, aber er sollte seine Nachgiebigkeit nicht bereuen; König Johann wurde sein getreuer Freund. Der bejahrte Fürst, hochgelehrt und stillem Thun zugewandt, hatte die Leitung seines Heeres dem talentvollen Kronprinzen Albert überlassen, der ebenso staatsmännisch wie militärisch durchgebildet sich als tapferer Feldherr bewährte und trotz der durch die österreichische Führung verschuldeten Niederlage seinen Truppen volle Anerkennung bei Freund und Feind erwarb. Oft schon hatte Sachsen gegen Preußen gekämpft, jetzt stand es mit ihm in engster Verbindung.

Es war kein Wunder, wenn der Krieg von 1866 und sein Ausgang in Süddeutschland vielfach unangenehme Empfindungen hinterließen. Die Ultramontanen in Bayern und die Demokraten in Württemberg sparten nicht mit scharfen Angriffen auf Preußen, das sie in den schwärzesten Farben malten, und obgleich es Männer genug gab, welche anders gesinnt waren, überwog in beiden Ländern der Partikularismus, die Abneigung gegen einen Zusammenschluß mit dem Norddeutschen Bunde. Dennoch kam der im Frieden mit Österreich in Aussicht genommene süddeutsche Bund nicht zu stande, weil er keinen Zweck gehabt und mehr Opfer erfordert als Nutzen gebracht hätte.

In Bayern regierte seit 1864 der jugendliche König Ludwig II. Wie sein gleichnamiger Großvater wandte er seine ganze Liebe den Künsten zu und, obgleich ein starker und schöner Mann, hegte er keine militärischen Neigungen. Auch an den Staatsgeschäften nahm er, der sich gern in die poetische Einsamkeit seiner Gebirgsschlösser zurückzog, keinen lebhaften Anteil. Stolz auf die Vergangenheit seines Hauses hielt Ludwig viel auf seine königliche Würde

und die Selbständigkeit seines Landes, ohne sich den höheren Anrechten Deutschlands zu verschließen. Nicht durch seine Schuld erlangten 1869 die Gegner Preußens, die sogenannten „Patrioten", die Mehrheit im Landtage und nötigten den Minister Fürst v. Hohenlohe, der gute Beziehungen mit dem Norden pflegte, zum Rücktritt.

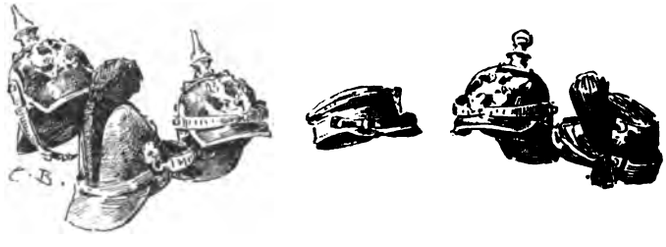
Die bayerischen Truppen hatten brav, aber unglücklich gefochten. Jetzt wurden unter Leitung des Prinzen Luitpold, des Oheims des Königs, Reformen nach preußischem Muster eingeführt und das Heer in zwei Armeekorps geteilt, deren Oberbefehl die Generale Freiherr von und zu der Tann-Rathsamhausen und v. Hartmann erhielten, der erstere ein längst erprobter Soldat von ganz deutschem Herzen, der 1866 das Unheil vorausgesagt hatte, der andere bejahrt und von reicher Erfahrung, in seiner Jugend ein tapferer Offizier im Heere Napoleons I.

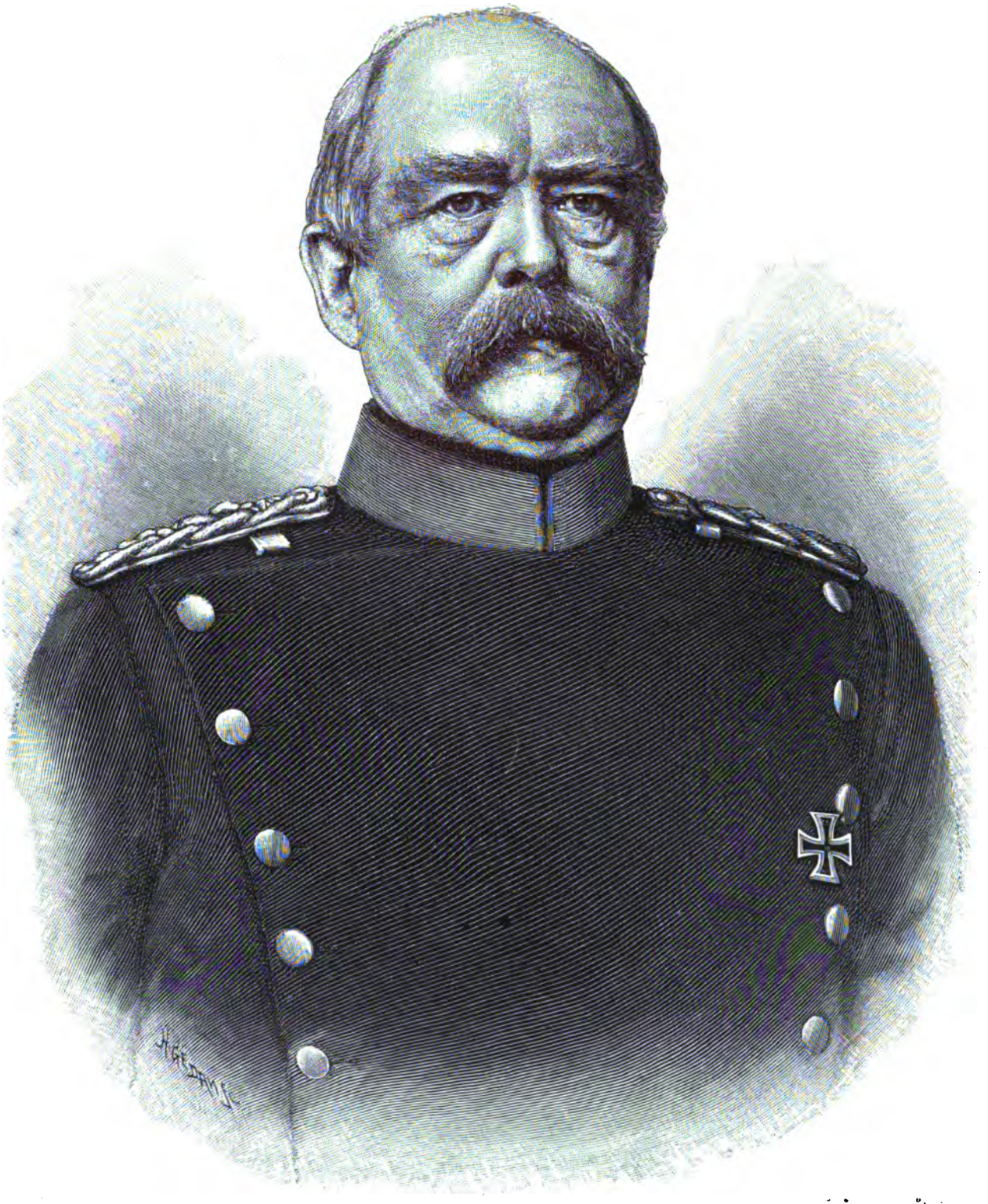
v. Obernitz.

In Württemberg war die deutsche Partei in der starken Minderheit, während die demokratische sogenannte Volkspartei die Schaffung eines selbständigen Südbundes und eine Verminderung des Militäraufwandes verlangte. König Karl hielt jedoch stand, bis sich plötzlich die Lage veränderte. Als norddeutscher Militärbevollmächtigter weilte General v. Obernitz am Stuttgarter Hofe.

Großherzog Friedrich von Baden, der seit 1852 regierte, der Schwiegersohn König Wilhelms, wäre am liebsten gleich von Anfang an dem Norddeutschen Bunde beigetreten; denn nur übermächtigen Verhältnissen gehorchend hatte der großherzige, allezeit deutsch denkende und auf Preußen hoffende Fürst 1866 seine Mannschaften zu dessen Gegnern gestellt. Bismarck selbst wünschte in Rücksicht auf Bayern und Württemberg Zurückhaltung und beschränkte sich auf einen Vertrag, der die Verschmelzung der badischen Truppen mit den norddeutschen anbahnte. Kriegsminister war General v. Beyer. Gleich der Regierung empfand auch die große Mehrheit im Lande; Baden war der feste Sitz nationaler Hoffnungen.

Der Himmel Deutschlands war demnach nicht ganz hell und heiter. Manche Wolken zogen an ihm hin, und wohl war es möglich, daß sie sich zu einem Unwetter zusammenballten. Auf der einen Seite Österreich, das im Schmerze der frisch empfangenen Wunde unzuverlässig werden konnte, auf der andern das lauernde Frankreich, im Norden das grollende Dänemark. Dazwischen im Lande selbst die partikularistischen und Preußen hassenden Parteien: noch war also die deutsche Zukunft nicht im sichern Hafen geborgen. Glaubten doch die Franzosen gar, auf die Süddeutschen gegen Preußen rechnen zu dürfen. Sie sollten bitter enttäuscht werden!





Nach Photogr. v. Loescher u. Petsch in Berlin.

Graf Bismarck.

Mao

Dritter Abschnitt.

Die Ursache des Krieges.

Plötzlich und unerwartet bricht manchmal auf See der Sturm herein und verwandelt jäh dahinrasend die Wellen in kochenden Gischt. Wehe dem Schiffer, der sich überraschen läßt! So tobte im Juli 1870 auf einmal die Kriegsfurie los, aber das deutsche Schiff hatte wachsame Steuerleute, und ihr heller Ruf: „Alle Mann auf Deck!“ vereinte sofort die getreuen Gefährten.

In den letzten Jahren hatte sich Europa kaum jemals so allgemeiner Ruhe erfreut, wie zu Anfang des Julimonates. Der Ministerpräsident Ollivier erklärte in der französischen Kammer — und er meinte es ehrlich —: die Erhaltung des Friedens sei nie gesicherter gewesen als jetzt, es schwebe kein Zwischenfall. König Wilhelm weilte in Ems zur Brunnenkur, Bismarck, Moltke, Roon und andere Minister genossen ihren Sommerurlaub. Da kamen plötzlich Sturmvögel aus Paris.

Im September 1868 war die spanische Königin Isabella durch eine Revolution vertrieben, und darauf eine Regentschaft unter den Marschällen Serrano und Prim eingesetzt worden. Beide wünschten die Wiederherstellung des Königtums, doch es fiel ihnen sehr schwer, einen geeigneten Herrscher aufzufinden. Unter anderen faßten sie den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen ins Auge, weil er katholischer Religion und außer mit der preußischen auch mit der französischen und mit anderen Herrscherfamilien nahe verwandt war. Nach mehrmaligen Ablehnungen sagte der Prinz endlich Ende Juni 1870 zu.

Minister des Auswärtigen in Frankreich war der Herzog von Gramont, ein sehr selbstbewußter Mann, obgleich ihm die wichtigsten Eigenschaften eines Diplomaten, Überlegung und Urteil über die Tragweite seiner Handlungen, durchaus fehlten. Die hohenzollernsche Kandidatur erschien ihm sofort als ein preußisches Ränkespiel, das zugleich der Machtstellung Frankreichs höchst gefährlich sei.

Gramonts feine Witterung einer argen preußischen Tücke ging freilich in die Irre. König Wilhelm war wohl durch die Hausverträge Familienhaupt, aber nicht berechtigt, hohenzollernschen Prinzen, die zu ihm nicht in so engem Verhältnis wie die preußischen standen, in allen Angelegenheiten Vorschriften zu machen. Er betrachtete demnach die spanische Aussicht lediglich als Familiensache. Als sie wiederholt zur Erwägung kam, sprach er sich gegen das Unternehmen aus, ohne die Willensfreiheit des Prinzen beschränken zu wollen. Bismarck, den der König wie andere seiner Vertrauten persönlich, nicht amtlich befragte, urteilte günstiger, weil Preußen vielleicht wirtschaftliche Vorteile ziehen konnte; daß die Sache zum Kriege mit Frankreich führen würde, ließ sich damals nicht voraussehen. Als Prinz Leopold endlich auf das erneute, unmittelbare Angebot der spanischen Regierung einging, holte er vorher nicht des Königs Meinung ein, sondern berichtete nur seinen Entschluß mit der Bitte um Einverständnis. König Wilhelm war darüber wenig erfreut, doch fühlte er sich auch jetzt nicht zum Widerspruch

berufen. Die fortgesetzte Behauptung der Franzosen, Preußen habe die mißliche Wendung eingefädelt, war mindestens eine grobe Selbsttäuschung, obgleich der spanische Minister sogleich den Irrtum berichtigt hatte.

Daß Gramont die hohenzollernsche Kandidatur für gefährlich ansah, konnte ihm nicht verwehrt werden, aber es gab Mittel und Wege genug, sie friedlich zu beseitigen. Statt dessen ließ er sofort durch die Presse gehässigen Lärm gegen Preußen schlagen und erklärte am 6. Juli im Gesetzgebenden Körper auf eine Anfrage: Frankreich werde nicht dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze, das Gleichgewicht Europas störe und Frankreichs Interessen gefährde. Die Minister würden, wenn sich dieser Fall nicht verhindern lasse, ihre Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen. Damit deutete Gramont bereits öffentlich den Kriegsfall an und erschwerte ruhige Verhandlungen. Voll der französischen Eifersucht gegen Preußen glaubte er außer der Vereitelung jenes Planes zugleich dem beargwöhnten Nachbar eine so tiefe Demütigung auferlegen zu können, daß sie den Franzosen einem Siege gleich galt. Der Erfolg machte sich am schönsten, wenn ihn der König in Person darbieten mußte. Deshalb beauftragte er sofort den französischen Botschafter zu Berlin, der eben in Wildbad verweilte, nach Ems zu eilen und von König Wilhelm die Erklärung zu verlangen, er billige nicht den Entschluß des Prinzen und befehle ihm, davon abzustehen. Widerrufe der König nicht die von Prinz Leopold gegebene Zusage, so sei das der Krieg, und der Minister fügte hinzu: „Die Sache ist eilig, weil wir im Falle einer ungenügenden Antwort den Vorsprung gewinnen und übermorgen die Bewegungen der Truppen beginnen müssen, um in vierzehn Tagen ins Feld zu rücken". Der Herzog, der nur auf Frankreich sah, verfuhr von Anfang an so, daß er nicht mehr zurück konnte, wenn der König nicht seinen Willen erfüllte. Die Rücksichtslosigkeit war um so größer, als der Herrscher der Ruhe pflegte und seine Minister nicht um sich hatte.

König Wilhelm nahm am 9. Juli Benedetti nicht nur in liebenswürdigster Weise auf, sondern gab sich die Mühe, unter offener Darlegung der Verhältnisse dem Botschafter klar zu machen, wie ihn die Frage gar nicht als König, sondern nur als Familienoberhaupt berühre, er demnach unmöglich den verlangten Befehl erteilen könne. Er schrieb sogar alsbald an Leopolds Vater, Frankreich wolle augenscheinlich den Krieg, und er sei als Chef des Hauses, falls der Fürst den Rücktritt des Prinzen beschließen wolle, damit ebenso einverstanden, wie vorher mit der Annahme. Benedetti sah ein, daß die Antwort abzuwarten sei, während sein Vorgesetzter fortwährend drängte, weil die Kriegsrüstungen sofort beginnen müßten, und endlich das Verhalten des Botschafters offen tadelte und ein entschiedeneres Auftreten befahl. König Wilhelm dagegen unterhielt inzwischen mit Benedetti freundliche Beziehungen und ließ durchblicken, daß ihm der Zurücktritt des Prinzen lieb sein würde.

Da der Erbprinz noch nicht von einer Gebirgsreise zurückgekehrt war, telegraphierte am 12. Juli sein Vater, Fürst Anton, nach Spanien und an den spanischen Gesandten in Paris, im Namen seines Sohnes ziehe er die Kandidatur zurück, und gab die gleiche Nachricht in die Zeitungen. Der Herzog von Gramont verriet jedoch alsbald, daß es ihm nicht um Spanien und den Prinzen, sondern um den König von Preußen zu thun war. In seinem Übermut stellte er an den aus Ems zurückgekehrten norddeutschen Botschafter v. Werther mündlich das Ansinnen, der König möchte einen für die Öffentlichkeit bestimmten Brief an den Kaiser richten des Inhalts: er habe nicht glauben können, den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten, als er den Prinzen zur Annahme der Krone ermächtigte, und hoffe, indem er sich der Entsagung anschlösse, jeder Grund des Zwiespaltes zwischen beiden Nationen würde nunmehr verschwunden sein. Also einen Entschuldigungsbrief in bester Form sollte der König dem Kaiser schreiben.

Napoleon, der anfangs gehofft hatte, der Friede sei gesichert, wurde in dem Ministerrate bestimmt, noch eine neue Forderung an Preußen zu erheben: König Wilhelm sollte sich auch für die Zukunft verbindlich machen, daß er nicht von neuem die Kandidatur genehmigen würde. Das Verlangen war unpassend und sinnlos. Seine Folge konnte nur der Krieg sein, und in der That billigte der Kaiser die Fortsetzung der Kriegsbereitschaft.

Minister und Kaiser waren schon nicht mehr frei in ihren Entschlüssen. Sie hatten die öffentliche Meinung aufgestachelt und wurden nun selbst von den heraufbeschworenen Geistern beherrscht. In der Kammer warf Duvernois,

ein Abgeordneter der bonapartistischen Rechten, die nach Krieg lechzte und außerdem das ihr verhaßte liberale Ministerium bloßstellen wollte, die Frage auf, welche Bürgschaften das Kabinett ausbedungen habe, um eine Rückkehr der Verwickelungen mit Preußen zu vermeiden. In den Straßen der Hauptstadt tobte eine entflammte Menge, die nach Krieg schrie, und vor ihr fürchtete sich die Regierung mehr als vor Preußen. Wie zuerst die Notwendigkeit schneller Rüstungen, so betonte jetzt der Herzog in den Depeschen nach Ems die zwingende Gereiztheit der Gemüter.

Benedetti war nicht wohl ums Herz, als er sich am folgenden Morgen, dem 13. Juli, beeilte, dem Könige die Forderung seines Vorgesetzten vorzutragen. König Wilhelm war bereits auf der Promenade; als er dort den Botschafter erblickte, zeigte er ihm freundlich das Extrablatt, das die Ablehnung des Prinzen meldete, mit dem Bemerken, er werde wohl heute den aus Sigmaringen erwarteten Brief erhalten. Der Botschafter, vergessend, wie ungeeignet der Ort zu ernsten Verhandlungen war, verlangte augenblicklich das Versprechen, der König werde dem Prinzen verbieten, von neuem seine Kandidatur aufzustellen. König Wilhelm, überrascht und unwillig, lehnte zwar sofort ab, gleichwohl ließ er den unermüdlichen Benedetti weiter reden und gab ihm Antwort, bis er das Gespräch beendete mit dem höflichen Ausdrucke des Bedauerns, dieses neue und unerwartete Zugeständnis nicht machen zu können.

Mit höchster Langmut hatte der König in seiner Friedensliebe und Herzensgüte tagelang die unaufhörlichen Belästigungen des französischen Botschafters hingenommen. Als er jedoch nach Hause zurückgekehrt den Bericht Werthers vorfand, entschloß er sich, Benedetti nicht mehr zu empfangen, und ließ ihm, als er nun den Brief aus Sigmaringen erhielt, nur durch den Adjutanten sagen, er sähe den Zwischenfall als erledigt an. Da Benedetti zweimal um Audienz bat, schickte der König wiederum den Adjutanten, der noch erklären durfte, er gebe durchaus und ohne Rückhalt seine Zustimmung zu der Entsagung des Prinzen. Als der König am 14. Ems verließ, empfing er den Botschafter, der um Erlaubnis gebeten hatte, sich verabschieden zu dürfen, auf dem Bahnhofe und reichte ihm gütig die Hand mit den Worten, er habe ihm nichts weiter mitzuteilen; etwaige Verhandlungen würden durch die Regierungen gehen. Nur das geschäftige Gerücht schuf alsbald die Legende, König Wilhelm habe den Botschafter gleich auf dem Brunnenplatze kräftig abgefertigt; in Lied und Bild verbreitete sie sich durch ganz Deutschland.

Gramont wurde, als er den Ausgang des Promenadengespräches telegraphisch erfuhr, stark ernüchtert und angesichts der mutwillig heraufbeschworenen Gefahr unsicher. Doch mittlerweile hatte ein Staatsmann von anderem Schlage, als er war, eingegriffen. Bismarck verlor in seiner Varziner Zurückgezogenheit die Politik nicht aus den Augen. Sofort nach Gramonts Brandrede vom 6. Juli erklärte er freundliche Erörterungen für nicht mehr möglich; zwar sollten ihretwegen keine Händel angefangen werden, aber wenn die Franzosen angreifen wollten, dann wehe ihnen! Am 12. Juli abends nach Berlin zurückgekehrt, wies er am folgenden Morgen den Botschafter v. Werther an, sofort Urlaub zu nehmen; da erhielt er abends nach 6 Uhr, als er Moltke und Roon bei sich zu Tische hatte, aus Ems den vom Könige befohlenen Bericht über die Ereignisse des Vormittags.

Der Bundeskanzler lebte der Überzeugung, daß ein Krieg mit Frankreich, solange das gegenwärtige Regiment dauerte, stets wahrscheinlich sei. Er fürchtete ihn nicht, wollte ihn aber auch nicht veranlassen, solange er nicht durchaus notwendig war. Doch durfte sich Preußen nichts bieten lassen, um nicht sein eben gewonnenes Ansehen zu schädigen und die ihm feindlichen Elemente zu ermutigen. Daß Frankreich jetzt auf eine Demütigung hinarbeitete, war ihm gewiß; besser also, rasch entgegenzutreten. Denn daß dem ersten geglückten Vorstoß ein zweiter nachfolgen würde, ließ sich bei dem Charakter Napoleons und der Franzosen unschwer berechnen. Frankreich selbst hatte an die große Glocke geschlagen, Benedetti ein öffentliches Gespräch vor aller Augen herbeigeführt; die Welt mußte daher wissen, wie die Sache stand. Deshalb verfaßte Bismarck auf Grund des eben erhaltenen amtlichen Telegramms, das allein für ihn bestimmt war, ein anderes, das im Wortlaut sich jenem anschließend nur die Zwischensätze wegließ, welche die vom König geführten Verhandlungen betrafen. Der wirkliche Thatbestand wurde nicht verändert. Diese Depesche, die alsbald veröffentlicht wurde, lautete:

„Telegramm aus Ems vom 13. Juli 1870. Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind,

hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe".

Noch am Abend wurde das Telegramm in Berlin bekannt. Schon hatte man mit Staunen und Entrüstung das Gebaren der französischen Zeitungen verfolgt und die Überzeugung gewonnen, Frankreich arbeite auf den Krieg hin. Die Botschaft kam wie eine Erlösung, lauter Jubel feierte den König, der dem welschen Übermute seine Schranken gewiesen hatte. Am folgenden Morgen ging durch ganz Deutschland dasselbe Gefühl und zugleich eine frohe Ahnung des Kommenden.

In Paris dauerten die Ministerberatungen beim Kaiser fast den ganzen 14. Juli hindurch, lange schwankend angesichts der nun klar werdenden Tragweite des bisherigen Treibens. Zuerst kam aus Berlin die Nachricht vom Emser Telegramm, dann der ausführliche Bericht Benedettis, darauf meldete Werther seine Beurlaubung. Erst in der Nacht trat die entscheidende Wendung ein, indem endgültig die Einberufung der Reserven und damit der Krieg beschlossen wurde. Die letzten Gründe sind nicht recht klar; man sah wohl ein, daß sich nicht mehr zurückstauen ließ, ohne den Thron des Kaisers durch die Franzosen selbst zu gefährden, und hielt für notwendig, Preußen zuvorzukommen.

Am 15. Juli nahm der Senat die Erklärungen des Ministerpräsidenten mit einhelliger Begeisterung auf. Im Gesetzgebenden Körper erhoben die Mitglieder der Linken unter Thiers vergeblich Widerspruch; sie wurden als Vaterlandsverräter niedergeschrieen, und ohne ernstliche Prüfung des Sachverhaltes genehmigte die Kammer die erforderlichen Mittel. Ollivier sprach dabei das große Wort: er übernehme „leichten Herzens" die Verantwortung; der Kriegsminister Leboeuf versicherte, die Armee sei „erzbereit", und wenn der Krieg ein Jahr dauere, brauche man keinen einzigen Gamaschenknopf anzuschaffen. Es war auch die höchste Zeit für die Ungeduld der Pariser. Darum lohnte rasendes Triumphgeschrei und hohnvolles Wüten gegen Preußen die Regierung. „Nach Berlin!" war die allgemeine Losung.

Gramont, Ollivier und Genossen haben später alle Schuld von sich abzuwälzen und Preußen als teuflischen Friedensstörer an die Wand zu malen versucht. Wer rücksichtslos einen Stein schleudert, ist haftbar, wenn er trifft. Gramont ging vor, wie ein Spieler, der die Partie durchaus gewinnen will, ohne zu bedenken, daß auch ein Gegner vorhanden ist. Nur auf seinen Ruhm bedacht, riß er sogleich Frankreich in wilder Aufregung mit sich fort. So rannte er blindlings gegen die Wand, bis er das Gleichgewicht verlor und sich nicht mehr halten konnte. Es kam nun darauf an, wer härter war, die Mauer oder Gramonts Kopf.

Der Kaiser, den seine Krankheit nicht entschuldigen kann, seine Minister, die Kammern, die Pariser und ihre Gesinnungsgenossen luden alle die gleiche Schuld auf sich, und das übrige friedliebende Frankreich mußte für sie büßen. Niemals ist ein furchtbarer Krieg leichtsinniger herbeigeführt worden, wie dieser. Und heute übersehen wir noch besser, als es die Zeitgenossen konnten, wie friedlich unser König gesinnt war, wie anmaßend sich Frankreich betrug.

Nach Photogr. v. Loescher u. Petsch in Berlin.

Graf Moltke.

Non

Vierter Abschnitt.

Rüstung und Vorspiele.

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall.“ So beginnt ein Lied, in dem schon 1840 Max Schneckenburger schwungvoll zum Schutze des deutschen Rheins aufgerufen hatte. In der Zwischenzeit verschollen, wurde es jetzt in der Komposition von Karl Wilhelm plötzlich überall bekannt und zur nationalen Hymne erhoben. Nie aber klang der Sang siegesgewisser, als aus den Reihen der Truppen, wenn sie über den Strom ziehend die grünen Fluten schimmern sahen, die ihrem Schirm anvertraut waren.

Wirklich brauste ein Ruf wie Donnerhall durch ganz Deutschland, der Ruf der Entrüstung, der Entschlossenheit, der Freudigkeit. Wer diese Tage durchlebt hat, wird sie nie vergessen; ihre stürmische Macht den Nachkommen getreulich zu schildern, ist vergebliche Mühe. Wer vermöchte in Worte zu fassen, wie feurige Aufwallung ganze Städte und weite Landschaften hinriß, wie Millionen Herz und Hand himmelan hoben zum heiligen Schwur für das Vaterland! Jeder wußte, daß es einen heißen Kampf geben würde, aber keiner zweifelte an dem endlichen Siege, und alle waren gewiß, daß aus dem Kriege eine hehre Germania, ein einheitliches deutsches Volk heimkehren müsse. Nur wenige hielten im ersten Anfange zurück, weil sie den alten Groll gegen Preußen nicht lassen konnten; doch auch sie ergriff bald die Gewalt des allgemeinen Willens. Wer noch im erbitterten Trotz verharrte, mochte in seinem Winkel hinter dem Ofen bleiben! Zwischen ihm und dem Volke war das Band zerschnitten. Die Begeisterung strömte aus in neuen Liedern und Gedichten, die glutvoll und kräftig zum Streite anspornten oder auch spöttisch dem übermütigen Gegner seine Sünden vorrechneten.

Die draußen in der Welt zerstreuten Deutschen fuhren jubelvoll auf; jetzt sollte sich zeigen, was ihre Heimat wert war. Unaufgefordert eilten die Kriegspflichtigen aus dem Auslande herbei; aus allen Ländern und Erdteilen kamen reiche Zeichen opferfreudiger Teilnahme. Auch die Deutsch-Österreicher gaben herzliche Beweise ihrer geistigen Gemeinschaft mit dem sich erhebenden Volke.

Am 15. Juli abends kam der König in seiner Hauptstadt an. Unterwegs bezeugten ihm Kassel und Göttingen ihre treue Ergebenheit. Erst auf dem Bahnhof in Berlin erfuhr der Herrscher durch eben eingetroffene Depeschen die von den französischen Ministern in der Kammer gegebene Erklärung. „Das ist der Krieg!“ sagte er tief bewegt; „nun denn, so sei es, in Gottes Namen!“ Gleich rief der Kronprinz den Umstehenden zu: „Krieg, Mobil!“ Vater und Sohn umarmten sich in inniger Rührung. Die festlich geschmückten Straßen füllte die dem geliebten Kriegsherrn zujauchzende Menge, und nicht enden wollten die Kundgebungen vor dem Schlosse, bis der König um Ruhe bitten ließ, weil er Kriegsrat halte. Von Mann zu Mann ging es weiter: „Der König will Ruhe haben“, und in wenigen Minuten war der große Platz leer.

Noch in der Nacht wurde die Mobilmachung beschlossen und am folgenden Morgen bekannt gemacht. Alle Mannen brannten vor Begierde, ins Feld zu ziehen; wer zum Ersatzbataillon kam, empfand es wie eine Zurücksetzung. Als bei einzelnen Regimentern gefragt wurde, wer von den Reservisten aus irgend welchem Grunde noch daheim und beim Ersatz bleiben wolle, trat keiner aus dem Gliede hervor, obgleich die Hauptleute erklärten, auch

dort dienten sie ehrenvoll dem Könige. Es blieb nichts übrig, als die ältesten Jahrgänge zu befehlen, und noch dann bat so mancher flehentlich, ihn an Stelle jüngerer Verheirateter mitzunehmen. Auch Freiwillige meldeten sich in Menge, in erster Reihe die akademische Jugend.

Für Frankreich war der Kampf ein von wilder Leidenschaft erzwungener Kabinettskrieg, für Deutschland ein echter Volkskrieg. Wieder brach der Sturm los, das Volk stand auf, doch nicht wie 1813 das preußische allein, sondern das gesamte deutsche!

Am 19. Juli, dem Sterbetage der Königin Luise, begab sich König Wilhelm nach Charlottenburg zu den Grabstätten seiner Eltern, an denen er im stillen Gebet verweilte. So vereinigten sich in seiner Person die alte und die neue Zeit; mit dem Kampfe gegen den bösen Erbfeind, den er als Jüngling hatte beginnen helfen, sollte er das Werk seines Lebens krönen. Dieselbe Auszeichnung, die der König von den Befreiungskriegen her auf der Brust trug, das Eiserne Kreuz, bestimmte er den Tapferen des bevorstehenden Kampfes.

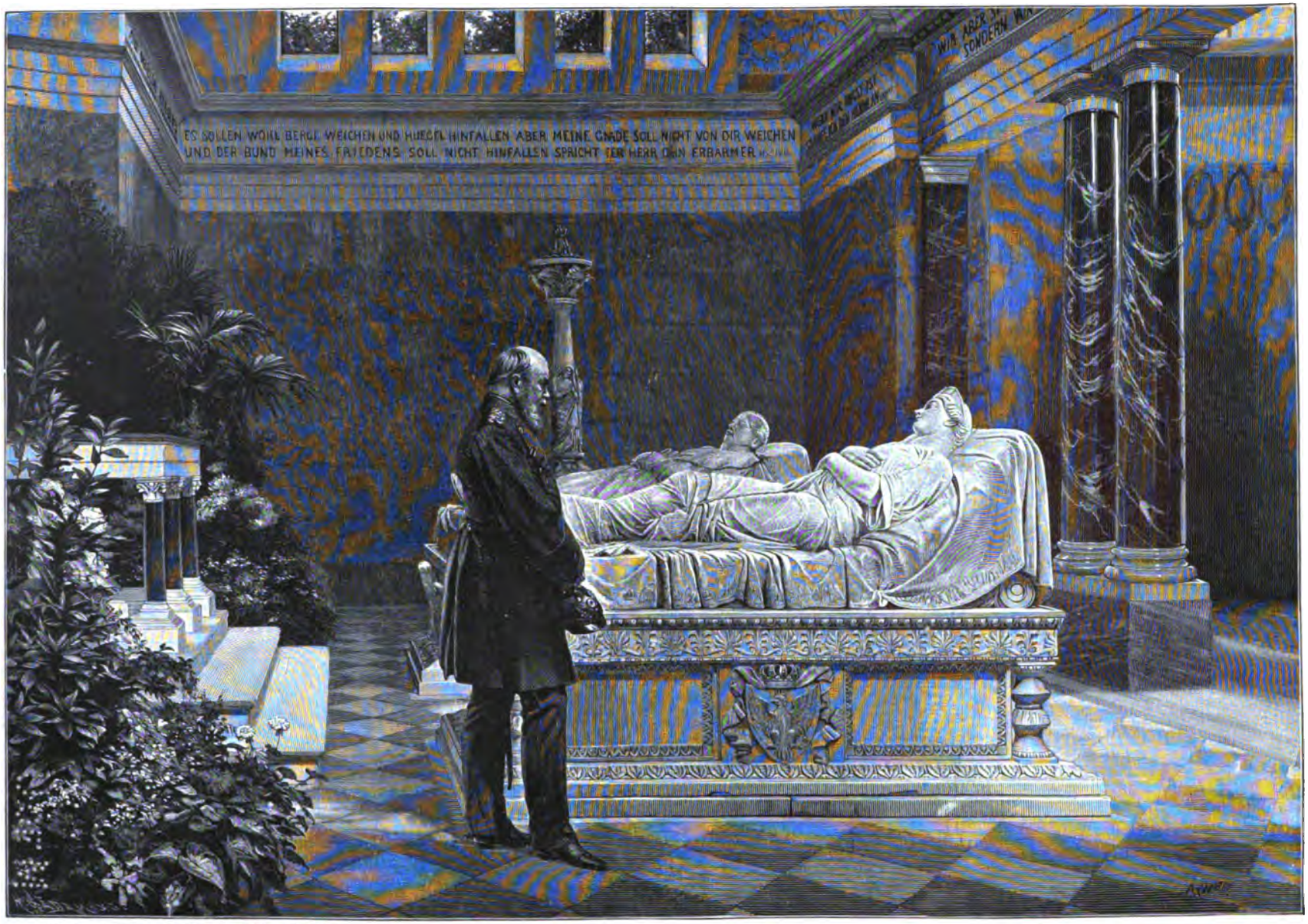
Einrücken der Landwehr zum Bataillon.

Nach dem Gottesdienste eröffnete der König den schleunigst versammelten norddeutschen Reichstag mit einer Thronrede, die er mit tiefem, an einigen Stellen von innerer Bewegung durchbrochenem Ernst las. Nur dem Gebote der Ehre und Pflicht gehorchend, hätten die verbündeten Regierungen die außerordentliche Sitzung einberufen. Früher habe Deutschland infolge seiner Zerrissenheit Vergewaltigungen hinnehmen müssen; jetzt trage es in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr.

„Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmütigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Verteidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit.

„Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen und in diesem Kampf, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu wahren, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war."

Zu Beginn der Sitzung teilte Bismarck mit, soeben sei die französische Kriegserklärung übergeben worden.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

19. Juli 1870 (König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg), nach A. v. Werner.

Mau

Die erste Handlung war der einmütige Beschluß einer Adresse. „Kein Opfer ist dem deutschen Volke zu schwer, aber es wird endlich auf der behaupteten Walstatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher und freier Einigung finden", sagte sie bedeutungsvoll. Ohne Debatte wurde die beantragte Kriegsanleihe von 120 Millionen Thalern genehmigt; die beiden sozialdemokratischen Abgeordneten Bebel und Liebknecht enthielten sich der Abstimmung. Nach sechs Sitzungen innerhalb dreier Tage konnte der Reichstag schon am 21. geschlossen werden.

Die wichtige Frage, wie sich die süddeutschen Staaten stellen würden, war bereits in der Hauptsache entschieden. König Ludwig zweifelte keinen Augenblick, wo Bayerns Platz sei; schon am 16. Juli ordnete er die Mobilmachung an. Dafür statteten ihm die Münchener frohen Dank ab. Unsicherer war die Kammer. Die bisherige Mehrheit, die „Patrioten", wollte nur zu bewaffneter Neutralität Geld bewilligen, aber die Minister Graf Bray und v. Pranckh wiesen die Einwürfe zurück, und schnell lichtete ihre Reihen der Abfall zum deutschen Vaterlande; mit 101 Stimmen gegen 47 wurde der Antrag der Regierung angenommen. In herzlichen Worten beantwortete König Wilhelm die deutschen Brudergrüße König Ludwigs.

Auch in Württemberg erhob sich deutsches Nationalgefühl zu mächtiger, allen Widerstand wegspülender Woge. König Karl hatte gleichfalls alsbald die Mobilmachung angeordnet, und seine Minister Mittnacht und v. Varnbüler vertraten entschieden die nationale Sache. Das Beispiel Bayerns wirkte auf die demokratische Partei, so daß die Regierungsvorlage mit allen gegen eine Stimme Kraft erhielt. Wie in München begrüßte auch in Stuttgart unendlicher Jubel die willkommene Entscheidung.

Die Haltung Badens ließ sich im voraus berechnen, obgleich dieses Land am meisten der Kriegsgefahr ausgesetzt war und der französische Geschäftsträger sich zu barbarischen Drohungen verstieg. Großherzog Friedrich und die Minister Jolly und Freydorf hielten es nicht einmal für erforderlich, den Landtag zu berufen, weil sie seiner vollsten Zustimmung gewiß waren. Auch Großherzog Ludwig III., Bevölkerung und Landtag von Hessen-Darmstadt nahmen bereitwillig an dem großen Werke teil.

Wie Schaum waren die französischen Hoffnungen auf die Süddeutschen zerstoben. Napoleon hatte sie zu locken und von der gemeinsamen Sache zu trennen versucht; nur gegen Preußens maßlose Ansprüche führe er Krieg, nicht gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit er achte und dessen Völker in freier Weise über ihre Geschicke verfügen sollten. Sie thaten das allerdings, aber nicht wie welsche Arglist ihnen einflüsterte.

Die französischen Staatsmänner hatten auch auf die Hilfe Österreichs und Italiens gerechnet. Sie überschätzten die dort vorhandene Bereitwilligkeit, und die ersten deutschen Siege vernichteten bald jede Hoffnung. Italien konnte später durch die Besetzung der von den Franzosen geräumten Stadt Rom das letzte Hindernis seiner Einheit beseitigen; so verdankte das junge Königreich seine größten Fortschritte den preußischen und deutschen Waffen. Das alte Kaisertum hatte mit der Unterwerfung Italiens begonnen, das neue förderte seine freie nationale Einigung.

Frankreich hatte sich beeilt, dem Gegner zuvorzukommen, und frühzeitig schon manche Vorbereitungen getroffen. Napoleon plante anfänglich, den Rhein unterhalb von Straßburg zu überschreiten, nach dem Schwarzwalde vordringend schnell den Süden Deutschlands von dem Norden zu trennen und Preußens Bundesgenossen wankend zu machen, während die Flotte an den norddeutschen Küsten erscheinen und dort starke Streitkräfte entfalten sollte. Gar bald erwies sich der schöne Entwurf als unausführbar, und statt daß Frankreich angreifen konnte, sah es sich zur Verteidigung gezwungen. Schnell folgte der Umschwung; gleich der Anfang des Krieges ließ seinen Ausgang ahnen.

Frankreich stand keineswegs so erzfertig da, wie der Kriegsminister Lebœuf behauptet hatte. Infolge der in Frankreich beliebten Gesamtleitung des Militärwesens von einem Punkte aus verwalteten die einzelnen Korps die Ausrüstung der Mannschaften nicht so selbständig und verantwortlich wie die in Deutschland. Daher riß gleich ärgste Verwirrung ein. Viele Regimenter waren fern von ihren Zeugniederlagen, ebenso standen die meisten nicht in den Gegenden, aus denen sie ihre Mannschaften bezogen. Weil außerdem mehrere Korps vor dem Eintreffen ihrer

Reſerven nach der Grenze abrückten, mußten die eingezogenen Leute oft auf den überfüllten Bahnen hin und her fahren, ehe ſie hier ihre Ausrüſtung erhielten und dort an die ihnen zugeteilte Stelle kamen. Die Verpflegung war mangelhaft vorgeſehen; vielfach fehlte ſofort das Nötigſte. Bald ſchlugen der oberſten Verwaltung in Paris die Wogen ſo über dem Kopf zuſammen, daß ſie ſich keinen Rat wußte. Die Unklarheit, die über den Aufmarſch herrſchte, jagte ganze Regimenter hin und her; die Oberleitung wußte ſchließlich kaum, wo ſie herumirrten. Als der Kampf begann, war die Mobilmachung noch lange nicht fertig, und ſchon deswegen herrſchte unter den Soldaten nicht der beſte Geiſt.

Wie anders ging es in Deutſchland! Hier war für alles, das Größte und das Kleinſte, vollkommen vorgeſorgt. Jedes Stück lag bereit, der Mann empfing Sachen und Waffen und war kriegsfertig. Der vom Generalſtab entworfene Plan regelte genau den rieſigen Eiſenbahntransport, die Truppen brauchten nur die Züge zu beſteigen. Und wie freudig ſchieden ſie von der Heimat! Auch wer Weib und Kind zurückließ, ging beglückten Herzens, zog er doch der höchſten Mannesehre entgegen, und viele Frauen dachten wie die alten Spartanerinnen. Scherze, in denen ſich die gute Laune kaum erſchöpfen konnte, und frohe Lieder verkürzten die langwierige Fahrt; unterwegs, auf den Bahnhöfen, labte reichlich dargebotene Erquickung und erhob der rauſchende Zuruf der zur Begrüßung Herbeiſtrömenden den Kriegerſtolz.

Frankreich vermochte weit weniger Truppen ins Feld zu ſtellen als Deutſchland, im ganzen etwa 350,000 Mann. Weil ſich die Bemittelten von der Dienſtpflicht loskauften, gehörten die Soldaten meiſt den unterſten Volksklaſſen an und konnten dennoch zu Offiziersſtellen vorrücken. Unter den deutſchen Gemeinen befanden ſich Angehörige aller Stände; die Offiziere der Linie und der Reſerve ſtammten nur aus den gebildeten Kreiſen. Nichts hat die Franzoſen ſo in Verwunderung geſetzt, als die Beobachtung, wie viele Deutſche Franzöſiſch ſprechen konnten, wie ſich für jede Thätigkeit ſofort kundige Leute fanden, ſelbſt für Telegraphieren und Lokomotivführung. „Die Deutſchen können alles", hieß es bei ihnen bald. Daher hatte auch das franzöſiſche untere und obere Offizierkorps minderen Wert; weniger Wiſſen, weniger Opferluſt, dafür mehr Strebertum und neidiſcher Eigennutz. Außerordentlich groß war die geographiſche Unkenntnis ſelbſt im eigenen Lande. Ganze Pakete von Karten wurden unter die Offiziere verteilt, aber nur für den Rhein und Deutſchland; für die zu Frankreich gehörigen Grenzgebiete hatten ſie keine. Wozu auch, da ſie doch ſicherlich den Krieg jenſeits der Grenze führten!

Ein Reſervemann.

Die franzöſiſchen Regimenter marſchierten langſam und unordentlich; die ſchnelle Beweglichkeit der Preußen, ihre Marſchdisziplin hatte ſchon gegen Öſterreich Wunder gethan. Dafür verlieh den Franzoſen die beſſere Infanteriebewaffnung einen großen Vorteil. Das Chaſſepotgewehr feuerte ſchneller als das Zündnadelgewehr, war treffſicherer und trug bis zu 1500 Schritt, während dieſes nur bis zu 500 Schritt wirkſam war. Die bronzenen gezogenen Vorderlader konnten ſich zwar mit den Kruppſchen Kanonen nicht meſſen, weder an Tragweite, noch an ſicherer Zündung der Granaten, aber ſie waren immerhin ein tüchtiges Geſchütz und hatten brave Bedienung. Große Hoffnungen ſetzte Napoleon auf die Mitrailleuſe, die Kugelſpritze, die aus aneinander geſchmiedeten Läufen 25 und noch mehr fingerlange Geſchoſſe auf einmal ausſpie. Ihr ſcharfer Ton knarrte deutlich aus dem dröhnenden Geſchützfeuer heraus und machte anfangs Unbehagen. Bald genug erwieſen ſie ſich nur im engen Gefecht, namentlich zur Verteidigung von Hohlwegen und Brücken recht brauchbar, weil ſich die Ladung nicht genug zerſtreute. Vortrefflich war die Kavallerie,

und von allen Waffengattungen hat sie am meisten ihren alten Ruhm bewahrt. Ihrer Tapferkeit entsprach jedoch nicht die Befähigung zum Kundschaftsdienste.

Die deutsche Feldarmee betrug rund 500,000 Mann, von denen Ende Juli beinahe 300,000 am Rheine bereit waren. Hinter diesem Heere standen daheim noch gegen 400,000 Mann Besatzungs- und Ersatztruppen, so daß Deutschland über nahezu eine Million von Kriegern gebot, die noch vermehrt werden konnten. In Frankreich war es mit der Reservearmee und der ungeübten Nationalgarde übel beschaffen. Der Kampf durfte also mit bester Hoffnung gewagt werden, obgleich man den Feind nicht übermütig unterschätzte.

Französischer Troupier.

Moltke selbst hat später den von ihm entworfenen Feldzugsplan kurz dargelegt. „Er faßte von Haus aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge. Auf dem Wege dahin sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hilfsmitteln reichen Süden ab und in das engere Hinterland des Nordens gedrängt werden. Maßgebend aber war vor allem der Entschluß, den Feind, wo man ihn traf, anzugreifen und die Kräfte so zusammenzuhalten, daß es mit überlegener Zahl geschehen könne." Die süddeutschen Regierungen hatten anerkannt, daß ihre Länder am sichersten durch ein angriffsweises Vorgehen im Elsaß vom Mittelrhein her geschützt würden, und im vollen Vertrauen auf seine Heeresleitung stellten sie ihre Truppen unter den Befehl König Wilhelms.

Demnach wurden drei gesonderte Heere gebildet. Den rechten Flügel nahm die erste Armee unter dem General der Infanterie v. Steinmetz. Bereits 74 Jahre zählte er, doch Körper und Geist standen in voller Frische. Als blutarmer Leutnant hatte er sich in den Befreiungskriegen hervorgethan, dann als Führer des 5. Korps in Böhmen hohen Ruhm, aber auch den Ruf eines schonungslosen Anführers erworben. Eine rauhe, schroffe Persönlichkeit von starkem Eigenwillen, die mehr auf das Können als auf das Wissen gab, wurde der greise General als ein ungestümer Löwe bewundert und gefürchtet.

v. Steinmetz.

Die erste Armee (Generalstabschef v. Sperling) bestand aus dem 7. und 8. Korps (Westfalen und Rheinland, kommandierende Generale v. Zastrow und v. Göben). Die zweite Armee (Generalstabschef v. Stiehle), befehligt von dem Prinzen Friedrich Karl, umfaßte das Gardekorps (k. G. Prinz August von Württemberg) und das 3., 4., 10. Korps (Brandenburg, Provinz Sachsen, Hannover; k. G. v. Alvensleben II, v. Alvensleben I, v. Voigts-Rhetz). Die dritte Armee (Generalstabschef v. Blumenthal) führte der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Ihm, als dem allgemein Geliebten, waren die Süddeutschen zugeordnet, um ihnen eine besondere Ehre zu erweisen. Daher standen unter ihm außer dem 5. und 11. Korps (Posen-Niederschlesien und Hessen-Thüringen, k. G. v. Kirchbach und v. Bose) die beiden bayerischen Korps (k. G. v. d. Tann und v. Hartmann) und die württembergischen und badischen Felddivisionen (v. Obernitz und v. Beyer). Dem Oberkommando war General v. Werder beigegeben als Führer des von den Württembergern und Badenern zu bildenden Korps. Die Kavallerie wurde in Divisionen verteilt, so daß die erste Armee eine (3., Graf v. d. Gröben), die zweite drei (5., 6. und die der Garde, v. Rheinbaben, Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Graf v. d. Goltz)

und die dritte eine (4., Prinz Albrecht von Preußen, Vater) zugewieſen erhielten. Die zweite und dritte Armee waren ziemlich gleich ſtark, rund 130,000 Mann, die erſte 60,000. Als Reſerve dienten das 9. Korps (k. G. v. Manſtein, 18. Diviſion Schleswig-Holſteiner nebſt anderen Truppenteilen und großherzoglich heſſiſche 25. Diviſion unter Prinz Ludwig von Heſſen) und das 12. kgl. ſächſiſche unter dem Kronprinzen Albert. Das 1., 2. und 6. Korps (Preußen, Pommern und Schleſien, k. G. v. Manteuffel, v. Franſecky, v. Tümpling) ſowie die beiden erſten Kavalleriediviſionen (v. Hartmann und Graf Stolberg) hatten noch nicht herangeführt werden können. Später ſtießen das 1. Korps zur erſten, das 2., 9. und 12. zur zweiten, das 6. zur dritten Armee.

Streifzug des Grafen Zeppelin.

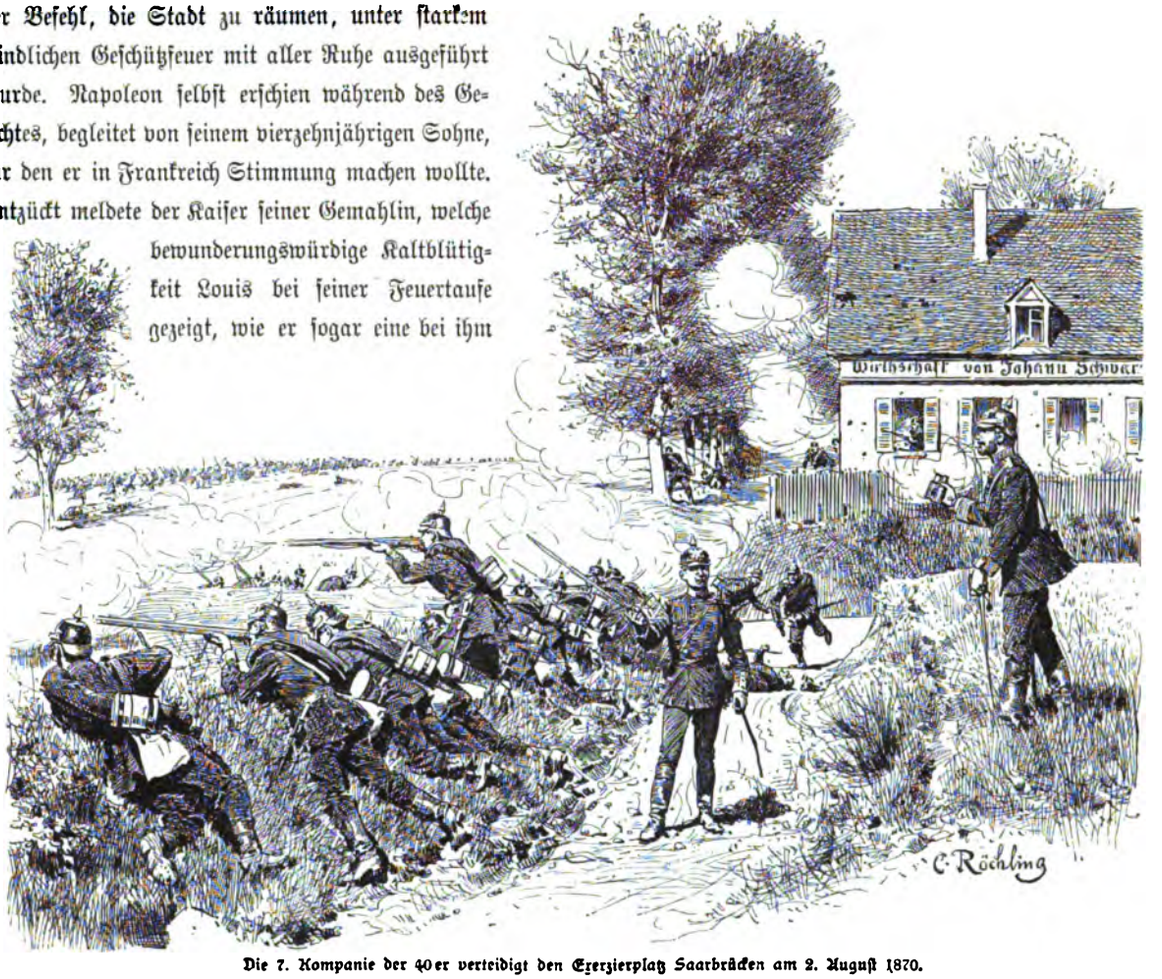
Dem Könige Wilhelm ging das Herz auf, als aus allen Gauen Deutſchlands freudige Zuſtimmung erklang. Ihn drängte es, dem deutſchen Volke ſeinen Dank zu ſagen in einer Proklamation vom 25. Juli. Treue um Treue werde er entgegenbringen und unwandelbar halten. „Die Liebe zu dem gemeinſamen Vaterlande, die einmütige Erhebung der deutſchen Stämme und ihrer Fürſten hat alle Unterſchiede und Gegenſätze in ſich geſchloſſen und verſöhnt, und einig wie kaum jemals zuvor darf Deutſchland in ſeiner Einmütigkeit wie in ſeinem Recht die Bürgſchaft finden, daß der Krieg ihm den dauernden Frieden bringen und daß aus der blutigen Saat eine von Gott geſegnete Ernte deutſcher Freiheit und Einigkeit entſprießen werde."

Als der König zur Armee abging, erließ er eine Amneſtie für politiſche Verbrechen und Vergehen. „Mein Volk weiß mit mir", — durfte er zugleich mit gutem Gewiſſen ausſprechen — „daß Friedensbruch nnd Feindſchaft wahrhaftig nicht auf unſerer Seite war." Überſtrömende Kundgebungen der Liebe und des Vertrauens begleiteten den Herrſcher bei ſeinem Scheiden aus der Hauptſtadt und auf der Reiſe. Am 2. Auguſt langte er in Mainz an und übernahm ſofort den Oberbefehl. Die Hauptmaſſe der Franzoſen ſtand an der Grenze gegenüber der Saar unter dem Marſchall Bazaine. Der Kaiſer Napoleon traf ſchon am 28. Juli in Metz ein, um den Oberbefehl über die „Rheinarmee" zu übernehmen; krank und niedergeſchlagen, war er dazu wenig angethan. Den kräftigen Vorſtoß, den er verlangte, widerrieten ſeine Marſchälle, bis eine gewaltſame Rekognoszierung vorgenommen wurde, um die brennende Begierde der Pariſer nach Siegesnachrichten zu ſtillen.

Mit höchſter Spannung erwartete man die erſten Waffenthaten. Ihre militäriſche Bedeutung iſt in der Regel gering; dennoch ſind ſie nicht gleichgültig, denn der erſte Erfolg oder Mißerfolg wirkt auf die allgemeine Stimmung mächtig ein und gibt eine Probe von dem Geiſte, der die Truppen beſeelt.

Die Poſten an der Grenze waren zunächſt nur ſchwach und hatten die Aufgabe, möglichſt Kunde von den Abſichten und der Stärke der Feinde einzuziehen. Da wurde manch kühner Streifzug unternommen. Der württembergiſche Hauptmann Graf Zeppelin ſprengte am 24. Juli mit drei badiſchen Offizieren und drei Dragonern von der pfälziſchen Grenze und durch die Feſtung Lauterburg quer durch das elſäſſiſche Land bis nahe an Reichshofen. Am folgenden Morgen wurde die kleine Schar bei einer Raſt überfallen, Leutnant Winsloe tödlich verwundet, die andern gefangen, doch der Führer ſchlug ſich auf einem ſchnell ergriffenen franzöſiſchen Pferde durch und brachte, neuen Gefahren glücklich entronnen, wichtige Nachrichten zurück. Bald gab es in dieſen Vortagen mehr Berührungen der beiderſeitigen Vorpoſten.

Am eheſten war dem Feinde die Gegend um Saarbrücken ausgeſetzt, wo Major v. Peſtel vom 7. Ulanenregiment 3 Schwadronen und 1 Bataillon des 40. Regiments (Hohenzollern) als Grenzwache unter ſich hatte. Faſt täglich war es dort unruhig und der Dienſt ſtrengte überaus an, aber die winzige Schar vollzog ihn mit unermüdlicher Zähigkeit und größtem Geſchick. Am 2. Auguſt rückte das ganze Korps Froſſard gegen Saarbrücken vor, um Napoleons Begierde nach einem Erfolg zu befriedigen. Drei vorgeſchobene Kompanien vom 2. Bataillon der 40er hielten ſich auf den vor der Stadt liegenden Höhen tapfer gegen dieſe Goliathmacht, bis endlich der Befehl, die Stadt zu räumen, unter ſtarkem feindlichen Geſchützfeuer mit aller Ruhe ausgeführt wurde. Napoleon ſelbſt erſchien während des Gefechtes, begleitet von ſeinem vierzehnjährigen Sohne, für den er in Frankreich Stimmung machen wollte. Entzückt meldete der Kaiſer ſeiner Gemahlin, welche bewunderungswürdige Kaltblütigkeit Louis bei ſeiner Feuertaufe gezeigt, wie er ſogar eine bei ihm



Die 7. Kompanie der 40er verteidigt den Exerzierplatz Saarbrücken am 2. Auguſt 1870.

niederfallende Kugel aufgehoben habe. „Die Soldaten vergoſſen Thränen, als ſie ihn ſo ruhig ſahen.“ Der Vater ſelber heftete dem Prinzen den Fluch der Lächerlichkeit auf, der ihn nachher ſo früh in einen ehrenvollen, aber ruhmloſen Tod treiben ſollte.

Die franzöſiſchen Zeitungen berauſchten ſich an dieſem erſten Siege, der Beſetzung einer offenen Stadt mit Aufgebot der ungeheuerſten Übermacht und ſtarken Geſchützes. Nur wenige Tage gehörte Saarbrücken den Feinden; ſchon frühmorgens am 6. gaben ſie ihre Eroberung auf, nachdem ſie noch den jenſeits der Saar liegenden Bahnhof von St. Johann in Brand geſchoſſen hatten. Ihr ganzes Unternehmen war eine lächerliche Poſſe, der das furchtbare Trauerſpiel nachfolgte.

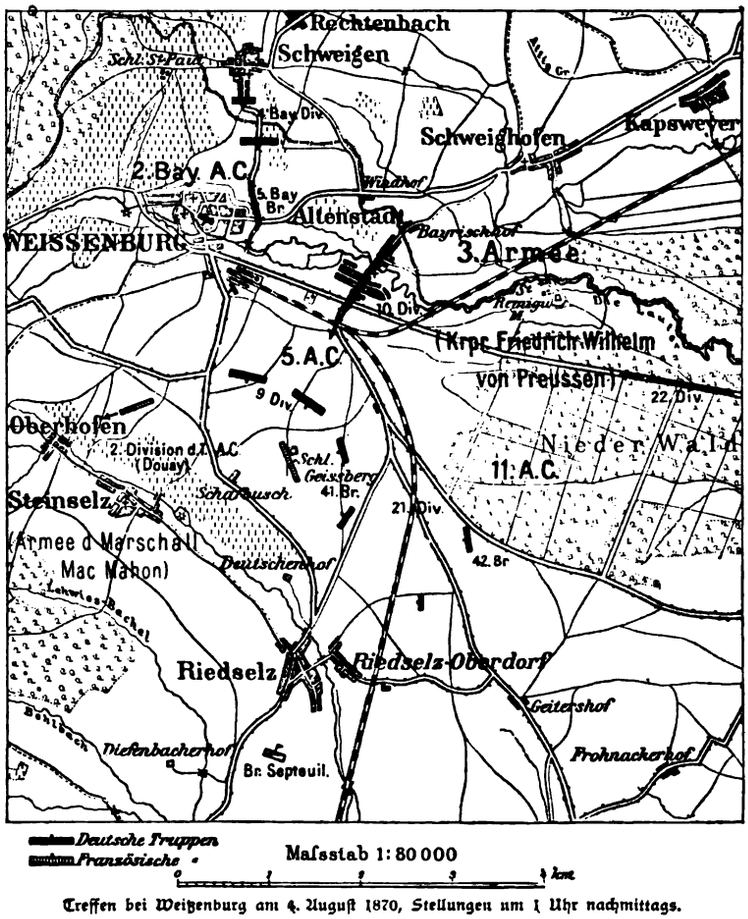
Dieſe geringfügigen Plänkeleien hatten bewieſen, wie viel beſſer die Deutſchen im Einzelgefecht geſchult waren, und wie unerſchrocken und freudig jeder Einzelne ſein Ganzes einſetzte. Doch es wäre voreilig geweſen, deshalb die Feinde gering zu achten; die große Schlacht ſtellt andere Anforderungen als das kleine Gefecht, und eine Armee voll hohen Kriegsruhms wie die franzöſiſche ließ ſich ſicherlich nicht ſo leicht ſchlagen.

Fünfter Abschnitt.

Weißenburg, Wörth, Spicheren.

Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte die dritte Armee südlich von Landau an der Grenze versammelt. Am Nachmittag des 3. August gab er den Befehl, früh morgens vorzugehen: „Der Feind ist, wo er angetroffen wird, zurückzuwerfen.“ In der Nacht fielen schwere Güsse und erweichten die Wege; bei trübem, regnerischem Wetter erfolgte um 4 Uhr der Aufbruch.

Die vierte bayerische Division (Graf Bothmer) stieß zuerst gegen 8 Uhr auf den Feind. Dicht hinter der Grenze lag das Städtchen Weißenburg, einst eine deutsche Reichsstadt und bekannt durch die zu beiden Seiten sich hinziehenden sogenannten Linien, alte Erdbefestigungen, um die 1793 Franzosen und Österreicher lange gekämpft hatten. Die Straßen sind meist eng; mächtig ragt die katholische Kirche über die Häuser hervor. Die Stadt ist zwischen Höhen eingebettet in dem von Westen nach Osten gerichteten tiefen Thale der Lauter, die weiter unterhalb in die flache Niederung eintritt. Das Flüßchen war hoch angeschwollen, die Wiesen an seinen Ufern grundlos. Als frühere Festung hatte Weißenburg noch geschlossene, hohe Wälle mit breiten und tiefen Gräben, deren freies Vorland die Verteidiger völlig beherrschten. Drei durch Zugbrücken geschützte Thore führten hinein: im Westen das Bitscher Thor, nur ein Walleinschnitt, im Süden und Osten das Hagenauer und das Landauer, beide überwölbt. Nahe vor diesen außerhalb der Stadtmauer stand der Bahnhof; etwas weiter hin nach Osten sperrte ein von der Stadt durch sumpfige Wiesen getrennter Vorort, die Altenstadt, das sich verbreiternde Thal.

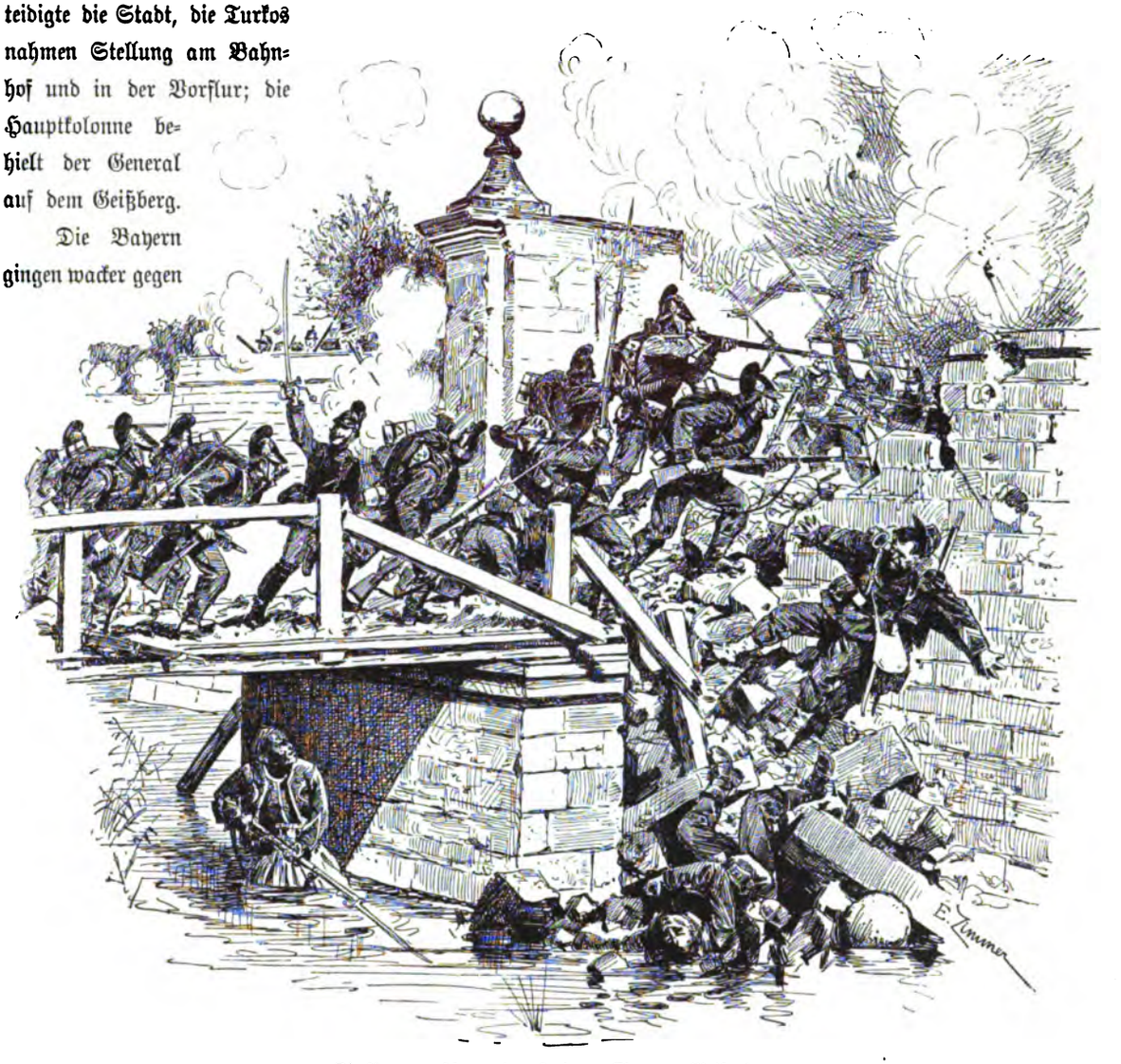


Treffen bei Weißenburg am 4. August 1870, Stellungen um 1 Uhr nachmittags.

Stadt und die Hügel hinauf ziehen ſich Gärten, Weinberge und Hopfenpflanzungen, vortreffliche Verſtecke dem Verteidiger bietend, für den Angreifer ein ſchweres Hindernis.

Bei Weißenburg ſtand nur eine vereinzelte franzöſiſche Diviſion vom I. Korps, 6100 Mann, mit 18 Geſchützen unter General Abel Douay, der aus allen Kriegen, in Algier, in der Krim und in Italien, als einer der Beſten hervorgegangen war. Auch jetzt wollte er nicht ohne Kampf weichen. Seine Leute, die gerade ihren Kaffee kochten, wurden durch die erſten Schüſſe, welche die Bayern auf Weißenburg abgaben, völlig überraſcht. Ein Bataillon verteidigte die Stadt, die Turkos nahmen Stellung am Bahnhof und in der Vorflur; die Hauptkolonne behielt der General auf dem Geißberg.

Die Bayern gingen wacker gegen

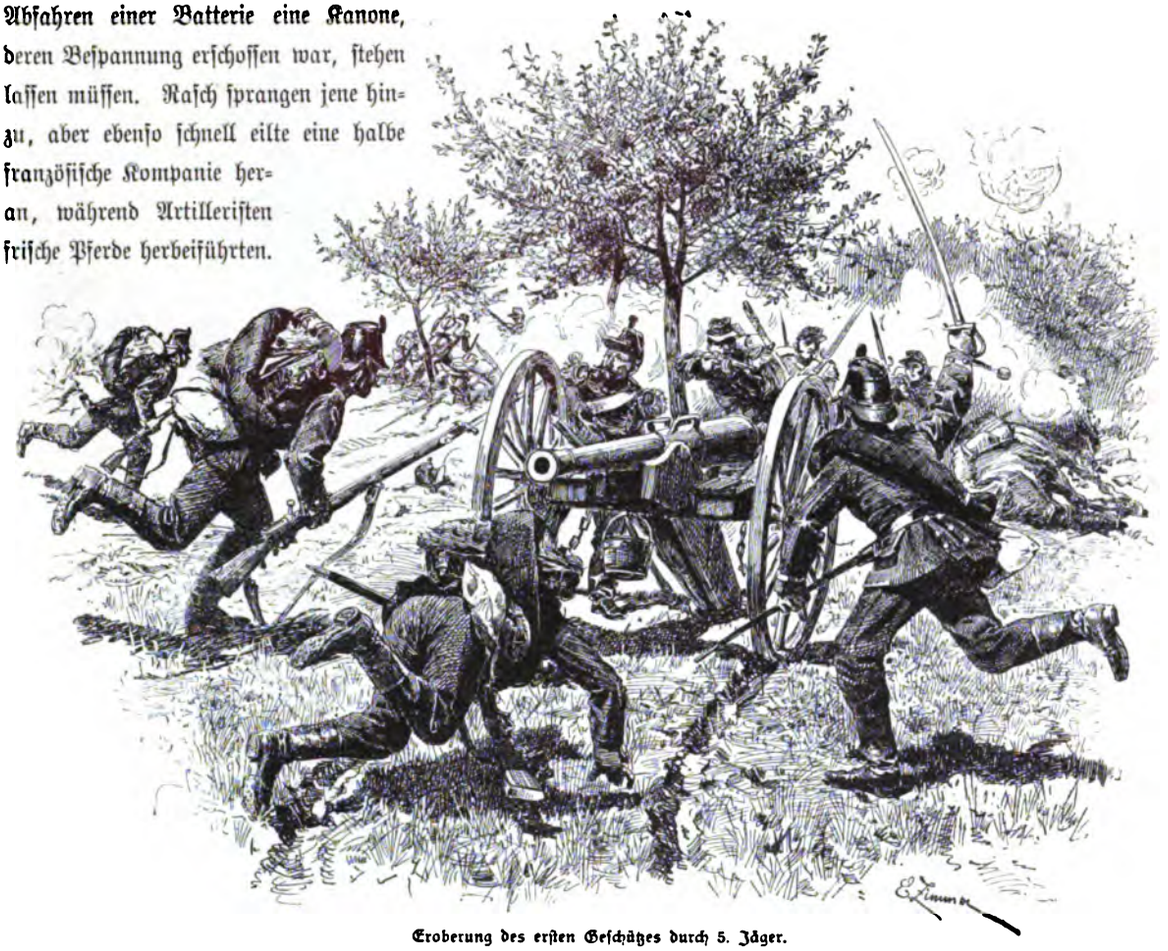


Die Bayern erſtürmen das Landauer Thor von Weißenburg.

die Weinberge und die Wälle vor. Ein Zug der 4. Kompanie der 10. Jäger warf ſich kühn auf das Bitſcher Thor; erſt nachdem die Hälfte gefallen war, nahm der Reſt draußen gedeckte Stellung. Das Gefecht wurde hingehalten, bis Unterſtützung kam, und als gegen 11 Uhr in der öſtlichen Flanke das 5. und das 11. Armeekorps einrückten, griffen die Bayern wieder energiſch in der Front an. Der mehrmals abgeſchlagene Sturm auf das Landauer Thor glückte endlich, nachdem Geſchütze die Thorpfeiler niedergelegt hatten; flinke Männer kletterten über die Brückenpfeiler, und der Soldat Schroll brachte die Zugbrücke durch mächtige Axthiebe zum Fallen. Nun konnten die Bayern ohne Schwierigkeit bis auf den Marktplatz vordringen, und da ihr die Flucht aus den anderen Thoren verlegt war, ergab ſich um 1½ Uhr die Beſatzung in der Stärke von 500 Mann.

Gleichzeitig hatte sich um den Bahnhof ein heißes Gefecht entsponnen. Die angreifenden 58er empfing furchtbares Feuer; auch die Nachrückenden kamen nur unter schweren Verlusten vorwärts. Ein Offizier nach dem andern stürzte. Da eilte Leutnant Baron, obgleich verwundet, mit der Fahne voraus, von seinen Mannen mit Hurra gefolgt. So wurde das blutige Werk vollbracht, seitwärts von den 5. Jägern und den 47ern kräftig unterstützt. Die Vorstadt war nun auch besetzt.

Mehrfach hatten deutsche Patrioten Preise auf die Eroberung des ersten Geschützes gesetzt. Sie verdienten Mannschaften der 1. Kompanie der 5. Jäger. Auf den Höhen südwestlich vom Bahnhof hatten die Franzosen beim Abfahren einer Batterie eine Kanone, deren Bespannung erschossen war, stehen lassen müssen. Rasch sprangen jene hinzu, aber ebenso schnell eilte eine halbe französische Kompanie heran, während Artilleristen frische Pferde herbeiführten.



Eroberung des ersten Geschützes durch 5. Jäger.

Feldwebel Meyer warf sich in ihre Flanke; mit aufgepflanzten Hirschfängern, Oberjäger Hausknecht und Leuschner voran, stürmten die Jäger drauf, und die kostbare Beute wurde die ihre.

Bereits war auch die schwerste Aufgabe, der Geißberg, in Angriff genommen. Auf ihm stand das französische Geschütz, darunter eine Mitrailleusenbatterie. Die preußische Artillerie beschoß wirksam die feindliche, und General Douay war unter ihrem Feuer schon am Vormittage gefallen. Den stärksten Stützpunkt der Verteidigung bildete jedoch das feste, zweistöckige Schloß, umgeben von massiven Nebengebäuden und von einer 15 Fuß hohen Mauer umschlossen. Aus den Fenstern bis zum Dache hinauf und den zahlreichen durch die Mauern gebrochenen Öffnungen konnte die starke Besatzung in Sicherheit den freien Abhang bestreichen. An ihm lagen in Hohlwegen und Mulden gedeckt Schützentrupps, die jeden Schritt streitig machten. Dieser feuerspeienden Festung galt es. Das Königsgrenadier-Regiment Nr. 7 begann mit fliegenden Fahnen unter Trommelschlag den geraden Anstieg, begleitet von Kompanien der 47er und der 5. Jäger. Das heftige Feuer nötigte zum Halt. Jetzt stellt sich Major v. Kaisenberg an die Spitze der 9. und 12. Kompanie und führt sie den Hohlweg hinauf. Der Träger der

Fahne fällt, Kaiſenberg ergreift ſie, doch ein Geſchoß zerſchmettert die Stange. Bald ſtürzt er ſelbſt, von drei Kugeln ſchwer verwundet. Gleich nach ihm fällt Leutnant Siemon, der die Fahne wieder erhoben hatte; faſt ſämtliche Offiziere erleiden das gleiche Schickſal. Einige Kühne der 7er und der 87er, die neben den Königsgrenadieren aufſtiegen, drangen bis in den innern Schloßhof, doch ſie mußten ſich begnügen, die aus den Fenſtern Schießenden aufs Korn zu nehmen, und wieder zurückgehen, als die Artillerie gegen das Schloß in Thätigkeit trat. Mit vieler Mühe waren Geſchütze auf den nördlichen Abhang hinaufgeſchafft und die überragende Höhe mit den drei Pappeln beſetzt worden. Als die Granaten ins Schloß ſchmetterten, ſteckte die Beſatzung, noch gegen 200 Mann, die weiße Fahne auf.

Das war der erſte Sieg, der errungen wurde. Zwar hatten die Deutſchen ſchließlich eine ganz gewaltige Übermacht, doch der tapfere Feind nahm eine ſehr günſtige Stellung ein.

Fall des Majors v. Kaiſenberg.

Und wie war gefochten worden! Die Soldaten gingen ſo ſicher und ruhig vor wie bei einer Felddienſtübung im Frieden. Die überaus großen Verluſte bezeugten am beſten den Mut der Truppen. 91 Offiziere, 1460 Mann waren tot und verwundet. Davon kamen auf das 7. Regiment 23 Offiziere, 329 Mann, von denen das Füſilierbataillon allein die Hälfte verlor. Gleich ſtark wie dieſes hatte das 1. Bataillon der 58er gelitten, nicht viel weniger das 10. bayeriſche Jägerbataillon. Namentlich ſehr viele Offiziere waren tot oder verwundet, beim 5. Korps allein 8 Majore. Auch General v. Kirchbach, der ſich fortwährend im wütendſten Feuer bewegt hatte, erhielt gegen Ende des Gefechts einen Streifſchuß.

Die Waffenbrüderſchaft zwiſchen Preußen und Bayern war nunmehr feſt beſchloſſen und beſiegelt. Nicht ohne Bedenken hatte der Kronprinz den Befehl über die Süddeutſchen übernommen, weil ſie weniger geſchult waren. Jetzt konnte er ihnen volles Lob ſpenden, als er über das Schlachtfeld ritt und mit hellem Jubelruf begrüßt wurde. Die zerſchoſſene Fahne der 7er Füſiliere drückte der Feldherr an die Lippen; den Verwundeten ſpendete er warmen Dank und milden Troſt. Die Leiche des Generals Douay, die nur von einem winſelnden

Hündchen bewacht bei den Pappeln lag, erhielt ein ehrenvolles Begräbnis. Die Feinde hatten ein Geschütz und 1000 unverwundete Gefangene in den Händen der Sieger gelassen. Unter diesen befanden sich zahlreiche Turkos. Die Franzosen bildeten sich besonders viel auf ihre leichte Infanterie ein, die sie für unwiderstehlich hielten, und ihre Witzblätter gefielen sich in Bildern, wie die schnellfüßigen Zuaven oder Turkos spielend den schwerfälligen preußischen Landwehrmann mit dem Haubajonett niedermachen. Es gab 3 Regimenter Zuaven, die nur aus Franzosen bestanden. Sie trugen eine phantastisch-orientalische Uniform: dunkelblaue Jacken, weite rote Kniehosen und roten Fez. Leichte, siegesgewisse Gesellen, zeigten sie oft Verwegenheit, aber hielten auch geringe Mannszucht. Von gleichem Schnitt, nur hellblau mit gelber Paspel, war die Kleidung der Turkos oder, wie sie amtlich hießen, der algierischen Tirailleure, ebenfalls 3 Regimenter. Die sehr gemischte Bande setzte sich meist zusammen aus Eingebornen Afrikas aller Hautfarben, gelben Kabylen, braunen Arabern und schwärzlichen Negern mit fletschendem Raubtiergebiß; die Offizierstellen hatten nur Franzosen inne. Die Turkos waren in ihrem Heere als gute Kameraden beliebt, aber wehe, wenn sie losgelassen! Die Kampfweise dieser Halbwilden eignete sich vortrefflich für das zerstreute Gefecht, wie es in Algier üblich war. Am liebsten lauerten sie wie Katzen im Versteck und schossen aus sicherem Hinterhalt; wenn sich der Feind näherte, sprangen sie auf, um blitzschnell rückwärts neue Deckung zu suchen, doch im Notfall stürzten sie mit knirschender Wut auf den Angreifer los. Auch schlimme Künste, welche der europäischen Kriegssitte Hohn sprachen, gebrauchten die Turkos, indem sie sich wie tot niederwarfen, um dann den arglos über sie wegschreitenden Gegner in den Rücken zu treffen. Unsere Soldaten lernten bald, solcher Tücke durch einen Bajonettstich vorzubeugen. Selbst gegen verwundete Feinde, die in ihre Hände fielen, übten die dunkeln Teufel oft schändliche Grausamkeit. In dem Gefecht bei Weißenburg stand ein Regiment hauptsächlich in den Hopfengärten vor der Stadt und am Bahnhofe. Sie machten da genug zu schaffen, doch die Deutschen merkten nichts von besonderer Schrecklichkeit; im Gegenteil, manche starke Faust packte einen dieser raren Vögel ohne weiteres am Kragen und machte ihn zum Gefangenen. Die neuen Deutschen fürchteten eben afrikanische Wüstenbestien so wenig wie ihre Vorfahren vor siebzehn Jahrhunderten. In dem Kriege gegen die Markomannen warfen die Römer in die Donau als Opfer zwei Löwen, die zum anderen Ufer hinüberschwammen. Doch die Deutschen schlugen die gelben Ungeheuer kurzerhand mit Knütteln tot. So wurden auch jetzt diese seltsamen Stützen der französischen Zivilisation nur zum Spott.

v. Kirchbach.

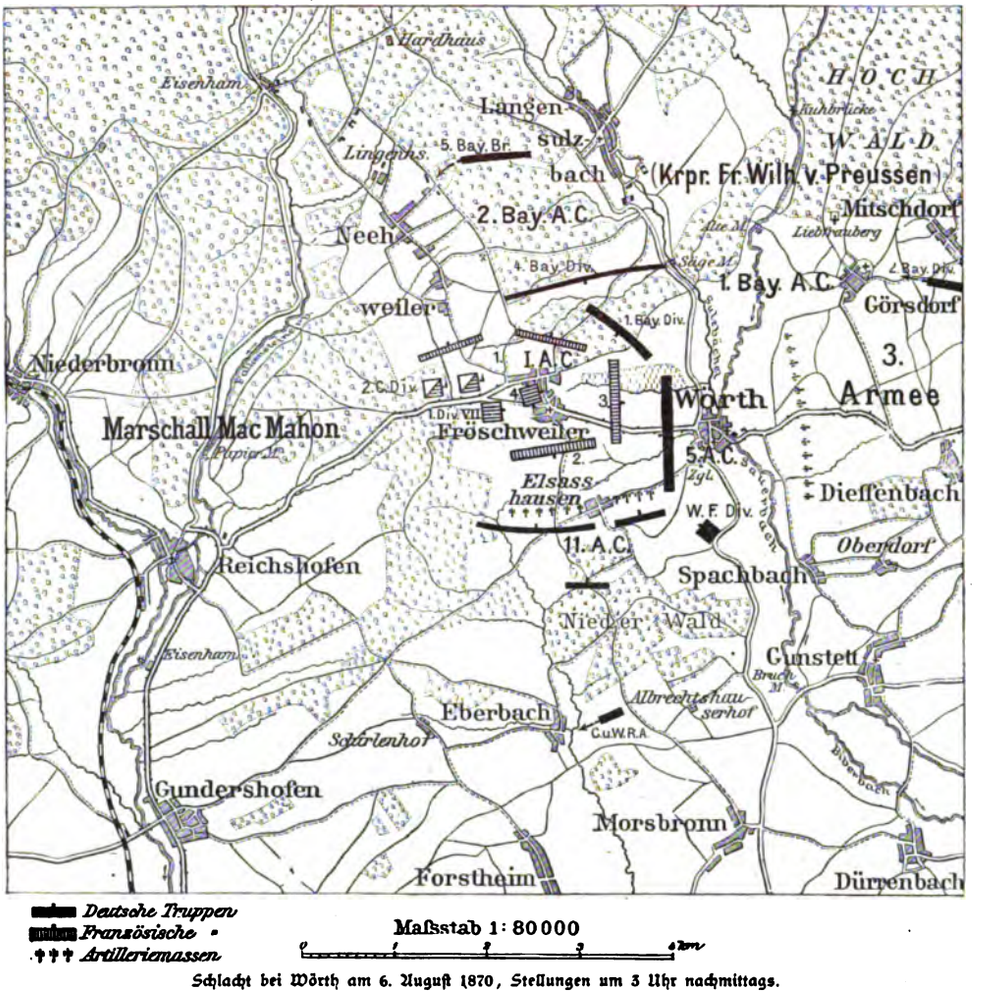
Der erste gefangene Turko.

Man kann sich denken, wie die erste Siegesnachricht daheim aufgenommen wurde! Bald kam eine noch größere und inhaltsschwerere.

Der größere Teil der Douayschen Division war nach einem letzten Versuche des Widerstandes unverfolgt abgezogen und von dem Feinde vorläufig jede Spur verloren. Erst am folgenden Tage erkannte man, daß bedeutende Truppenmengen südwestlich hinter der Sauer bei Wörth standen. Daher sollte der 6. August ein Ruhetag zur Stärkung für die bevorstehende Arbeit sein. Der Zufall fügte es anders.

Kaiser Napoleon hatte am 5. August den Marschall Mac Mahon zum Führer der im Elsaß stehenden Armee ernannt, die andere dem Marschall Bazaine übertragen. Mac Mahon, 62 Jahre alt, gehörte zu den

angesehensten Generalen Frankreichs, denn Tapferkeit und ehrenhafte Gesinnung zierten ihn. Nachdem er seine erste rasche Laufbahn in Algier gemacht hatte, erwarb er sich 1855 europäischen Ruhm vor Sebastopol durch den Sturm auf den Malakoff, und als er durch seinen Flankenangriff 1859 die erste große Schlacht gegen die Österreicher gewann, bekam er den Ehrentitel eines Marschalls und „Herzogs von Magenta". Jetzt sollte er ihn behaupten gegen den preußischen Kronprinzen, der in ähnlicher Weise die Entscheidung bei Königgrätz herbeigeführt hatte. Der Marschall verfügte über das I. Korps und eine Division des VII., gegen 55,000 Mann; zwei Divisionen des V. Korps unter Failly standen wenige Meilen westlich bei der Festung Bitsch, welche die Eisenbahn mit dem nahe bei Wörth liegenden Reichshofen verband.



Schlacht bei Wörth am 6. August 1870, Stellungen um 3 Uhr nachmittags.

Die Stellung der Franzosen war von Natur ungemein fest, stärker noch als die der Österreicher bei Königgrätz. Ihr entlang floß von Norden nach Süden die Sauer durch eine 500—1000 Schritt breite Wiesenniederung. In dieser lag vor der Mitte der französischen Linie der von der Sauer durchflossene Flecken Wörth, etwas weiter südlich links vom Bache die Dörfer Spachbach und Gunstett, wichtig wegen des Überganges über das Gewässer. Diese drei Orte waren nicht besetzt, denn die französische Streitmacht nahm den im Westen rechts von der Sauer steil aufsteigenden Rücken ein. Ihr Zentrum bildeten, etwa 300 Fuß über der Thalsohle, die Dörfer Elsaßhausen und das weithin sichtbare Fröschweiler, jenes klein, das andre stattlich mit Kirche und massivem Schloß. Der rechte Flügel dehnte sich südlich über Eberbach aus und bestrich den südlichen Abfall des Höhenzuges, auf dem das Dorf Morsbronn liegt. Der linke lehnte sich vor Langensulzbach an dichten Wald, in den nur schwierige Zugänge führten. Auf diese Weise beherrschten die Franzosen vollständig den ganzen Aufstieg von Osten und

Süden, den nach Durchschreitung der freien Bachniederung noch Weinberge und Hopfenpflanzungen sehr behinderten. Außerdem hatten sie fleißig Feldbefestigungen angelegt. Die Einsenkungen zwischen den Bodenwellen deckten trefflich ihre Schützen.

Der argen Hitze am 5. August folgte in der Nacht heftiger Regen, der das schon vorher nasse Erdreich völlig aufweichte. Die Sauer füllte ihr steilwandiges Bett so, daß im Laufe des Kampfes viele deutsche Abteilungen bis an die Brust im Wasser den Bach nicht ohne Verlust durchwaten mußten.

Die Schlacht, die für diesen Tag nicht beabsichtigt war, weil der Kronprinz seine ganze Macht sammeln wollte, entspann sich aus mancherlei Irrungen. Als die 4. Division des 2. bayerischen Korps, das den rechten Flügel hatte, frühmorgens die Schüsse eines bald abgebrochenen Rekognoszierungsgefechts bei Wörth vernahm, ging sie von Langensulzbach durch den Wald nach Fröschweiler hin energisch vor. Ihr lebhaftes Feuer bewog wieder die Artillerie des 5. Korps, ihre gesamten 84 Geschütze spielen zu lassen, während 37er und 50er die Sauer überschritten, später von 6ern und 46ern gefolgt. Auch die anrückende Avantgarde des 11. Korps (80. und 87. Regiment) griff bei Gunstett ein. An allen Stellen wurde mit großem Verlust und ohne Erfolg gekämpft. Daher entschloß sich General v. Kirchbach, obgleich der Kronprinz vorher das Abbrechen des Gefechts befohlen hatte, nach selbständigem Ermessen zur wirklichen Schlacht und sandte zu den noch im Anmarsch begriffenen Kolonnen um Unterstützung. Bald war General v. Bose mit seinem ganzen 11. Korps zur Stelle. Der Kronprinz erschien selbst auf den Höhen über Wörth mit seinem Generalstabschef General v. Blumenthal und übernahm um 1 Uhr den Oberbefehl.

Mac Mahon bei Wörth.

Gleichzeitig traf General v. d. Tann mit den Spitzen des 1. bayerischen Korps ein und schob sich zwischen das 5. Korps und das 2. bayerische. Als auch die württembergische Division bei Gunstett erschien, waren um 2 Uhr alle augenblicklich verfügbaren Kräfte auf dem Kampfplatz vereinigt.

Ein fürchterliches Ringen hatte sich inzwischen entfaltet. Das 5. Korps nahm zwar, nachdem es einen kräftigen Vorstoß auf Wörth abgewiesen hatte, im Frontangriff die Abhänge über dem rechten Ufer der Sauer, aber vergebens suchte es, in dicht gedrängten Scharen auf die Höhe selbst zu gelangen, da der Feind fortwährend frische Macht heranführte. Der höchste Mut war erforderlich, in dieser drangvollen Lage auszuharren. Das daneben fechtende 11. Korps nahm einen vor Eberbach liegenden massiv gebauten Hof und Morsbronn. Während sich die 32er und 94er im schweren Feuer weiter vorschoben, brauste plötzlich wie eine gewaltige Sturmflut ein Reiterangriff auf sie ein. Die Brigade Michel, zwei Küraſſierregimenter und eine Abteilung Lanciers, über 1000 Pferde, sprengten todesmutig heran, obgleich der unebene, mit Gräben durchschnittene und mit Baumreihen bestandene Boden für sie sehr ungünstig war. Doch nun zeigten sich die Ruhe und die Feuersicherheit der Preußen; nicht einmal die in den Übungen gelernten Karrees bildeten sie, sondern in freien Linien sandten sie ihre Kugeln den Panzerreitern entgegen. Mann und Roß stürzten in Haufen, so daß die Übriggebliebenen ablenkten. Da krachte ihnen Schnellfeuer der 50er entgegen. Ebenso warm wurde das zweite Regiment von den in die Schlachtlinie gezogenen Pionieren empfangen. Auf die Zersprengten warfen sich siegreich die flinken 13. Husaren. Die glänzende Brigade war

Turkos in den Weinbergen bei Wörth.

vernichtet, gefallen oder gefangen, ohne den Gegner belangreich zu schädigen. Das teure Opfer ermöglichte wenigstens dem bedrängten rechten französischen Flügel den Rückzug.

Inzwischen nahmen die 94er Eberbach und gelang es der Artillerie des 11. Korps, über die Sauer hinüber auf der Höhe dem Feind in die Flanke zu kommen. Die Franzosen waren von vermischten Abteilungen auf Elsaßhausen geworfen worden, das 90 Geschütze in Brand schossen. Daher ließ sich der Sturm auf diese erste Burg der französischen Mitte ausführen. Nachdem die durch den langen, verlustreichen Kampf erschöpften und aufgelösten Truppen bis in den vorliegenden Niederwald gedrungen waren, führte General v. Bose, der einen in die rechte Hüfte erhaltenen Schuß nicht achtete, drei frische Bataillone 83er und 82er vor, denen sich anschloß, wer noch vorwärts konnte. Die Besatzung unterlag und wurde meist gefangen. Der Feind, der die wichtige Stellung nicht ohne weiteres darangeben durfte, schickte neue Infanteriemassen gegen die durcheinander geratenen Scharen. Die Preußen wankten erst zurück, doch mit Aufgebot aller Kräfte und tüchtiger Unterstützung der Artillerie trieben sie endlich den Gegner weit hinter das Dorf.

Die Reiterei soll die Schlacht wieder herstellen. Mac Mahon wirft zwischen Elsaßhausen und Fröschweiler die Kavallerie-Division Bonnemains, vier Küraſſier-Regimenter, auf die bei der langen Blutarbeit in einzelne Teile zersplitterten Regimenter. Auch hier hemmt die Unebenheit des Bodens die Rosse, und wieder empfängt die preußische Infanterie die Heransprengenden in Schützenlinie mit prasselndem Schnellfeuer, Batterien schleudern Granaten und Kartätschen entgegen. Das erste Regiment bricht zusammen, die nachfolgenden gelangen gar nicht zur Attacke und stieben auseinander. Auch diese Reiterscharen sind beseitigt, und die Preußen behaupten den Stand der Schlacht.

Beide Teile waren tief erschöpft, doch die deutsche Heeresleitung mußte die unsägliche Mühe zum letzten Erfolg bringen. Da das Zentrum noch durch den ungeheuern Widerstand festgehalten wurde, trat von Elsaßhausen her die Württemberger 2. Brigade, deren Führer General v. Starkloff den befohlenen Umgehungsmarsch aufgab, um den Kampf selbst zu unterstützen, frisch in die gerissenen Lücken und gab einen festen Kern. Von Norden her umfaßten die Bayern, die sich allmählich herangeschossen und mit dem Bajonett herangefochten hatten, den linken feindlichen Flügel. Die im Walde rechts von der Straße Wörth-Fröschweiler stehenden französischen Bataillone werden rings umschlossen; haufenweise lagen hier die Toten übereinander. General v. Bose rafft zusammen, was von allen Regimentern des 11. Korps noch kampffähig ist; das Signal befiehlt: „Alles

avancieren!“ Zum zweitenmal trifft ihn eine Kugel, und so schwer in den Fuß, daß er sich zurückziehen muß. An seiner Stelle führt General v. Schkopp die Stürmenden weiter. Von allen Seiten gleichzeitig, die Truppenteile bunt durcheinander, bricht es nun mit vom wilden Kampfe entflammter Wut auf Fröschweiler los; noch jetzt wehren sich die Franzosen in den Straßen und Häusern, und ein wilder Knäuel, Freund und Feind durcheinander, wogt hin und her. Umzingelt, muß sich der Rest der Verteidiger ergeben, nur wenige entschlüpfen.

Um 5 Uhr war die Schlacht zu Ende. Die Franzosen wälzten sich in wilder Flucht nach Reichshofen, verfolgt von nachsausenden Granaten, welche die Straße aufwühlten und Männer, Pferde und Wagen durcheinander schmetterten. Preußische und württembergische Reiterei, begierig, die letzten Blätter des Ruhmeskranzes zu pflücken, sprengte in fliegender Eile nach und gewann zahlreiche Gefangene und Geschütze. So geht die Hetzjagd fort; die Flüchtenden werfen in sinnloser Angst Waffen und Gepäck weg, die Küraſſiere Harnisch und Pallasch; jeder rettet sich wie er kann und achtet nicht der Schwachen und Verwundeten. Erst bei Niederbronn ließ eine starke Reserveſtellung einen Teil der Atemlosen wieder zur ersten Ruhe kommen.

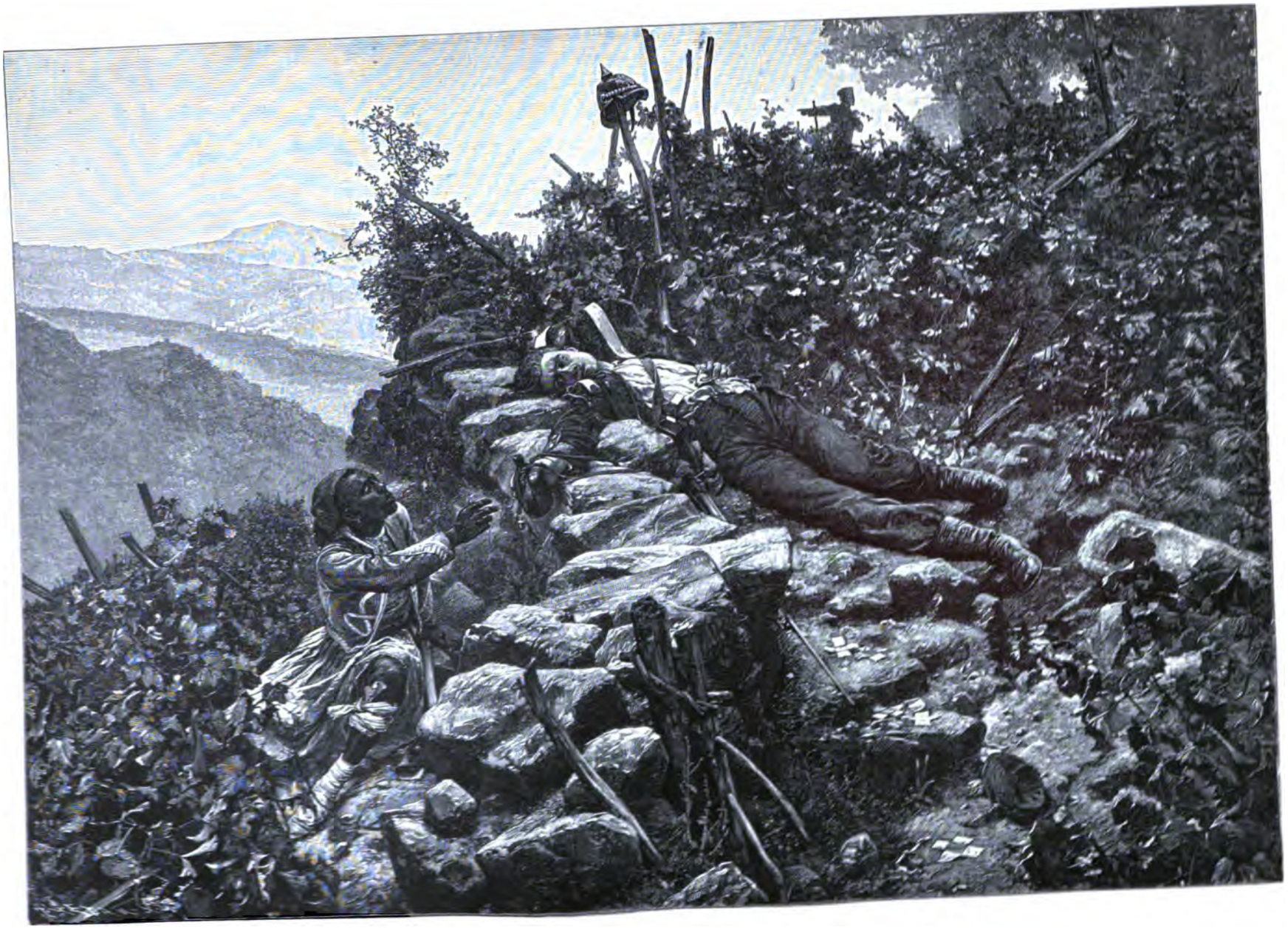
In den Hopfen vor Fröschweiler.

200 Offiziere und über 6000 Mann blieben als Gefangene in den Händen der Sieger; an Toten, Verwundeten und Verschollenen verlor der Feind wohl über 12,000 Leute. Ein Adler, 4 Turkosfahnen, 28 Geschütze und 5 Mitrailleusen und reiche andere Beute fielen den Deutschen zu. Auch der stolze Ruhm der Zuaven, von denen zwei Regimenter heroisch mitgefochten hatten, war dahin wie der der Turkos, deren Regimenter hier unter verzweifeltem Widerstande aufgerieben wurden. Der Hitze wegen trugen viele von ihnen nur die weißen Überzüge der Hosen, die wie Weiberröcke um die Beine hingen.

Der siegreiche Feldherr ritt, begleitet von seinem Stabe, über das Schlachtfeld. Begeistert jauchzten dem geliebten Kronprinzen selbst die Verwundeten zu; als er nach Fröschweiler kam, stürzten ihm seine Krieger mit brausendem Zuruf entgegen und umdrängten ihren heldenhaften Führer. Den Württembergern und den Bayern sagte er besonders Dank. Edelsinnig würdigte er auch die Tapferkeit der Besiegten; in Reichshofen besuchte er den tödlich verwundeten Divisionsgeneral Raoult und pries seinen Heldenmut. Noch vom Schlachtfelde sandte er dem königlichen Vater und nach Berlin die schlichte Botschaft: „Mac Mahon mit dem größten Teile meiner Armee vollständig geschlagen, Franzosen auf Bitsch zurückgeworfen.“ Der König aber meldete seiner Gemahlin: „Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade! — Es soll Viktoria geschossen werden.“

Am Abend beleuchteten die brennenden Dörfer das Schlachtfeld, während die feierlichen Klänge der Musik, welche Choräle und Vaterlandslieder spielte, die kampfberauschten Seelen beruhigten. Ein milder Regen brachte den schmachtenden Verwundeten Erquickung.

Auch die deutsche Armee erkaufte ihren Sieg furchtbar teuer. Zwar verfügte sie schließlich über die mehr als doppelte Zahl, 106,000 Mann, aber der Feind hatte gar zu starke Stellungen inne und verteidigte sie heldenhaft. Die Franzosen selber erklärten für wunderbar, daß diese festen Linien genommen werden konnten. Die



Mit Genehmigung der photographischen Gesellschaft in Berlin.

In den Weinbergen von Wörth, nach Graf Harrach.

Mau

Der Kronprinz bei Wörth.

Deutſchen verloren 489 Offiziere und 10,153 Mann! Alle beteiligten Truppen hatten ſchwer gelitten, am meiſten die Preußen, namentlich das 5. Korps. Alle anderen überragte das 46. Regiment mit einem Verluſte von 35 Offizieren und 982 Mann, mit den Vermißten gegen 1100; auch die 6er, 50er und 37er zählten je über 700 Gefallene.

Die Königsgrenadiere, die ſchon zwei Tage vorher bei Weißenburg ſo ſtark mitgenommen waren, ließen diesmal noch mehr auf dem Platz: 16 Offiziere, 551 Mann. Übergroß war die Zahl der toten oder verwundeten Stabsoffiziere: 11 Oberſten, 22 Majore; außer dem General v. Boſe, der erſt gegen Schluß des Feldzugs wieder genas, war auch der bayeriſche Generalmajor Maillinger verwundet. Wer könnte allen Tapferen den ihnen gebührenden Preis erteilen? Sie fühlten ſich reich belohnt in dem Gedanken, für das Vaterland geblutet und geſiegt zu haben.

Wörth war die erſte offene Feldſchlacht, welche die Franzoſen ſeit 1815 verloren. Ihre militäriſche Bedeutung übertraf die Schwere der Verluſte; die Armee Mac Mahons war nicht mehr widerſtandsfähig.

Der großen Siegesbotſchaft von Wörth folgte unmittelbar eine zweite vom gleichen Tage nach.

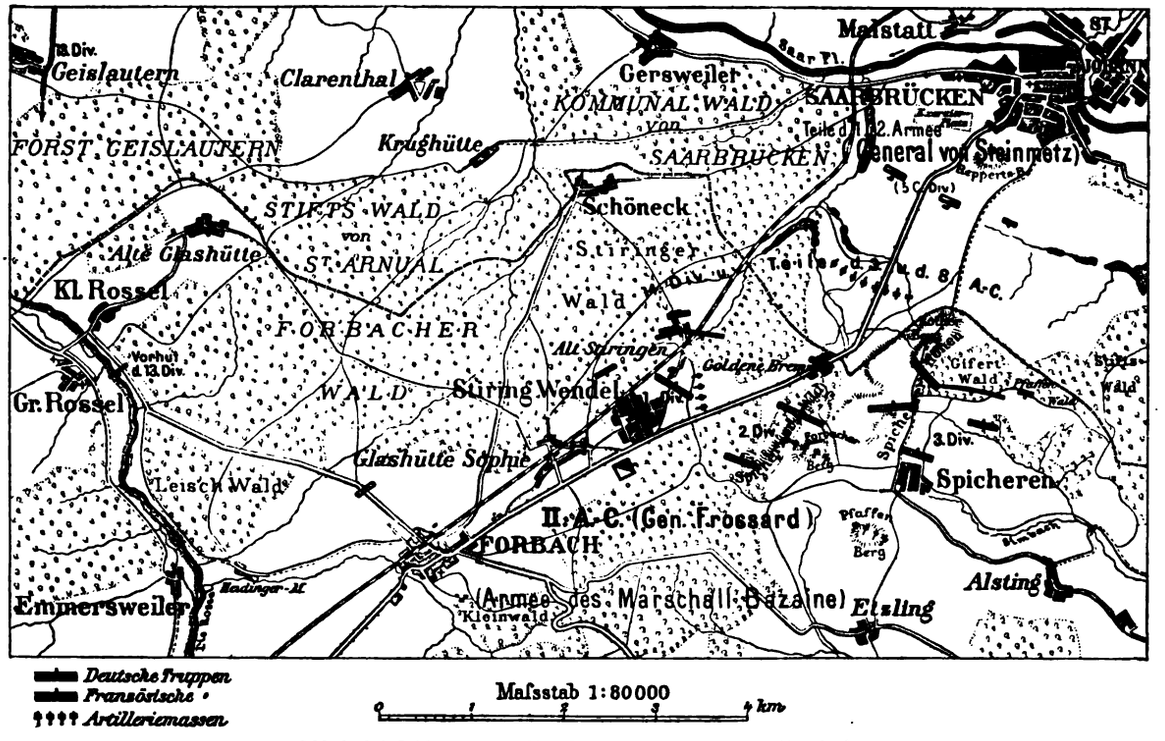
Die erſte und die zweite Armee ſollten zuſammen wirken und gemeinſam ſchlagen. Der kampfbegierige General v. Steinmetz ſchob ſeine Truppen vor, und die Verhältniſſe wie der Trieb gegen den Feind führten am 6. Auguſt zur Schlacht. Es ging hier ähnlich wie bei Wörth. Aus dem anfänglichen Vorſtoß, um den vermutlich auf dem Abzuge befindlichen Feind feſtzuhalten, entwickelte ſich ein fürchterlicher, langdauernder Kampf.

v. Boſe.

Dicht an Saarbrücken vorbei, nur eine reichliche Viertelſtunde entfernt, lief damals die preußiſche Grenze. Die ganze Gegend iſt bergig, mit ſteilen Abhängen und tiefen Mulden und Schluchten. Unmittelbar über der im Thale liegenden Stadt ſteigt nach Süden zu der Boden auf und fällt dann wieder. Hinter dieſer Senkung bereits jenſeits der Grenze, liegt quer vor eine höhere, an den Rändern meiſt mit Wald beſtandene Terraſſe, auf der ſich öſtlich der Gifertwald, ſüdweſtlich die Spicherer Höhe erheben. Von dieſer ſpringt nach Saarbrücken zu baſtionsartig hervor der kahle, ſteile und ſchmale Rote Berg, ſo genannt von dem Fels, der an einzelnen Stellen faſt ſenkrecht zu Tage tritt. An die den Roten Berg überragende Spicherer Höhe ſtößt ſüdweſtlich der Forbacher Berg, von dem ſich der ausgedehnte Spicherer Wald zu dem Thale herabſenkt, in dem die Eiſenbahn von St. Avold über Forbach nach Saarbrücken führt. Südlich vom Gifertwald und der Spicherer Höhe liegt auf dem Plateau, durch einen tiefen Einſchnitt vom Gifertwalde getrennt, das Dorf Spicheren. Das enge Eiſenbahnthal iſt geſperrt durch die von Forbach 4 km entfernte kleine Fabrikſtadt Stiring-Wendel, deren Häuſer und namentlich eine Eiſenhütte ſich trefflich zur Verteidigung eigneten. Auch auf der Straße von hier nach Saar-

brücken stehen an der Grenze einige Gebäude, darunter das Wirtshaus „die Goldene Bremm" am Fuße des Spicherer Waldes. Über Stiring-Wendel auf der andern, westlichen Seite steigen wieder waldige Höhen an. Bei Spicheren lagerte eine Division des französischen II. Korps; General Frossard hatte sein Quartier in Forbach.

Die Franzosen, über 30,000 Mann, hatten den Gifertwald und die Spicherer Höhe nebst dem Roten Berge mit reihenweis übereinander liegenden Schützengräben und Verhauen stark verschanzt, so daß sie ihre festungsartige Stellung für uneinnehmbar hielten. Ihr Feuer reichte bis Saarbrücken und beherrschte vollständig das genau zu übersehende offene Gelände vor ihnen, welches der Angreifer durchschreiten mußte. Ihre Flanken waren so gedeckt, daß eine Umgehung nur auf weitem Umwege möglich war.



Schlacht bei Spicheren am 6. August 1870, Stellungen um 6 Uhr abends.

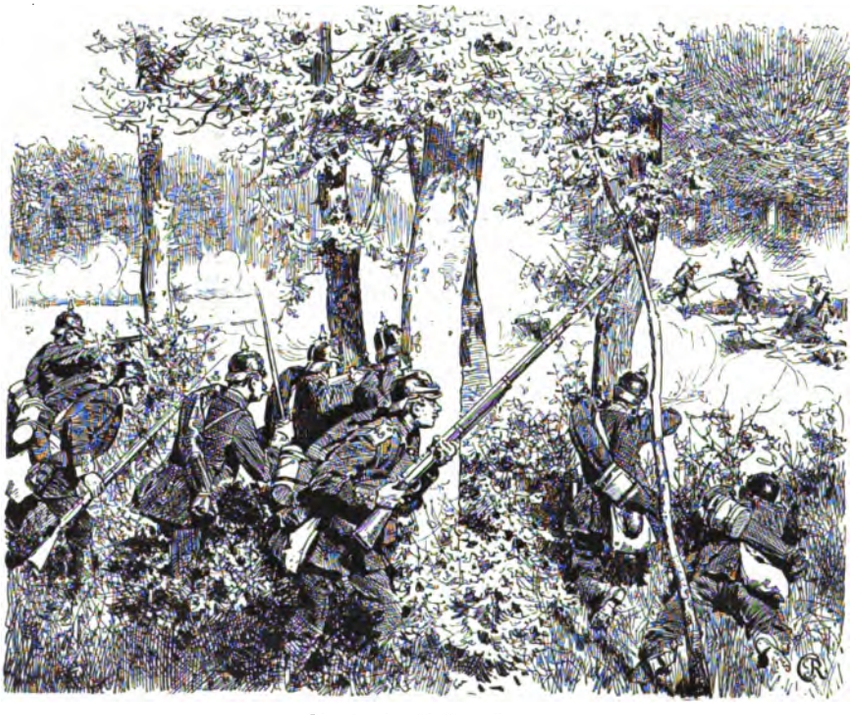
Erst nach Mittag begann der Kampf. Der Befehlshaber der 14. Division, General v. Kameke, bemerkte, daß die zunächst vor Saarbrücken gelegenen Höhen durch das Feuer von der Spicherer Hochfläche her unhaltbar waren. Daher befahl er dem Führer der 27. Brigade, die zuerst und allein zur Stelle war, General v. François, die Artillerie vom Roten Berge zu vertreiben. Die Regimenter Nr. 74 und 39 gingen rechts und links vor, und es gelang, trotz der geringen, breit ausgedehnten Streitkräfte, sowohl vor und über Stiring Stellung zu nehmen als auch den 300—400 Fuß hohen Gifertwald zu ersteigen. Doch von hier aus den Roten Berg zu erreichen, waren die beiden Bataillone 39er viel zu schwach. Zwei Bataillone 74er drangen nun, von General v. François persönlich geführt, geradeswegs über die freie Niederung vor, festgeschlossen trotz schwerer Verluste im wütenden Gewehr- und Geschützfeuer, und gelangten an den Fuß des Berges, wo sich das Füsilierbataillon 74 einnistete, während das andere rechts gegen Stiring vorging.

Es blieb nichts übrig, als den Roten Berg zu stürmen. Das Gewehr als Stütze benutzend, zuweilen auf Händen und Füßen, kletterten die wackeren Füsiliere den steilen Hang hinauf. Nicht darin lag jedoch das rechte Wagestück, sondern in dem Entschluß, oben angelangt dem feindlichen Feuer die atemlose Brust unbeschützt entgegenzustellen. Der erste vorliegende Schützengraben wurde mit Bajonett und Kolben aufgeräumt; die rechtzeitig

herbeigeeilte 9. Kompanie der 39er half den eroberten Boden behaupten. General v. François selbst führte sie heran, mit geschwungenem Degen voranschreitend, den Tambour neben sich. Von fünf Kugeln getroffen verschied der Held mit den Worten: „Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde; ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht!"

v. François.

Nun brachen schwere Stunden für die bereits furchtbar gelichteten Braven an, denen bald auch die Munition knapp wurde, während die Franzosen unausgesetzt aus den Schützengräben und mit Geschütz schossen und starken Nachschub vorwarfen. Der Gifertwald mußte wieder aufgegeben werden, nur einzelne Truppenteile erhielten sich unerschütterlich im heißen Waldgefecht. Endlich kam Hilfe. General v. Goeben, der Einheit in die Führung brachte, sandte die 40er von seinem Korps; vom 3. Korps langte zunächst der Kommandeur der 5. Division, v. Stülpnagel, mit Geschütz an, dann führte General v. Döring die 48er, denen die 12er folgten, in den Kampf. Die nunmehr reichlicher vorhandene Artillerie, in langer Linie auf den Vorbergen aufgefahren, bearbeitete erfolgreich die französische Stellung. Neben dem Gifertwald stritten die 48er um den Pfaffenwald. Doch konnten die Preußen nicht vorwärts, weil der Rücken des Roten Berges zu schmal und dem Feuer der im höher liegenden Walde geborgenen Feinde frei ausgesetzt war. Jeder focht auf sich angewiesen; 32 Kompanien fünf verschiedener Regimenter standen endlich hier oben in Knäuel durcheinander gewirrt, da die regellose Art dieses entsetzlichen Ringens eine Leitung nicht zuließ, und hatten eine gewaltige Übermacht zu ertragen. Erst als zwei Kompanien der Leibgrenadiere (8. Regiment) vom 3. Korps mit beflügelter Schnelligkeit einrückten, gelang es nach 6 Uhr, die Ecke zwischen Gifertwald und dem Roten Berg zu nehmen und damit beider Besitz zu sichern. Sogar die Braunschweiger Husaren waren zu Hilfe gekommen, doch ihre Opferwilligkeit brachte ihnen in dem ganz ungeeigneten Terrain nur harten Verlust ein.



Die 48er im Pfaffenwalde.

Dafür glückte es zum Jubel der bedrängten Kämpfer unter schweren Mühen, erst ein, dann allmählich acht Geschütze der Brandenburger 5. Division unter Major v. Lyncker auf den Roten Berg zu schaffen, die trotz schwierigen Standes und, obgleich fast die halbe Mannschaft fiel, den immer wieder vorbrechenden Franzosen gründlich zusetzten.

Bei aller bewundernswürdigen Tapferkeit war von hier aus, der ungünstigen Ortsbeschaffenheit wegen, der Sieg nicht zu erfechten. Nicht minder wild tobte der Kampf in der Richtung nach Stiring zu. Gegen 3 Uhr brachte die 28. Brigade (v. Woyna, 53er und 77er) den schwachen Truppen, die dort zuerst angegriffen hatten, die dringend nötige Hilfe. Die „Goldene Bremm" und die daneben liegenden Gebäude wurden um 4 Uhr von den 74ern und 77ern gestürmt und dauernd behauptet, während um das Waldstück rechts davon der mörderische Kampf lange schwankte; Kanonen und Mitrailleusen überschütteten die Preußen mit ihren totbringenden Ladungen. Auch hier war höchste Gefahr, bis es endlich neu angekommenen Bataillonen der 5. Division (Reg. 8, 12, 52 und 3. Jäger) gelang, von der Bremm aus nach erbittertem Widerstande den Forbacher Berg zu nehmen und damit den Abzug der Franzosen nach Spicheren zu erzwingen. Schon fing es zu dunkeln an. Inzwischen war General v. Woyna auch vom Waldstück aus vorgedrungen und hatte die Eisenhütte und die zur Deckung benutzten Schlackenhügel genommen; mit dem Bajonett stürmten endlich um 9 Uhr die 52er die Stadt Stiring selbst. Schon war es tiefe Nacht, gegen

Ankunft der Brandenburger Artillerie auf dem Roten Berg.

11 Uhr, als auch hier der Kampf sein Ende nahm. Frossard trat den Rückmarsch an, weil die 13. Division (v. Glümer) die Umgehung von rechts her über Klein-Rossel auf Forbach gemacht hatte und auf die Rückzugslinie vorstieß. Die Finsternis verbot, in der waldigen Gegend dem Feinde zu folgen, der bis Saargemünd zurückwich.

Die Schlacht von Spicheren ist merkwürdig, weil erst nach und nach die Truppenteile eingriffen und das Ganze ohne eigentliche Oberleitung verlief. Der Kampf, hervorgegangen aus dem preußischen Grundsatz, den Gegner nicht von der Klinge zu lassen, trug nicht die großen taktischen Erfolge ein wie der bei Wörth. Dafür war er moralisch von höchstem Wert und größter Wirkung. Die Franzosen hatten zwar auch tapfer gefochten, aber was bedeutete ihr beharrlicher Widerstand gegen den Angriffssturm der Preußen? Eine geringe Streitmacht nahm den Kampf gegen einen vielfach überlegenen und in fast unangreifbarer Stellung befindlichen Feind auf und hielt ihn stundenlang allein aus, und auch als allmählich Hilfe kam, blieb noch lange das bedeutende Übergewicht bei den Franzosen. Die Zahl der Toten und Verwundeten entsprach diesem Verhältnis. Die Preußen

Erstürmung des Roten Berges (Spicheren), von C. Röchling.

Mau

I. Bataillon 12er am Spicherer Wege.

verloren 223 Offiziere, 4648 Mann, die Feinde 249 Offiziere, 3829 Mann, und davon waren über 2000 Versprengte und Gefangene. Den stärksten Verlust hatte das 12. Regiment mit 35 Offizieren, 771 Mann, fast gleich das 39. und 74.; auch die 40er, 48er, 77er litten nicht viel weniger. Geradezu Unglaubliches wurde geleistet. Mehrmals stand der Kampf verzweifelt, aber wie die bereits Streitenden nicht abließen, so dachten die Ankommenden nur daran, möglichst schnell den Feind zu fassen. Die Herbeieilenden hatten meist schon große Märsche zurückgelegt und kaum etwas genossen; ihre einzige Furcht, die überangestrengten Kräfte möchten vielleicht nicht ausreichen, trieb sie erst recht vorwärts.

Am meisten freuten sich die Saarbrückener, und sie blieben den Dank nicht schuldig. Bis in das Granatfeuer wagten sich Männer, Frauen und Kinder vor, um den Truppen Erfrischungen zu bringen und den Verwundeten beizustehen.

Das wurde auf allen drei Schlachtfeldern offenbar, solche Truppen waren unüberwindlich. Noch eines großen Vorzuges durften sich die Deutschen rühmen. Alle ihre Oberen kannten nur das Bestreben, schleunigst zur Unterstützung herbeizueilen. Der Kanonendonner war das Signal, das unwiderstehlich Führer und Leute herbeilockte. Anders bei den Franzosen. Der Marschall Bazaine kam nicht auf den Kampfplatz, und die Verstärkungen, die er anordnete, trafen zu spät ein. Auch bei Wörth hatte General Failly zurückgehalten und nicht eingegriffen, wie er es wohl gekonnt hätte. Die französischen Generale dachten nur an sich und wollten ihre Kräfte für den eignen Ruhm sparen; die deutschen hatten nur das Ganze im Sinne, und wie sie den eigenen Leib in den vordersten Schlachtreihen preisgaben, stellten sie neidlos ihre Truppen den Kameraden zu Dienste! Sie schufen damit sich selbst die allerhöchste Ehre.

Die 77er erstürmen die Goldene Bremm.

Sechſter Abſchnitt.

Kriegsleben.

Die erſten Kämpfe brachten reiche und nützliche Erfahrungen. Die Artillerie bethätigte ſich bei Wörth, wo ſie ſich voll entwickeln konnte, glänzend und übertraf weit die franzöſiſche. Auch die Reiterei, die bisher infolge ungünſtiger Verhältniſſe wenig geleiſtet hatte, entfaltete nun ihre Thätigkeit. Weit vorwärts und ſeitwärts warf ſie ihre Spürfäden aus, unerwartet erſchien ſie plötzlich in Ortſchaften, ſelbſt in der kleinſten Zahl Schrecken erregend, und bald wurden die „Ulanen", wie die Franzoſen alle leichten deutſchen Reiter nannten, ſprichwörtlich und gefürchtet. „Die Kavallerie machte großartige Aufklärungsritte, ging ſehr weit den Heeren voraus, verſchleierte mit einem dichten Vorhang ihre Bewegungen, lieferte den Generalſtäben blitzſchnelle und ſichere Nachrichten, nahm Zufuhren weg, zerſtörte die Eiſenbahnen, raffte Lebensmittel zuſammen, neckte den Gegner, den ſie ausſpürte, und verzögerte ſeinen Marſch, hob Botſchaftsträger auf, hieb Nachzügler nieder und war rechtzeitig zur Schlacht da". Solches Lob ſpendet ihr ein franzöſiſcher Schriftſteller, Chuquet.

Die Infanterie hatte alle Erwartungen noch übertroffen. Am meiſten litt ſie beim erſten Aufmarſch durch das weit reichende Chaſſepot, und ihre Verluſte waren oft am größten, ehe ſie ſelber zum Gewehr greifen konnte, wenn der gedeckt ſtehende Feind noch gar nicht ſichtbar war. Daher wurde fortan weit mehr in gelöſter Linie vorgegangen, als daheim üblich geweſen war. Die ausgezeichnete Disziplin half auch über dieſe Schwierigkeit hinweg; ohne Schuß, um nicht Munition zu vergeuden, drangen die Kompanien vor, bis ſie nahe genug heran waren. Dann aber wirkte auch ihr wohlgezieltes Feuer furchtbar. Den Franzoſen gereichte ſogar ihre weittragende Schußwaffe in mancher Beziehung zum Nachteil. Die Mannſchaften warfen den Angreifern ihren Kugelregen auf die weiteſte Entfernung entgegen, ohne zu zielen, das Gewehr, um ſchneller zu ſchießen, nicht einmal in Anſchlag bringend, ſondern an der Hüfte haltend. Sie wurden darüber unruhig, und wenn ihnen die Deutſchen auf den Leib rückten, hielten ſie ſchwer ſtand. Die alte franzöſiſche Tugend, mit der blanken Waffe, dem Bajonett, vorzuſtürmen, ging auf die Deutſchen über. Die Franzoſen verteidigten wohl hartnäckig ihre feſten Stellungen, aber ihre Angriffe hatten keinen rechten Zug, und namentlich zum entſcheidenden Maſſenſtoß raffte ſich die Infanterie nicht leicht auf.

Beträchtliche Teile des deutschen Heeres hatten die purpurne Bluttaufe empfangen: Württemberger und Bayern, Hohenzollern, Westfalen und Rheinländer, Hessen und Thüringer, Brandenburger, Schlesier und Posener. Mit ungeduldiger Eifersucht blickten die anderen auf sie, denn alle beseelte die gleiche Kampfbegier. Was treibt den Menschen in die Schlacht, in den Männermord? Edle Leidenschaften und auch böse, aber die Zucht muß die einen regeln, die anderen bändigen. Und die Zucht war es, welche die Deutschen zum Siege führte.

In den letzten Jahren hat sich die Kriegführung sehr verändert. Seitdem in allen Armeen Gewehre, die noch erheblich weiter tragen und viel größere Durchschlagskraft besitzen, als die Chassepots, und das rauchlose Pulver eingeführt sind, müssen auch die Bewegungen zu Angriff und Verteidigung darauf Rücksicht nehmen. Daher ist das Bild, das eine heutige Schlacht darbieten würde, recht verschieden von dem, wie es sich so oft in dem deutsch-französischen Kriege von 1870—71 entwickelte. Eine ungefähre Vorstellung, wie wir damals kämpften, mag eine kurze Schilderung zu erwecken suchen.

Wenn die Schlacht beginnt, dann pocht jedes Männerherz an die Rippen. Die Geschütze brüllen den Eröffnungsgruß, den der Feind erwidert. Heulend fliegen hoch durch die Luft die Granaten heran, krachend platzen sie beim Einschlagen, durch das aufsteigende weiße Pulverwölkchen sausen die scharfzackigen Sprengstücke herum. Nichts ist schwerer zu ertragen als Granatfeuer in harrender Unthätigkeit; am Boden liegend sucht der Soldat seiner Furchtbarkeit zu entgehen. Endlich erschallt das Signal zum Vorgehen; die Leute springen auf wie Erlöste, obgleich nun erst der rechte Ernst beginnt. Schützenschwärme voran, dahinter die geschlossene Kolonne, wird vormarschiert. Da pfeifen und surren die Gewehrkugeln rechts, links, überall; hier und da schallt aus den Reihen ein klatschender Ton, ein Aufschrei, die Getroffenen stürzen. Doch weiter, weiter! Nun ist die rechte Schußnähe erreicht; die Schützen suchen Deckung knieend, liegend, hinter Baumstämmen, Erdaufwürfen oder in Vertiefungen, wie Gelegenheit ist. Es geht wieder vorwärts, die Offiziere mit geschwungenem Degen voran, mit ihnen die Kühnsten und Schnellsten, die übrigen in langer Kette folgend, bis von neuem Fuß gefaßt wird. Da rückt eine starke feindliche Truppe heran; die Kolonne, die Schützen zur Seite, wartet, das Gewehr bereit, bis der rechte Augenblick da ist. „Legt an, Feuer!" — eine geschlossene Salve sprüht dem Angreifer entgegen, Schnellfeuer knattert nach. Er weicht zurück, rasch hinter ihm her geht die Jagd. Plötzlich prasselt dem Verfolger ein Hagel von Kartätschen oder Mitrailleusengeschossen entgegen. Vor oder zurück? Doch besser hinan mit dem Bajonett durch den wallenden Dampf gegen die Feuerschlünde. Sie werden genommen oder ziehen sich in schneller Flucht zurück. Endlich steht die letzte Linie des Feindes in aller Stärke vor; erst Schnellfeuer, dann drauf mit gefälltem Bajonett unter lautem Hurra und rasselndem Trommelschlag, die Fahnen hoch im Winde flatternd. Hält der Gegner stand, dann gilt es heißes Ringen Mann an Mann; Bajonett, Kolben, Säbel, selbst das Messer arbeiten. Wilder Ruf, lautes Jammergestöhn, doch nur kurz ist der wütende Zusammenstoß. Der Feind flieht, der Sieger ordnet seine Truppen und setzt die letzten Kräfte zur Verfolgung ein. Ist der Kampf zu Ende, so geben die Hörner das willkommene Signal „Stopfen", „das Ganze sammeln" zur Einstellung des Gefechtes.

So geht es bei allen Truppenteilen, die nebeneinander fechten. Der einzelne, mit sich beschäftigt, weiß kaum, wie es beim Nachbar steht; die Oberleitung muß den Zusammenhang halten. Nur macht es sich nicht immer so schnell; stundenlang zieht sich manchmal das Feuergefecht hin, und ein Mann nach dem andern wird kampfunfähig. Nur ein Fuß breit vorwärts wird da schon zum schwer erkauften Gewinn. Oft muß der bereits gewonnene Boden wieder geräumt werden, und neue Opfer sind nötig, ihn zurück zu erobern. Ringsum tobt betäubend Lärm der Hölle; es dröhnt, knallt, rasselt, rollt, schwirrt, zischt; der Ruf der Anführer, das Kriegsgeschrei, das Jammern der Verwundeten, die dumpfstöhnende Klage der getroffenen Rosse, die Signale schrillen durcheinander. Der Erdboden bebt, grauer Pulverdampf, durchzuckt von den aus ehernen Mündern flammenden Feuerströmen, umhüllt schwer und dicht das graufige Bild.

Alle Schlachten ähnelten sich, und doch war jede anders; vielfache Verschiedenheiten entstanden je nach Bodenbeschaffenheit, nach der Stärke beider Teile, der Zusammenwirkung verschiedener Waffen. Nur Blut kostete es

immer. Am entſetzlichſten war der Kampf um Häuſer. Der Angreifer, erbittert durch die Verluſte, die er beim Anſturm von den geſchützt feuernden Verteidigern erlitt, ſchlug mit dem Kolben Thür oder Fenſter ein. in dem engen Raume warf ſich raſend Mann auf Mann; nur einer von beiden konnte am Leben bleiben.

Zum Gewinn der Schlachten trug häufig die Artillerie das Meiſte bei. Auch ihr lag ſchwere, gefahrvolle Arbeit ob. So furchtbar ſie unter den Feinden aufräumte, ihre Mannſchaft war eigentlich wehrlos. Sie muß die Geſchütze bedienen und darauf vertrauen, daß ſie nicht im Stiche gelaſſen wird. Allerdings erhält ſie Reiterei oder Fußvolk zum Schutze, aber auch dieſe ſind ſterblich. Schon die Aufſtellung zum Gefecht iſt ſchwierig und mühſelig. Im raſenden Galopp wird herangejagt. Unbarmherzig bekommen die keuchenden Pferde die Peitſche zu fühlen. Der Vorderreiter nimmt die Richtung, der Stangenreiter muß ſie halten, das Bein geſchützt durch eine Eiſenſchiene, damit es nicht von der Deichſel zerſchlagen wird. Neben dem Rohr und auf der Protze machen feſtgeklammert auf ſchwankem Sitz einige Kanoniere die tolle Fahrt mit, die anderen rennen atemlos hinterdrein. Bergauf, bergab, über Stock und Stein und Gräben geht es, die Kanone muß ſpringen, als ob ſie Beine hätte. Iſt der Boden weich oder gar zu ſteil, dann verſagen die Pferde, und die Mannſchaft ſelber muß ihr Beſtes thun mit feſtem Handanlegen. Endlich ſtehen die Geſchütze, die Protze wird gelöſt und eine kleine Strecke zurückgezogen, weiter dahinter werden die ſchnaubenden Roſſe gehalten.

Nicht nur zog die Batterie das Feuer der feindlichen auf ſich; ſeitdem die Artillerie nicht mehr ſorgfältig hinter der Schlachtreihe geborgen wurde, ſondern in die vorderſten Reihen treten mußte, war ſie auch den Gewehrkugeln ausgeſetzt und jetzt vollends den weittragenden Chaſſepots. Je mehr die Franzoſen die gewaltige Überlegenheit des preußiſchen Geſchützweſens kennen lernten, deſto eifriger ſuchten ſie die Bedienung und die Pferde wegzuſchießen. Da die Deutſchen immer angriffen, war für die Geſchützbettung nichts vorbereitet, und ſelten ließ ſich raſch ein Erdſchutz ſchaffen. Da ſauſen die feindlichen Granaten einher, und eine einzige gut gezielte kann die ganze Bedienung niederſchmettern. Ein ohrenzerſprengender Lärm aus den eigenen Stücken und den platzenden feindlichen Granaten donnert um die Kanoniere, erſtickender Pulverdampf umwogt ſie. Dabei iſt Umſchau zu halten, ob nicht etwa feindliche Reiter anjagen und die Deckungsmannſchaften durchbrechen. Iſt es noch möglich, wird das Geſchütz ſchnell zurückgezogen; fehlen die Pferde, dann gibt der brave Artilleriſt im Verzweiflungskampfe oft lieber ſein Leben hin als ſein teuerſtes Ehrenkleinod.

Der Krieg ſtumpft ab, der Soldat wird rauh. Die Gewöhnung, das eigene Leben preis zu geben, macht gleichgültig gegen das anderer. Im heißen Kampfe bleibt dem Einzelnen nicht viel Beſinnung; er lebt, weil er noch lebt, und kalte Ruhe wie berauſchte Kampfesluſt helfen über das Schreckliche hinweg. Mitten in der höchſten Gefahr wird ein Biſſen oder ein Schluck genommen, die Cigarre angezündet; ſelbſt Witze werden geriſſen. Nach der wildeſten Schlacht ertönt fröhlicher Geſang und läßt es ſich der Soldat wohl ſchmecken, wenn er in der glücklichen Lage iſt, Speiſe und Trank zu haben. Bei den Beſiegten ſieht es freilich anders aus.

Wehe aber den Verwundeten! Auch ihnen hilft oft das ſtolze Bewußtſein des miterrungenen Sieges über die erſten Schmerzen hinweg, doch wie viele müſſen Nacht und Tag auf dem Schlachtfeld liegen, unvermögend, eine erleichternde Stellung einzunehmen, ohne Waſſer, nach dem ihr vertrockneter Gaumen qualvoll lechzt, in Kälte und Näſſe, von Fieberhitze und Fieberfroſt durchglüht und durchſchüttelt. Bei großen

Schlachten iſt es trotz aller Sorgfalt der Vorbereitungen nie möglich, gleich allen Hilfe zu bringen; die Verbandplätze, die hinter der Gefechtslinie, manchmal noch im Bereiche der Geſchoſſe aufgeſchlagen werden, vermögen nur die erſten Verletzten eilig zu beſorgen. Krankenträger folgen den Kämpfenden und bringen die noch lebenden Verwundeten zurück; die noch die Beine gebrauchen können, ſuchen ſelber zum Verbandplatz zu gelangen. Bereit gehaltene Wagen ſchaffen die Verbundenen in die nächſten Ortſchaften. Bald iſt es unmöglich, alle Verwundeten zurückzuholen; man ſucht ſie nach dem Kampfe zuſammen. Sämtliche Behauſungen ſind vollgeſtopft, ein Leib dicht neben dem andern, und die ſpäter Gebrachten werden niedergelegt, wo eben Platz iſt. Kirchen und Schulhäuſer ſind die erſten Stätten des Grauſens; tobt noch der Kampf, dann iſt ſelbſt dieſe Zufluchtsſtätte nicht ſicher. In Fröſchweiler geriet die mit franzöſiſchen Verwundeten gefüllte Kirche in Brand, und nur verzweifelter Anſtrengung der wacker zugreifenden Deutſchen gelang es, die meiſten Unglücklichen herauszuſchaffen, ehe Dach und Turm zuſammenſtürzten. Auf dieſen erſten der Grenze nahe liegenden Schlachtfeldern trat raſch deutſche Liebesthätigkeit ein, doch ſo mancher Verwundete wurde erſt nach Tagen gefunden oder ging elend verlaſſen zu Grunde. Ein Glück, daß auch hier die Natur hilft; ſchnell nahen dem Erſchöpften Schlaf oder betäubende Ermattung, und wenn der Schleier der Nacht die blutigen Felder umhüllt, dann wird es auf ihnen ſtill, nur hin und wieder ächzt unerträglicher Schmerz auf.

Soldatenbegräbnis.

Die Toten werden möglichſt ſchnell begraben und finden in großen Gruben ihre letzte Stätte. Bei Wörth dauerte die traurige Arbeit mehrere Tage lang, und die widerwilligen Bewohner mußten dazu aufgeboten werden. Die Wärme führte raſch die Verweſung herbei; bald ſahen auch die Leichen der Deutſchen ſo ſchwarz aus wie die der Turkoneger. Für Feierlichkeiten war keine Zeit; ohne Wahl, ob Franzoſe oder Deutſcher, füllten ſich die Gräber mit den hinabgewälzten Toten. Gräßlich ſind die Kadaver der Pferde; auf dem Rücken liegend, die ſtarren Beine hochgeſtreckt, ſchwellen ſie bald furchtbar auf.

Auch nachdem Tote und Verwundete geborgen ſind, ſieht ein Schlachtfeld traurig aus. Die Baumſtämme tragen die Spuren der Geſchoſſe, Trümmer von Geſchütz und Wagen ſtehen auf dem zerwühlten Boden, zerbrochene

Waffen und Eisensplitter, Tornister, Uniformstücke, Lumpen und Fetzen, allerhand Sachen und Gegenstände liegen wüst herum, und der Wind treibt sein Spiel mit den aus den durchwühlten Tornistern herausgeworfenen Briefen, die der Soldat als Erinnerung an die Seinen liebevoll bei sich trug.

Der Überlebende freut sich des rosigen Lichts und zieht munter seine Straße, der neuen Todesgefahr entgegen Nicht allein ihr, sondern auch harten Beschwerden. Denn nicht in dem Kampfe liegt die eigentliche Last des Krieges; schnell ist er überstanden und das Schicksal des Augenblicks, ob Leben oder Tod, entschieden. Täglich zehren am Körper die Anstrengungen des Marsches und die Entbehrungen und erschlaffen auf die Dauer auch den feurigsten Geist. Da zeigen sich erst die rechte Zucht und der echte Mannessinn. Damals wechselten glühende Hitze und starke Regengüsse. Auf den rauhen Gebirgswegen durch die Vogesen brachen viele unter der Sonnenglut schweißgebadet zusammen, freilich nur um nach kurzer Rast erholt nachzueilen. Gar bald nach den ersten Märschen sieben sich die Schwachen aus der Truppe aus; was dann bleibt, ist unverwüstlich. Wie oft wurde am frühen Morgen angetreten, und erst die Nacht brachte ein Ende des Weges. Eine marschierende Kolonne zieht sich weit hin; die Leute, die es sich nach Möglichkeit bequem machen und die Kleidung lüften, gehen in Reihen an den Rändern der Straße, um weniger Staub aufzurühren und Wagen und Pferde durchzulassen. Zu Anfang ertönen lustige Lieder, mit der Zeit verstummen sie. Nötigt ein Hindernis, etwa eine vorüberziehende Artillerie- oder Trainkolonne zum Stillstand, dann wirft sich jeder Mann hin in den Graben, auf das Feld, in den Staub, diese wenigen Minuten der Ruhe, selbst mit raschem Schlaf, zu genießen. Wenigstens war jetzt gestattet, auf dem Marsche zu trinken; voraus reitende Offiziere ließen in den Dörfern gefüllte Gefäße auf die Straße stellen, aus denen die Leute im Vorbeigehen schöpften. Um Mittag wird im freien Felde abgekocht. Das klingt schön, war es aber nicht immer. Wenn trockenes Holz fehlt und grünes genommen werden muß, dann dauert es lange, ehe eine brauchbare Flamme aus dem beißenden Qualm herausschlägt, und manchmal ist alle Mühe umsonst. Das Fleisch, fast immer frisch, oft einem erst an Ort und Stelle abgeschlachteten Tiere entnommen, bleibt zäh und unschmackhaft; dann tröstet man sich mit der Brühe, der Kartoffeln und Brot festeren Bestand geben. Daß der Rauch in das Kochgeschirr hineinschlägt und seine brenzlige Würze mitteilt, nimmt der Hungrige gleichmütig hin. Wenn es nur überhaupt etwas zu kochen gibt! Will es das böse Geschick, dann ertönt, während das Geschäft noch im besten Gange ist, das Signal zum Aufbruch, und wer sich nicht Mund und Magen verbrennen mag, muß die schöne Brühe wegschütten. Sind jedoch einmal gute Zeiten und reichliche Lieferungen, dann zeigen die Kochkünstler stolz ihre Fertigkeit in der Zurichtung von Feldleckerbissen. Die Nachtrast, oft in staubigen Scheunen, bietet wenig Erquickung, ein Biwak im Freien auf reichlichem Stroh ist bei heiterem Wetter vorzuziehen. Im Regen auf feuchter Wiese oder in wassergefüllten Ackerfurchen macht es allerdings wenig Freude, und der Marsch in den nassen, schweren Kleidern auf schlüpfrigem Wege ermüdet erst recht. Die Trommel und die gellende Querpfeife wirkten dabei oft Wunder, und wenn zuletzt vor dem Abrücken in die Einzelquartiere an dem gerade Höchstbefehlenden in Parademarsch vorbeigezogen wurde, streckten sich die müden und wunden Beine so stramm, als wenn sie nur einen Spaziergang hinter sich hätten.

Die Verpflegung genügte nicht immer. Gar manchmal quälte der Hunger und der Durst that weh, doch der Kaffee, die Haupterquickung, war immer vorhanden. Obgleich jede Kompanie einige Kaffeemühlen besitzt, macht es sich kürzer, die Bohnen mit dem Gewehrkolben oder darüber gerolltem Flaschenbauch zu zerquetschen. Ob auch die Stücke ziemlich groß bleiben und kein Sieb vorhanden ist, ob Milch und Zucker, den der Soldat sehr liebt und teuer bezahlt, fehlen, das warme Getränk schmeckt und belebt immer. Der Kochgeschirrdeckel nützt zu allen möglichen Zwecken, als Waschnapf, als Tasse, als Suppenschüssel, als Teller; man nimmt es eben im Felde nicht so genau. Der Soldat lernt auch den Hunger zu bezwingen und den Leibriemen eng anzuziehen, wenn es nicht so lange dauert, daß die Kräfte schwinden.

Schließlich siegen doch der Eifer und die unverwüstliche gute Laune über alles Ungemach. Es ist der Vorzug des Soldaten, daß ihm die Lustigkeit nicht ausgeht. Sie äußert sich manchmal recht derb, aber sie ist unendlich viel wert, und die verständigen Vorgesetzten suchen sie zu erhalten. In jeder Kompanie, in jeder Korporal-

ſchaft gibt es Spaßvögel, Clowns, die ſtets einen empfänglichen Boden bei den Kameraden finden. Wohl muß auch manchmal ein Ungeſchickter oder Dummer als Zielſcheibe herhalten, und er thut dann am beſten, mitzulachen. Die Witze werden leicht ſtändig und einmal aufgebrachte Schlagwörter halten lange vor, aber zünden immer. Wenn die müden Beine kaum noch vorwärts können, der leere Magen knurrt und die Truppe mühſelig und ſtumm daherſchleicht, dann ertönt oft plötzlich ein lautes Scherzwort aus den Reihen und pflanzt ſich fort; gleich geht es wieder friſcher. Das Neue, was der Soldat zu ſehen bekommt, regt auch an, und er überſetzt es ſich leicht in ſeine Denkweiſe. Sehr liebt er ſeltſame Mummereien. Die Zipfelmützen der franzöſiſchen Bauern machten im Nachtquartier viel Spaß, ebenſo franzöſiſche Uniformſtücke. Nach den Schlachten trugen ganze Kompanien weiße Baumwollhandſchuhe, die ſie in den abgeworfenen Torniſtern der Franzoſen fanden. Als bei Wörth im Gepäck franzöſiſcher Oberoffiziere auch Frauenkleider erbeutet wurden, warfen ſie die Soldaten in einem Augenblick der Ruhe noch während der Schlacht über und vergnügten ſich an einem raſchen Tänzchen.

Die Bevölkerung des durchzogenen Landes machte keinen guten Eindruck. Gerade im Elſaß und in den deutſchredenden Teilen Lothringens benahm ſie ſich mürriſch und ablehnend, denn der Zauber des napoleoniſchen Namens ſaß hier am tiefſten. Bei Weißenburg und noch mehr bei Wörth beſchuldigte man Landleute, auf die deutſchen Truppen geſchoſſen zu haben. Doch gab es überall auch freundliche Menſchen, und viele Bewohner machten ſich ſchon darauf gefaßt, wieder deutſch zu werden.

Dort und nachher in der Umgegend von Metz waren viele Landleute flüchtig geworden, und die Dörfer ſtanden faſt leer. Allmählich wurde das anders, und großen Eindruck machte es, daß unſre Soldaten bar bezahlten. Die Franzoſen überzeugten ſich, daß die Deutſchen keineswegs Barbaren waren. Fanatiker und Böſewichter trieben freilich noch oft verruchte Hinterliſt und ſchadeten damit ſich und ihrem Lande am meiſten. Andere rächten die Demütigung ihres glorreichen Vaterlandes in für ſie recht einträglicher Weiſe, indem ſie für Kleinigkeiten enorme Preiſe forderten. Am leidenſchaftlichſten tobten oft Frauen. Manche grimmige Xanthippe trat der unliebſamen Einquartierung in heller Wut mit dem Beſen entgegen, bis ſie ihr unfreiwilliger Lacherfolg zur bezähmten Widerſpenſtigen machte. Doch meiſt ſtellte ſich ein ganz freundliches Verhältnis zu den Wirten ein. Die Soldaten halfen wohl im Hauſe, und kinderlieb, wie der Deutſche iſt, hatten ſie mit den neugierigen Kleinen ihr Vergnügen. Bald entſpann ſich eine Art Plauderei, denn merkwürdig leicht verſtändigte man ſich durch Gebärden und Zeichenſprachen, und die Deutſchen ſchnappten raſch franzöſiſche Worte auf. Gern ſchütteten dann die Franzoſen ihren Kummer aus, und überall hörte man von ihnen den Satz: „Ja, der Krieg iſt ein großes Unglück für uns und für euch!“ Das letztere ſahen unſre ſiegesfrohen Krieger freilich nicht ein, und allgemein erfolgte auf das Gejammer der Franzoſen die treffende Antwort: „Warum macht ihr Krieg, wenn ihr's nicht verſteht!“

Dieſes ſchlichte Soldatenwort war allerdings richtig, denn wenn die Franzoſen die zuerſt empfangenen Schläge mit allerhand Zufälligkeiten entſchuldigen wollten, mußten ſie bald erfahren, daß in der That die Deutſchen die Kriegführung beſſer verſtanden als ſie.

Siebenter Abschnitt

Die Schlachten bei Metz*.

Da Mac Mahon, der von Wörth über Zabern schnell nach Saarburg zurückgegangen war, seine Truppen mit der Eisenbahn nach dem Lager von Châlons an der Marne führte, fand die dritte Armee, nunmehr durch das 6. schlesische Korps verstärkt, keinen Feind mehr vor sich. Sie rückte ohne Kampf auf die Saar zu, bis sie Befehl erhielt, über die Mosel nach der Maas zu gehen. Denn inzwischen hatten die beiden anderen Armeen Siege erfochten, die dem Kriege eine neue Wendung gaben.

Im heißen Monat August, der das Blut der Trauben kocht, floß diesmal Menschenblut in Strömen. Seine ersten Tage brachten großartige Kämpfe; bald wurden sie durch noch größere übertroffen. Der hehre Heldengesang von den Metzer Schlachten wird mit gewaltigen Sturmestönen bis in die fernste Zukunft klingen; seine brausenden Wirbel hallen zusammen in einem machtvollen Schlußakkord: deutsche Tapferkeit und deutsche Ehre!

Wer einen hochragenden Alpenriesen schildern will, zählt nicht die einzelnen Schrunde und Zacken auf; er würde damit das Bild nur stören. So sollen hier auch diese Gipfeltage deutschen Schlachtenruhms nur im großen Umriß gezeichnet werden.

Die erste und zweite Armee folgten nach der Schlacht von Spicheren dem zurückgehenden Feinde. Das 9. und 12. Korps rückten dem Heere nach; auch das 1. Korps war angelangt, das 2. eben auf dem Anmarsche. Am 8. August übernahm König Wilhelm das Kommando; sein Armeebefehl schärfte den Soldaten strengste Manneszucht und den Schutz des fremden Privateigentums ein. Des Königs langjährige Erfahrung war höchst wertvoll, seine Anwesenheit für das Heer und die Soldaten unschätzbar; ihrem Oberfeldherrn zuliebe thaten und ertrugen sie alles.

Die Reiterei eilte in kühnen Streifzügen weit voran und brachte gute Nachrichten über die Bewegungen des Feindes, der von der seinigen schlecht bedient im Dunkeln tappte. Im französischen Hauptquartier herrschte die bisherige Unsicherheit weiter. Napoleon, voll Furcht vor siegloser Rückkehr nach Paris, verlangte eine Schlacht bei Metz, während die Generale die gesamten Streitkräfte weiter westlich, bei Châlons zu vereinigen wünschten. Am 12. August legte der Kaiser, krank und müde, den Oberbefehl nieder und übertrug ihn Bazaine.

Der Marschall zählte 59 Jahre. Arm, aus geringer Familie, diente er von der Pike auf in Algier, dazwischen eine Zeit unter der spanischen Fahne, immer tapfer und zugleich verschlagen. Erst seit dem Krimkriege rascher befördert, zeichnete er sich bei Solferino aus und begleitete dann die französische Expedition nach Mexiko, über die er 1863 den Oberbefehl erhielt. Dort mit einer sehr reichen, vornehmen Dame vermählt, entfaltete er wohl auch militärische Tüchtigkeit, doch noch mehr Ränkespiel. Ihm blieb der Ruf eines schlauen, rücksichtslos eigennützigen Mannes; da er aber für einen unentbehrlichen General galt, erwies ihm der Kaiser weitere Ehren. Seit-

* Die Pläne der Metzer Schlachten siehe am Schlusse des Buches auf Tafel I.

dem Mac Mahon geschlagen war, setzte ganz Frankreich seine Hoffnungen auf diesen jüngsten der Marschälle. Unbezweifelt war des mehrfach verwundeten Bazaine Tapferkeit; seine Befähigung als großer Feldherr sollte er erst nachweisen. Ebenso sehr Politiker wie Soldat, hatte er viele Rücksichten zu nehmen, und die Sorge für den Kaiser erschwerte erheblich seine Thätigkeit. Napoleon schärfte ihm ein, nichts zu wagen, und der Marschall selbst dachte in erster Stelle daran, seine Armee möglichst leistungsfähig zu erhalten. Seine Unterführer hatten weder rechten Gehorsam noch selbständigen Unternehmungsgeist; der klare Überblick über die militärische Lage fehlte von Anfang an ihnen wie dem Oberfeldherrn. Bazaine hatte fünf Korps, das II., III., IV., VI. und die Garden bei sich. Da der Kaiser seine Meinung änderte und den Abzug auf Verdun verlangte, gab der Marschall entsprechende Befehle und ließ den Abmarsch beginnen. Es war zu spät; schon griffen die Preußen an.

Das deutsche Hauptquartier hatte andre Absichten beim Feinde vermutet und entschied vorläufig von Fall zu Fall. Da man mit Verwunderung sah, daß er die Mosel oberhalb von Metz nicht gedeckt hatte, galt es, sie rasch in Besitz zu nehmen. Allmählich faßte Moltke den Plan, rechts schwenkend die feindliche Armee südlich über die Mosel hin in der Flanke oder im Rücken zu fassen. Daher schob sich der linke Flügel der zweiten Armee, das 10. Korps an der Spitze, in Eilmärschen nach der Mosel auf Pont à Mousson zu. Steinmetz, dessen Armee den rechten Flügel des Ganzen und somit den stehenden Drehpunkt bildete, hatte vorwiegend für die Deckung der Flanke zu sorgen. Als jedoch General v. d. Goltz, der Führer der 26. Infanterie-Brigade (7. Korps), die sichere Überzeugung gewann, daß die Franzosen auf dem Abzuge begriffen waren, entschloß er sich auf eigene Hand, sie festzuhalten, um jene geplante Umfassung durch die zweite Armee möglich zu machen. Erst am vorgerückten Nachmittage des 14. August entbrannte die Schlacht von Colombey-Nouilly, auch von Courcelles oder von Borny genannt.

Die ganze Gegend um Metz ist hügelig mit breit gewölbten Höhenzügen und ziemlich steilen Zwischenthälern, nur bei der Festung selbst durchfließt die Mosel eine breite Niederung. Daher machte der Angriff überall große Schwierigkeiten. Die Franzosen hatten zudem mit gewohnter Geschicklichkeit ihre Stellungen befestigt, und Weinberge an den Thalrändern wie kleine Waldbestände hinderten die Bewegung. Zahlreiche Dörfer liegen hier nahe aneinander verstreut. Nur dreiviertel Meilen östlich von Metz erhebt sich in reizender Gegend über einem Bache das kleine Dorf Colombey, hinter dem sich das Plateau breit und frei nach der Festung dehnt; etwa eine halbe Meile nördlich, doch jenseits des Wassers steht das größere Nouilly. Zwischen Colombey und den südlichen Forts liegt Grigy, zwischen Nouilly und dem starken Fort St. Julien Mey. Der größte Teil des III., IV. und das Gardekorps der Franzosen verweilten hier noch auf dem rechten Moselufer.

Der Kampf begann und verlief ganz ähnlich wie bei Spicheren, indem nur eine Brigade den weit überlegenen Feind angriff und allmählich zur rechten Zeit freudigst heraneilende Verstärkungen erhielt. Die 15er, 55er und 7. Jäger nahmen und hielten Colombey. Der Feind bekam schnell neue Mannschaften, da seine bereits abziehenden Truppen bei dem Schall der Geschütze sofort umkehrten, froh, nun endlich nach langer Zerfahrenheit zum Handeln zu kommen. Um nicht im Norden umgangen zu werden, dehnte sich die Brigade nach La Planchette aus, ziemlich halbwegs auf Nouilly zu. Eine Stunde lang trug sie allein den verlustreichen Streit, bis auf Befehl des Korpskommandeurs v. Zastrow die Schwesterbrigade, die 25. (v. d. Osten-Sacken, 13. und 73. Reg.), in ihre Linie eintrat. Zugleich marschierte eiligst von Norden die Avantgarde des 1. Armeekorps heran, das seine ersten Lorbeeren zu holen hatte; sein Führer, General v. Manteuffel, war bereits auf Kampf gefaßt. Die 44er besetzten unter verheerendem Feuer Nouilly und drückten gegen Mey vor, die 1. Jäger und 43er warfen sich in die Lücken zwischen Nouilly und La Planchette und nahmen im heißen Streit Lauvallier. Auch das 4. Regiment stellte sich ein. Weiter kam man vorläufig nicht, denn die Franzosen standen vortrefflich gedeckt in übereinander liegenden Reihen von Schützengräben. Sie führten fortwährend neue, starke Massen vor und versuchten, die preußische Linie zu durchbrechen; lange wogte der Kampf unentschieden. Endlich machte die hinter der Front neben Noisseville aufgefahrene starke Artillerie einige Luft, und um 6¾ Uhr nahmen Teile der 1. und 13. Division endgültig die Höhen über Colombey und La Planchette. Doch war man noch nicht am Ende. Ein gewaltiger Angriff der Franzosen

warf die erschöpften Truppen bei Lauvallier hinunter. Doch ähnlich, wie Bose bei Wörth, sammelte General v. Bentheim, Kommandeur der 1. Division, was von den zersplitterten und der meisten Offiziere beraubten Regimentern noch kampffähig war, und führte sie siegreich die Höhe wieder hinauf. Gegen Abend gingen vier Bataillone, 53. und 77. Reg. der 28. Brigade (v. Woyna), die bei Spicheren so wacker gefochten hatte, über Colombey nach Grigy vor, und endlich griff hier die auf den Kanonendonner herbeigeeilte Avantgarde der 18. Division (v. Wrangel, 36. und 84. Reg.) ein. Der Feind zog sich auf diesem Flügel weit zurück.

Mittlerweile hatte es bei Rouilly bedenklich ausgesehen, da hier Ladmirault mit zwei Divisionen eine Überflügelung versuchte. Unterstützt von mächtigem Geschützfeuer eroberte das 3. Reg. mit den 44ern das Dorf Mey, das Füsilierbataillon des 4. Reg. ging noch weiter nördlich vor und sicherte damit auch den rechten Flügel. Längst war die Nacht angebrochen, ehe der Kampf zum Abschluß kam; nur das Fort St. Julien schleuderte noch seine im Dunkeln leuchtenden Geschosse. Einzelne Truppenteile drangen sogar bis hinter die Forts, doch die Umstände verboten eine Verfolgung. Abends um 8 Uhr trafen Steinmetz und Manteuffel bei der Brauerei von Noisseville zusammen; das Musikkorps des 1. Regiments (Kronprinz) spielte: „Heil dir im Siegerkranz".

Große Opfer hatte die Schlacht gekostet: 222 Offiziere, 4684 Mann, während die Franzosen 200 Offiziere und 3408 Mann einbüßten. Weder Gefangene noch andere Trophäen fielen den Preußen in die Hände, dafür war der Hauptzweck erreicht: der Abzug der Franzosen verzögert, die Umgehung erleichtert. Stolz auf seine Soldaten, besichtigte der König am folgenden Tage den Kampfplatz. „Die Truppen sollen sich alle mit unglaublicher und bewunderungswürdiger Energie und Lust geschlagen haben. Ich habe viele gesehen und ihnen von Herzen gedankt", lautete seine Botschaft an die Königin.

Bazaine, der die Schlacht geleitet und durch einen Granatsplitter eine Quetschung erlitten hatte, beanspruchte den Sieg für sich, und der Kaiser pries ihn, er habe den Zauber gebrochen. Napoleon hatte bereits am Nachmittag Metz verlassen. Niemand beklagte sein Scheiden, auch die Bevölkerung zeigte ihm nur finstere Gesichter. Es war sein Glück, daß er sich aus dem Staube machte, sonst wäre er schon jetzt in der großen Falle gefangen worden.

Während die Franzosen am 15. ihren Abmarsch auf das linke Moselufer fortsetzten, bot die deutsche Heeresleitung alles auf, ihnen rechtzeitig die Straße nach Verdun zu verlegen; in unbegreiflicher Nachlässigkeit hatten die Feinde die Brücken nicht zerstört. Die am weitesten vorgeschobene 5. Kavallerie-Division schlug nach kurzen Gefechten am Abend bereits ihr Biwak westlich von Mars la Tour auf, das 3. Korps überschritt um Mitternacht bei Corny und Pagny den Fluß; südlich von ihm war die 19. Division, die am 13. Pont à Mousson besetzt hatte, schon weit voran. Noch weiter südlich gingen das Gardekorps und ein Teil des 4. auf das linke Moselufer über. Hinter ihnen kamen das 9., 12., 8. und 7. Korps, in weiterer Entfernung das nachrückende 2. Korps. Das 1. Korps mußte östlich von Metz zur Sicherung der Eisenbahn liegen bleiben.

Prinz Friedrich Karl, dem die Oberleitung die Maßnahmen anheimgestellt hatte, bestimmte das 3. und 10. Korps, denen das 9. Hilfe leisten sollte, nebst der 5. und 6. Kavalleriedivision, die Hauptstraße Metz-Verdun zu fassen. Sie führt von der Festung geradeaus über Gravelotte nach Mars la Tour; bei Gravelotte zweigt eine zweite Straße nordwestlich ab, die über Doncourt und Jarny ebenfalls Verdun erreicht. Bazaine wählte zum Abzug aus der Festung den einzigen Weg über Gravelotte. Bald verstopfte er sich mit Fuhrwerk und Troß, und da noch andere Hindernisse hinzukamen, wurde der Abmarsch verzögert. Deshalb erfolgte der Zusammenstoß früher, als zu erwarten war. Bereits an diesem 16. August entbrannte die Schlacht. Sie sollte noch blutiger werden, als die bisher geschlagenen.

General v. Bredow erhält den Befehl zum Angriff.

Die Mittellinie des Schlachtfeldes, einer freien Hochfläche mit Wellen und Senkungen, bildet ungefähr die ziemlich gerade große Verduner Straße. Von Metz aus gerechnet liegt hinter Gravelotte Rezonville, wo das französische Lager stand, davon eine halbe Stunde westlich das Dorf Vionville und dreiviertel Stunde von ihm Mars la Tour, zwischen beiden etwas südlich Tronville. Nördlich läuft parallel der Chaussee als erhöhter Wall die alte Römerstraße, an deren Ende ein Gehölz steht, die Tronviller Büsche. Südlich von Rezonville liegt im tiefen Waldthal Gorze, so daß ungefähr ein gleichseitiges Dreieck mit der Spitze Rezonville entsteht, dessen einen Schenkel nördlich die Straße Rezonville, Vionville, Tronville bildet, den andern östlich der Weg von Gorze nach Rezonville, welcher durch den Wald von St.-Arnould geht. Die Querlinie ist ein Einschnitt mit steilen Rändern, über die man auf die Hochfläche steigt, auf der nicht weit von Vionville das kleine Flavigny steht.

Nördlich und südlich von Rezonville lagerten die französischen Korps III (Leboeuf), VI (Canrobert), II (Frossard), dahinter die Garde (Bourbaki), im Anmarsche war IV (Ladmirault).

Die Ehre des Vortrittes hatte diesmal gegen 9 Uhr die Kavallerie, welche vier Batterien des Majors Körber vom 10. Korps, der an der ganzen Schlacht den rühmlichsten Anteil nahm, begleiteten. Sie überraschte französische Reiter bei Tronville und jagte sie in überstürzte Flucht. Bald darauf rückte General v. Stülpnagel mit der 5. Division (8., 48., 52., 12. Reg., 3. Jäger) durch das unbesetzte Waldthal von Gorze auf die Hochfläche südlich von Flavigny und den Wald von St. Arnould vor und bekam sofort mit einem heftigen und überlegenen Widerstande zu thun. Ungeheuer waren die Verluste: das 1. Bataillon 52er büßte sämtliche Offiziere ein, auch der Führer der 9. Brigade, General v. Döring, fiel. Der Kommandeur des 3. Korps, Konstantin v. Alvensleben, beschloß „mit teutonischer Furie", wie ihm ein französischer Schriftsteller nachrühmt, unter allen Umständen die Schlacht aufzunehmen. Die 6. Division (v. Buddenbrock, 20., 35., 24., 64. Reg.), die weiter marschiert war, schwenkte daher bei Tronville rechts gegen Vionville ein; dieses Dorf, wie später Flavigny, wurde gegen 11½ Uhr im wilden Gefechte genommen. Dennoch war die Lage hochgefährlich. Das Korps stand in einer nahezu eine Meile langen Linie gegen die unendliche Übermacht. Wäre Bazaine jetzt, wie er ohne weiteres konnte, energisch vorgegangen, hätte er den schwachen Gegner mit Leichtigkeit vollständig zerschmettert. Aber da sein Augenmerk nur darauf ging, nicht von Metz abgedrängt zu werden, setzte er die Hauptkraft in seinen linken Flügel nach Gorze zu, vielleicht auch in der Hoffnung, dort durchbrechend den Preußen die Mosellinie wieder zu nehmen und dadurch ihre Heerkörper zu trennen. Obgleich er stets auf dem Kampfplatze war, hatte seine Führung etwas Unruhiges; er verwendete seine Kräfte nur zu einzelnen Stößen und zerstreute seine Geschütze, ohne eine volle Machtwirkung zu erstreben. Um sein II. Korps zu entlasten, warf er auf die 52er ein Kürassierregiment. Von den ruhig Abwartenden mit sicherem Schnellfeuer blutig zurückgewiesen, wird es von den westfälischen und Braunschweiger Husaren und den Gardedragonern verfolgt, die kühn bis an den französischen Feldherrn heran-

jagen, der selber den Degen ziehen muß und mit Mühe der Gefangenschaft entgeht. Dagegen kam ein Angriff der 6. Kavalleriedivision, der den Zietenhusaren viele Leute kostete, nicht zur Entfaltung.

Auf dem rechten Flügel zwischen Gorze und Rezonville wurde bis zur Dunkelheit gestritten. Die 5. Division leistete Wunder an Tapferkeit, doch wie sie, litten auch die allmählich eintretenden Verstärkungen entsetzlich. Am Nachmittag kamen Bataillone vom 10. Korps (78., 56., 79. Reg. unter Oberst Lehmann), dann vom 8. Korps die 32. Brigade (v. Rex, 40., 72. Reg.). Sie alle hielten mit Mühe stand; da führte als dringend notwendige Hilfe Oberst v. Schöning sein 11. Regiment herbei, noch in später Stunde und aus freiestem Entschluß gegen erhaltenen Befehl. Er selbst fiel, mit ihm mehr als ein Drittel seiner Tapferen. Zum Schluß rückte noch rechts die 49. hessische Brigade (v. Wittich) ein. Die fortwährenden feindlichen Angriffe waren wohl abgewehrt, doch nicht wesentlich Raum gewonnen worden.

Das schwankende Schicksal der Schlacht hing an dem linken Flügel, auf dem sich alle entscheidenden Momente vollzogen. Hier trat Ladmirault mit seinem IV. Korps ein, und unter Entwickelung gewaltiger Infanterie- und Kavalleriemassen versuchte er, den Gegner zu umklammern, während Canrobert von der Römerstraße her auf Vionville drängte. Bisher hatte die 6. Division in ihrer schweren Lage nur Unterstützung von der 37. Halbbrigade (78., 91. Regiment) erhalten. Um die Artillerie an der Römerstraße zum Schweigen zu bringen, setzte Alvensleben die Reiterbrigade Bredow daran. Ihre Aufgabe glich der, welche der französischen Brigade Michel bei Wörth zufiel, nur war der Feind ungleich stärker. Sechs Schwadronen von den Halberstädter Kürassieren Nr. 7 und den altmärkischen Ulanen Nr. 16, 800 Pferde, geführt von den Majoren Graf Schmettow und v. Dollen setzen sich zum Opferritt ruhig in Trab. Dann brausen sie los wie ein Orkan, überreiten das erste Treffen der Infanterie, hauen die Mannschaft der Batterien nieder und durchbrechen auch die zweite Linie. In ihrem Ungestüm jagen sie zu weit, und die vierfache Übermacht feindlicher Kavallerie bricht auf sie ein. Dennoch schlagen sich die Tapfern einzeln durch. Die Hälfte war gefallen oder nach dem Sturze der Pferde gefangen, doch die Brigade bedeckte sich mit Ruhm. Als Schmettow, der im Handgemenge einen feindlichen Major niedergehauen hatte, das Regimentssignal blasen ließ, drang der Ton der durchschossenen Trompete durch Mark und Bein, wie eine erschütternde Klage. Ferdinand Freiligrath hat in seinem Gedicht: „Die Trompete von Gravelotte" den Heldenmut der kleinen Schar verherrlicht.

Graf Schmettow.

Die Franzosen stießen weiter von Norden her vor und drängten mit ihrer Übermacht alle nördlich der Chaussee kämpfenden Truppen zurück; schon waren sie daran, auch Tronville und Vionville wiederzunehmen, als den fast aufgeriebenen Brandenburgern gegen 4 Uhr die 20. Division im Eilmarsch Hilfe brachte (Reg. 56, 79, 17, 92, 10. Jäger). Der Kommandeur des 10. Korps v. Voigts-Rhetz, dessen Generalstabschef v. Caprivi rastlos thätig war, unterbrach seinen Vormarsch, doch der Führer der 20. Division v. Kraatz war schon vor seinem Befehl zu den gefährdeten Kameraden geeilt. Bald erscheint auch die 38. Brigade (16., 57., v. Wedell), die sich nördlich von Mars la Tour gegen die inzwischen mächtig vorgerückte Umgehungslinie des Feindes wendet. Unter Granat- und Mitrailleusenfeuer stürmen die beiden Regimenter vorwärts; da thut sich vor ihnen eine vorher nicht sichtbare, 50 Fuß tiefe Felsschlucht auf. Auch sie wird durchklettert. Unmittelbar über ihr empfängt der Feind, dem

Das 1. Garde-Dragoner-Regiment bei Mars-la-Tour, nach E. Hünten.

M-90

Appell der Garde-Dragoner.

ſich eine friſche Diviſion im Laufſchritt zugeſellt, mit mörderiſchem Feuer die braven Weſtfalen; ſie müſſen wieder hinunter. Der Feind ſendet von oben ſeine Kugeln nach; 300 Mann der von dem ſechsmeiligen Marſche in ſchwüler Hitze übermüdeten Braven können nicht mehr die ſteile andere Seite erklimmen und werden gefangen. Weit über die Hälfte war in der kurzen Friſt gefallen. Oberſt v. Brixen vom 16. Regiment war tot, Oberſt v. Cranach trug ſelber die zerſchoſſene Fahne des 1. Bataillons ſeines 57. Regiments zurück. Der Fahne des 2. Bataillons des 16. Regiments war der Stock zerſchellt, die von einem Geſchoß abgeriſſene Spitze mit den Bändern wurde von den Franzoſen gefunden und in Metz als eroberte Fahne aufgeführt.

Nicht weniger als dieſe Regimenter bluten die anderen neu hinzugekommenen. Voigts-Rhetz befiehlt der Reiterei, um jeden Preis den vordringenden Feind aufhalten. Oberſt v. Auerswald führt vor Mars la Tour die erſten Gardedragoner gegen die Infanterie, faſt alle Offiziere fallen, doch der Zweck wird erreicht; ſelbſt tödlich verwundet, ſammelt der tapfere Führer noch die Trümmer ſeines Regiments und bringt ein Hoch auf den König aus. Auf den Appellruf eilen auch die reiterloſen Roſſe herbei, wie von Geiſterhänden gelenkt. Eine andere Schwadron rettet eine Batterie, indem ſie ſich vier Schwadronen der Chaſſeurs d'Afrique entgegenwirft; auch ihr Führer, Rittmeiſter v. Hindenburg, zahlt mit dem Tode.

Der Kampf ſcheint hoffnungslos. Der Feind bereitet ſich vor, mit Reitermaſſen die ſchon halb zertrümmerten Regimenter zu zermalmen. Schon bricht die Lawine los, Ladmirault ſchickt ſeine Kavallerie auf das Plateau links von Mars la Tour. Endlich iſt für die preußiſche Reiterei die Stunde der Abrechnung da, ein Kampf, wie ihn ein Reitersmann erſehnt. Gegen feuerſpeiende Artillerie und ſchnellſchießende Infanterie vorzugehen und ſich mit dem manchmal recht unangenehmen Fußvolk herumzuſchlagen, zwingt die Pflicht; den Säbel in der Fauſt, den Zügel verhängt der gleichen Waffe entgegenzujagen, ſich mit dem Feinde Aug' in Aug' zu meſſen, iſt höchſte Luſt. Endlich war der Bann des Zuwartens, des Stehens im Granatfeuer gebrochen, und als die Schwadronen links um Mars la Tour anſprengend die franzöſiſchen Kameraden zu Geſicht bekamen, durchbrauſte lauter Jubel die Reihen, die Leute waren kaum zu halten. Die Spitze hatte das 13. Dragonerregiment mit der 4. Schwadron der 2. Gardedragoner, dann kamen die 4. Küraſſiere, die 13. Ulanen und die 19. Dragoner; hinter ihnen die 16. Dragoner und die 10. Huſaren. Bald wirren ſich die Scharen durcheinander. Die Erde dröhnt unter den Hufen von 6000 Roſſen; die Säbel ſchlagen klirrend zuſammen, Piſtolen und Karabiner krachen; die Lanzen der Ulanen bohren ſich in die Leiber der Feinde. Aufwirbelnder Staub umhüllt das wogende Getümmel. Raſch genug löſt es ſich wieder; die fliehenden Franzoſen reißen wie ein Sturzbach ihre eigenen nachfolgenden Regimenter mit ſich fort, und die Deutſchen wenden ſiegreich wieder in ihre Stellung zurück. Ihre Verluſte waren nicht gering, zwei Oberſten, Graf Finckenſtein und v. Schack, blieben. Doch die franzöſiſche Reiterei wagte ſich nicht wieder hervor; von ihren Generalen war Montagu gefangen, Legrand gefallen. Das war die größte Reiterſchlacht im ganzen Kriege, grandios und ſinnbewältigend, ein Ehrentag der preußiſchen Kavallerie.

Schon war die Sonne untergegangen. Prinz Friedrich Karl leitete ſeit drei Stunden perſönlich bei Vionville den Kampf. In jähem Galopp war er von Pont à Mouſſon herbeigeeilt, jubelnd begrüßt von ſeinen

Brandenburgern, die in ihm das Unterpfand des Sieges erblickten. Nach 7 Uhr befahl er ein allgemeines Vorgehen, damit der letzte Schlag von deutscher Seite falle. Die Batterien, soweit sie nicht bereits die Bespannung verloren und die Munition verbraucht hatten, rückten vor, obgleich die Pferde sich mühsam fortschleppten, ebenso die Reste der verbrauchten Regimenter; viel war nicht mehr zu thun. Auch die Reiterei, deren Pferde den ganzen Tag weder Futter noch Wasser erhalten hatten, vermochte in der Finsternis nicht mehr viel zu leisten. Ihre 6. Division verlor noch im letzten Angriff den Brigadier v. Diepenbroick-Grüter. Bis 10 Uhr dauerten Einzelgefechte.

Entsetzlich war das Blutbad in diesen zwölf Stunden gewesen; fast 35,000 an Toten und Verwundeten wurden auf beiden Seiten gerechnet. Die größere Hälfte kam auf die Franzosen. Sie hatten trefflich gestritten, aber ihre zweifache Übermacht nicht ausgenützt. Den unerschütterlichen Kampf des brandenburgischen Korps hat Moltke eine der glänzendsten Waffenthaten dieses Krieges genannt. Es verlor allein 310 Offiziere, 6700 Mann. Endlich senkte sich die Stille der kühlen Nacht auf die zerstampften Gefilde herab. Die beiden Heere hielten einander dicht gegenüber, das Gewehr im Arm. Die Deutschen lagen um die lodernden Wachtfeuer in ernster Stimmung und gedachten ihrer Toten. Erst der Morgen brachte die Gewißheit des Sieges, weil die Franzosen zurückwichen, aber auch die neu bevorstehender Kämpfe.

Prinz Ludwig von Hessen.

Die Bedeutung dieser Riesenschlacht von Vionville—Mars la Tour lag nicht in ihrem unmittelbaren Erfolge, sondern in den Ergebnissen für den Gesamtplan. Der Abmarsch der Franzosen war um einen ganzen Tag aufgehalten worden, ein Gewinn, den die deutsche Heeresleitung alsbald verwertete, um alle Truppenkörper vorzuschieben, während Bazaine die seinigen bis hinter Gravelotte zurückzog. Am Morgen des 18. August nahm er eine Stellung von 12 Kilometer Länge ein, die, von Natur außerordentlich fest, eine Armee von 131,000 Mann eng aneinandergeschlossen zur Verteidigung hatte. Bazaine hielt sich für unangreifbar. Seine Schlachtreihe stand auf einer freien, glacisartigen Terrasse, welche das westliche kahle Vorfeld, über das die Deutschen herankommen mußten, überragt und vollständig beherrscht. Auf ihr liegen in einer Linie die großen Dörfer Amanvillers, nördlich davon St. Privat la Montagne und weiterhin Roncourt. Eine Eigentümlichkeit der Gegend sind die zahlreichen, einzeln liegenden Pachthöfe oder Fermen, alle massiv, jeder eine kleine Festung für sich. Schützengräben und Verhaue gingen quer den Abhang entlang, gedeckte Wege verbanden die Dörfer und Fermen.

Im Süden dehnte sich die französische Stellung bei dem Dorfe Rozerieulles bis nahe an die Mosel. Wie zwei Tage vorher hatte Bazaine diesen seinen linken Flügel am stärksten bedacht; hier bei dem Fort Plappeville stand noch die Kaisergarde in Reserve hinter dem II. Korps. Nördlich folgte das III., bei Amanvillers das IV., und das VI. bei St. Privat und Roncourt. Vor St. Privat waren Truppen vorgeschoben bis in den Ort Ste. Marie aux Chênes. Kriegsgeschichtlich merkwürdig war, daß beide Heere ihre Front vollständig umgewendet hatten. Jedes stand so, daß es dem andern den geraden Weg in die Heimat versperrte.

Die deutsche Heeresleitung, in der Erwartung, die Franzosen würden nochmals versuchen, nach dem Westen zu entkommen, beabsichtigte, die Wege dahin möglichst zu verlegen. Die erste Armee sollte der Vorsicht halber dicht bei Metz bleiben; Steinmetz hatte den Befehl, sich mit dem 7. Korps, das die äußerste rechte Flanke von Gravelotte südlich bis zur Mosel bildete, auf die Verteidigung zu beschränken, während das 8. in Rezonville weiteres erwarten sollte. Das 3. Korps hielt bei Vionville, während das 12., das Garde- und das 10. Korps nach Nordwesten marschierten. Sie alle mußten in einigen Stunden umkehren. Infolge neuer Meldungen erhielt das

9. Korps, das bei Flavigny ſtand, die Weiſung, nördlich vorrückend die Gehölze bei Verneville zu beſetzen. Dadurch erfolgte gegen 12 Uhr, obgleich ein ernſtlicher Kampf an dieſer Stelle vermieden werden ſollte, der erſte Zuſammenſtoß, der die gewaltigſte Schlacht des Krieges eröffnete.

Dieſe Schlacht von Gravelotte und St. Privat ſpielte ſich in drei großen nebeneinander hergehenden Kämpfen ab. Nördlich von Verneville bis gegenüber Amanvillers erſtreckt ſich das Gehölz de la Cuſſe, das die Franzoſen nicht beſetzt hielten. Dagegen hatten ſie vor Verneville einen ſtarken Schutz in den in einer Reihe liegenden Fermen Champenois, L'Envie und Chantrenne, hinter denen die Höhe hinauf die Ferme La Folie ſteht. Als General v. Manſtein das Lager bei Amanvillers bemerkte, glaubte er den rechten Flügel des Feindes vor ſich zu haben und ihn überraſchen zu können. Er ließ deshalb ſeine geſamte Artillerie bei Verneville auffahren. Doch die Franzoſen waren raſch fertig und gaben wohlgedeckt ein furchtbares Feuer, ſo daß, obgleich die Infanterie der 18. Diviſion (v. Wrangel) energiſch vorging und die Pachthöfe L'Envie und Chantrenne nahm, die deutſche Artillerie aufs äußerſte gefährdet war und ſogar einige der Beſpannung beraubte Geſchütze trotz verzweifelte Gegenwehr verlor. Auch die ſie deckende Infanterie hatte einen harten Stand, namentlich im Gehölz de la Cuſſe. Die 25. Diviſion unter Prinz Ludwig von Heſſen brachte wenig Erleichterung; nachdem ſich das Füſilierbataillon 85 aufgeopfert hatte, machte erſt die verluſtreiche Erſtürmung der Ferme Champenois durch das 1. Bat. des 2. heſſiſchen Regiments um 4½ Uhr die Lage haltbar, wenn ſie auch gegenüber dem fürchterlichen und übermächtigen Feuer gefährlich blieb. Die Artillerie hatte die denkbar ſchwierigſte Aufgabe; gleichwohl hielt ſie heroiſch aus. Um den Pachthof Chantrenne tobte der für die 9. Jäger, die 36er und 85er überaus verluſtreiche Kampf weiter.

Die Artillerie vor dem Gehölz de la Cuſſe.

In der Mitte der feindlichen Stellung entwickelte ſich alſo zuerſt der wütende Streit, doch ſollte nicht hier die Entſcheidung fallen. An dieſer Stelle galt es vorläufig nur feſtzuhalten, und nachdem die durch das 3. Korps bis auf 106 Geſchütze verſtärkte Artillerie die franzöſiſche mundtot gemacht hatte, erloſch gegen 5 Uhr das Gefecht beim 9. Korps und wurde nicht mehr mit vollen Kräften aufgenommen. Der Strauß war fürchterlich geweſen; das Korps hatte einen Verluſt von über 4000 Mann, von denen das 85. Reg. 800, das 84. und das 36. 600 hergeben mußten. Die Korpsartillerie büßte gegen 200 Mann und über 300 Pferde ein.

Auch der Streit auf dem rechten Flügel, der ebenfalls ſehr heiß geworden war, kam ſchließlich zum Stehen. Die Kampfbegierde wie die Verhältniſſe gaben dort dem erſten Beginn einen ſtetig wachſenden Fortgang. Öſtlich des Dorfes Gravelotte zieht ſich von Nord nach Süd die Schlucht des Mancebaches. Auf der Höhe nach Metz zu liegt an der Chauſſee die Ferme St. Hubert, hinter ihr rechts und links die Höfe Point du Jour und Moscou, ſo daß dieſe Baulichkeiten, durch gedeckte Wege miteinander verbunden, eine dreieckige, ſtarkbeſetzte Feſtung darſtellten. General v. Göben ſchickte, um das neben ihm kämpfende 9. Korps zu unterſtützen, von Rezonville

aus erst die Artillerie, dann die 16. Division (v. Barnekow, 33., 60., 67., 28. Reg., 8. Jäger) vor. Es gelang, trotz schwerer Verluste von Anfang an, die Artillerie bei Gravelotte aufzustellen, die durch das 7. Korps schließlich bis auf 108 Geschütze vermehrt wurde. So glänzend sie schoß, war sie in schwerster Bedrängnis, und ihre Sicherung gebot, das Mancethal zu besetzen. Nur sehr langsam in aufreibendem Feuer gelang es, schrittweise vorzudringen, und die Einnahme von St. Hubert wurde unerläßlich. Die Artillerie arbeitete vor, mit Ungestüm stürmten die Bataillone von allen Seiten gleichzeitig heran, und ohne zu großen Schaden glückte das Wagnis. Jeder Tritt vorwärts erheischte den zweiten, aber der wurde immer schwieriger, und die Unterstützung durch die 31. Brigade (v. Gneisenau, 29., 69. Reg.) half nur den mühsam errungenen Stand behaupten. Als Steinmetz um 3 Uhr einen allgemeinen Vorstoß anordnete, entfalteten die Franzosen erst recht das Übergewicht ihres Infanteriefeuers und zwangen die vorgeschobenen Batterien bis auf zwei (Gnügge und Hasse) zum Rückzug. Dann brachen sie vor und drückten die preußischen Schützenlinien zurück. Auch hier ließ sich höchstens behaupten, was man hatte; die hinzukommenden 39er vom 7. Korps gaben der erschöpften 29. Brigade eine gute Stütze.

v. Pape.

Am späten Abend ging hier noch einmal der wilde Tanz los. Das 2. Korps, die Pommern unter General v. Fransecky, dem gefeierten Helden von Swipwalde bei Königgrätz, waren seit 2 Uhr morgens auf dem Marsch, um noch rechtzeitig ihr Wort mitreden zu können. Sofort nach dem Eintreffen rückten die Regimenter begeistert in das Gefecht, voran die 3. Division (v. Hartmann). Steinmetz, der sich im heftigsten Feuer aufhielt, hatte bereits die 32. Brigade (72. und 40. Reg.) gegen die Manceschlucht gesendet, und nun befahl König Wilhelm persönlich, die Höhe von Point du Jour anzugreifen. Es war gegen 7 Uhr. In geschlossenen Kolonnen rückten die Regimenter unter lautem Hurra auf der Straße vor, bis sie sich entwickeln konnten. Der Feind lag indessen auf der Hut; unter fürchterlichem Geschützfeuer, das bis zum Standort des Königs trug, setzte er seine Infanterie in Bewegung. Das Bemühen der Franzosen war vergebens, doch ebenso erfolglos nimmt darauf die 32. Brigade den Point du Jour in Angriff. Schon brach die Dunkelheit herein, als die Pommern gegen die Höfe vorstürmten, die 2. Jäger, die Regimenter 54, 14, 2 und 42, unter den Augen von Moltke, Steinmetz und Fransecky, die von der vorliegenden Höhe ihren mächtigen Andrang bewunderten. Bis dicht unter die Mauern kamen sie, dann gebot die dunkle Nacht, die Freund und Feind nicht unterscheiden ließ, Einstellung des Feuers. Das 2. Korps besetzte die ganze Stellung; hinter ihm ordneten sich die zerstreuten Teile des 7. und 8. Korps, denn allem Vermuten nach stand ihnen für den Morgen neue, nicht minder große Anstrengung bevor. Sie blieb ihnen erspart.

Vom linken Flügel her kam der Sieg. Erst später als an den anderen Orten begann hier der Angriff, der zuerst gegen die vorgeschobene Ecke der Franzosen in Ste. Marie gerichtet wurde. Die 47. Brigade des kgl. sächsischen 12. Armeekorps (Oberst v. Leonhardi unter dem Divisionär Nehrhoff v. Holdenberg, 104., 105. Reg., 12. Jäger und ein Bataillon 108er), die preußischen Gardefüsiliere, Gardejäger und das 4. Garderegiment, elf Bataillone in der ersten Reihe, stürmten im Schnelllauf ohne Schuß mit Hurra und Trommelschlag von drei Seiten vorwärts und eroberten das schon stark beschossene und nicht befestigte Dorf nachmittags um $3^1/_2$ Uhr. Jetzt konnte die Artillerie rechts und links von dem Dorf in langen Reihen auffahren und schleuderte ihr wohlgezieltes, furchtbar wirkendes Feuer auf den Feind, dessen Geschütze erstickend. Doch ein kühner Angriff, den die 47. Brigade auf Roncourt zu machte, scheiterte als verfrüht.

Kronprinz Albert von Sachsen stellte seinem 12. Korps in klarer Erkenntnis der Sachlage die Aufgabe.

Roncourt auf dem äußersten Flügel zu nehmen. Er legte den Anmarsch vortrefflich und vorsichtig an. Unter seinem Bruder, dem Prinzen Georg, begann die 23. Division, der die 48. Brigade folgte, die Umgehung in einem weiten Bogen über Auboué. Geraume Zeit mußte vergehen, ehe sie ihren Zweck erreichen konnte; bis dahin war für die Garde geraten, abzuwarten, und so lautete auch die erste Weisung des Prinzen Friedrich Karl.

Der Kommandeur der Garde, Prinz August von Württemberg, erachtete es jedoch für dringend notwendig, das schwerbedrängte 9. Korps zu entlasten, und vermutete auch, die Sachsen würden bald eintreffen. Er beschloß daher den Sturm, obgleich der Kommandeur der 1. Gardedivision, v. Pape, abriet. Noch war bisher das durch hohe Mauern und massive Häuser sehr starke Dorf St. Privat von den Batterien, die meist nach Roncourt und Amanvillers hin arbeiteten, wenig in Angriff genommen. Der Ort und die Höhen ringsum starrten von Feinden, starkes Geschütz flankierte die Stellung. Im Vorterrain lagen wohlgeschützt durch Gräben, Hecken, Zäune und Mauerwerk die feindlichen Schwärme, und vor dem Feuer aus Tausenden und aber Tausenden weittragender Gewehre, deren Schützen unsichtbar waren, lag ganz offen eine sanft sich senkende Fläche ohne jede Deckung. Diesen Weg des Todes mußten die Garden wehrlos hinan in die sichere Vernichtung. Der gräßlichste Augenblick in all dem unermeßlichen Blutvergießen war da.

Prinz August von Württemberg.

Die Braven zagten nicht, mit heroischem Mute, mit durch nichts zu erschütternder Festigkeit vollführten sie den Befehl. Wohl hätte dem Beherztesten das Blut erstarren mögen, die Garden gaben freudig das ihre preis. Zwei Kolonnen wurden gebildet: die eine die 1. Gardebrigade (v. Kessel, 1. und 3. Reg.), hinter ihr die 2. (v. Medem, 2. und 4. Reg.). Daneben schritt die zweite Kolonne, die 4. Gardebrigade (v. Berger), die Regimenter Kaiser Franz und Königin und ein Bataillon Kaiser Alexander; sie kamen zuerst ins Feuer. Bald faßte der Tod seine willkommene Beute. Zuerst stürzten die Offiziere, die überall voranritten. Gleichwohl rücken die Grenadiere näher, so daß der Feind trotz seiner Stärke neue Scharen vorwirft. Hauptmann v. Prittwitz bringt durch den Bleihagel drei Geschütze herbei, die den Feind zurücktreiben helfen; endlich wird die gefährlichste Stelle, ein von Schützen vollgestopfter Heckenweg, im Anlauf genommen. An der südwestlichen Ecke vor St. Privat nistet sich der Rest ein; der einzige von der ganzen 4. Brigade übriggebliebene Stabsoffizier, Major v. Behr, übernimmt das Kommando an Stelle des Obersten Graf Waldersee, der, obgleich verwundet, sein Regiment Königin noch auf die Höhe hinaufgeführt hatte.

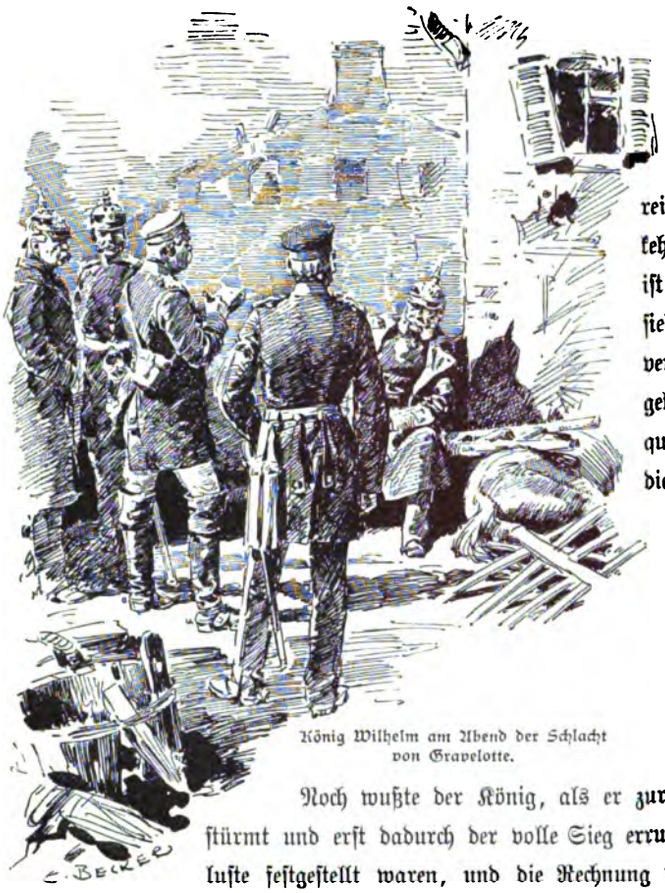
Die erste Brigade schmilzt noch mehr in dem Feuerstrom zusammen; in die klaffenden Lücken des 1. und 3. Garderegiments tritt das 2. ein, um den gleichen Verlust wie sie zu erleiden. Auch hier gelingt es, dem Feinde nahe zu kommen, doch es bleibt nichts übrig, als am Boden liegend den Kugelregen zu ertragen.. Dennoch wird ein Reiterangriff mit Schnellfeuer abgewiesen. Auch die letzte Reserve, das 4. Regiment, muß darangesetzt werden; im größeren Bogen sprungweise herannahend, schiebt es sich in die vorderste Reihe ein. Nun erst wendet sich die Artillerie mit verstärkter Kraft gegen St. Privat und sendet ihre Granaten über die Grenadiere hinweg. Gegen eine Stunde liegen sie dort, wenige hundert Schritte vor den Mauern, eisenfest, keinen Zoll weichend, aber unvermögend, vorzudringen. Doch glücklich, wer so weit war; hinter ihm bedeckten Tausende von Kameraden mit ihren zuckenden Leibern das blutüberströmte Blachfeld, und auch von den bisher Verschonten verfällt so mancher den unaufhörlich heransausenden Kugeln. Major v. Linsingen, bereits am Bein verwundet, feuerte hinter einem Steinhaufen liegend, bis er zum zweiten Male getroffen wurde. General v. Pape reitet die Front seiner Division entlang, die Leute ermunternd; zwei Pferde werden ihm unter dem Leibe erschossen.

Auch die 3. Gardebrigade (Oberſt Knappe v. Knappſtädt) erlitt ein gleich hartes Schickſal. Die Regimenter Kaiſer Alexander und Königin Eliſabeth und die Gardeſchützen waren dem General v. Manſtein zur Verfügung geſtellt; zwiſchen ihnen und ihrem Korps ſtanden das 1. und 2. heſſiſche Regiment und die heſſiſchen Jäger. Um den Sturm auf St. Privat ſeitlich zu unterſtützen, rückten ſie auf dem ungedeckten Felde gegen Amanvillers und Schloß Montigny vor. Die Gardeſchützen verloren ſämtliche Offiziere, ſo daß ein Fähnrich den Reſt führte; nicht beſſer ging es ihren Kameraden. Nur glänzender Ruhm war zu erſtreiten.

Der verwundete Major v. Linſingen vor St. Privat.

Schon war 7 Uhr vorbei. Nachdem die Sachſen ihren Umgehungsmarſch vollendet hatten, nahmen ſie das durch Geſchützfeuer ſtark erſchütterte Roncourt ohne erheblichen Widerſtand mit Sturm, und nun konnten auch ſie auf den Schlüſſel der feindlichen Stellung, gegen St. Privat, losgehen. Die Regimenter 107, 101 und das Leibregiment ſteigen vom Norden her den ſanften Abhang hinauf, vor dem im Weſten und Süden die Garderegimenter auf ſie warten. Auch hier mäht die Todesſenſe, die Offiziere treiben die einen Augenblick Wankenden vorwärts, eine Gartenmauer nach der andern wird erreicht. Endlich ſind die Sachſen dicht vor St. Privat, das 174 Geſchütze in Brand geſchoſſen haben. Die noch zurückſtehenden Regimenter 102, 103, 108 eilen im Laufſchritt heran. Von allen Seiten ſtürzen, von gleicher Wut getrieben, Sachſen und Preußen im Sturmmarſch mit wehenden Fahnen gegen die Häuſer. Den furchtbaren Schluß der Mordſchlacht machen Bajonett und Kolben, und die ſtarken Arme der Deutſchen zeigen jetzt ihre Übergewalt; vor den rieſigen und raſenden Grenadieren ſtrecken die verzweifelten Franzoſen die Waffen. Ihrer 2000 werden unverwundet gefangen. Die Sieger ſelbſt entreißen die verwundeten Beſiegten den drohenden Flammen und verrichten mit blutigen, pulvergeſchwärzten Händen ein Werk menſchlicher Barmherzigkeit. Noch müſſen der Kirchhof, die angrenzenden Gehöfte und der Waldſaum genommen werden; dabei helfen die 17er, die Braunſchweiger 92er und die 10. Jäger, die Vortruppen des eben von Weſten her herbeieilenden 10. Korps. Selbſt jetzt verſucht der Feind, unterſtützt von ſeiner endlich angekommenen Garde, das Schickſal zu wenden, und die heißen Rohre der Geſchütze können noch nicht abkühlen; noch einmal müſſen ſie ihre verderbenſchwangeren Ladungen entſenden. Am Wald und namentlich an den Steinbrüchen gab es noch manchen Kampf.

König Wilhelm verfolgte von den vorliegenden Höhen aus den Gang der Schlacht bei dem 8. und 9. Armeekorps, mehrmals in größter Lebensgefahr; bei ihm waren Bismarck und Roon. Um 8½ Uhr konnte Moltke



König Wilhelm am Abend der Schlacht von Gravelotte.

die peinliche Ungewißheit lösen. Der König wartete auf Botschaft hinter Gravelotte an einer Gartenmauer; aus der Leiter eines Bauernwagens, die auf einen toten Grauschimmel und eine Brückenwage gelegt war, hatte man ihm einen Sitz bereitet. Da trat Moltke, von den Pommern zurückkehrend, mit den Worten heran: „Majestät, der Sieg ist unser, der Feind zieht sich zurück." Der dreiundsiebzigjährige Kriegsfürst wollte das Schlachtfeld nicht verlassen, in einer Bauernstube in Rezonville, angekleidet, mit dem Mantel gedeckt, nahm er sein Nachtquartier. Nach Berlin an die Königin ging um 9 Uhr die erste, von Bismarck in das Taschenbuch eines Hauptmanns mit Bleistift niedergeschriebene und vom Könige unterzeichnete Meldung: „Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen".

Noch wußte der König, als er zur spärlichen Ruhe ging, nicht, daß St. Privat erstürmt und erst dadurch der volle Sieg errungen war. Länger noch dauerte es, ehe die Verluste festgestellt waren, und die Rechnung wuchs stetig schauerlicher an: auf 899 Offiziere, 19,231 Mann. Diese traurige Summe verteilte sich wesentlich auf vier Korps: Garde, 8., 9. und 12. Das 7., das ganz im Süden auch gefochten hatte, büßte 900 Mann ein, das 3., das in anbetracht seiner Heldenthaten von Vionville in der Reserve blieb, stellte nur seine Artillerie, das 10. kam erst zum letzten Schluß. Jene vier Korps waren ungleich an den Verlusten beteiligt. Am meisten brachte die Garde dem Altar des Vaterlandes dar: 307 Offiziere, 7923 Mann, fast den dritten Teil ihrer Gesamtzahl. Das 12. Korps verlor 106 Offiziere, 2113 Mann, das 2. 54 Offiziere, 1193 Mann. Alle drei waren zum ersten Male im Feuer, das 8. und 9. zum dritten Male. Auch sie ließen wiederum überaus viele Leute auf dem Platz, das 8.: 178 Offiziere, 3085 Mann, das 9.: 199 Offiziere, 3888 Mann. Dennoch betrug bei keinem von ihnen die bisherige Gesamteinbuße (4600 und 5400) so viel, wie die der Garde in dieser einzigen Schlacht.

Die Franzosen gaben ihre Verluste auf nicht ganz 12,000 Mann an, wohl richtig, da sie meist gute Deckung besaßen. Jedenfalls hatten auch sie sich mit heroischer Hingebung geschlagen. Zwar ließen sie in den erstürmten Ortschaften 2500 Gefangene, doch weder Fahnen noch Geschütze zur Beute. Bazaine war abends der frohen Überzeugung, gesiegt zu haben; da belehrten ihn die Unglücksbotschaften vom rechten Flügel eines andern. Unzweifelhaft hatte er für diesen nicht genügend gesorgt, indem er denselben Fehler wie bei Vionville machte. Nur zögernd beorderte er seine Garden nach St. Privat, so daß dorthin nur ein Teil und auch der nicht früh genug kam. Jedenfalls hatte er sich als Feldherr den Deutschen nicht ebenbürtig gezeigt. Schrieben die Franzosen ihre bisherigen Niederlagen der Übermacht der Feinde zu, bei Metz durften sie es nicht. Die Gesamtzahl der deutschen Armee betrug 209,000 Mann, von der jedoch das 10. Korps mit 20,000 fast ganz abzurechnen ist, ebenso das 3. mit 17,000. Die Franzosen hatten über 180,000 Streiter zur Verfügung, und wenn sie nicht alle verwerteten, so war das ihre Schuld; außerdem hatten sie die mächtige Position für sich.

Sehr groß war auf deutscher Seite die Zahl der gefallenen Offiziere. Während nach der Normalziffer immer

auf 40 Mann ein Offizier vorhanden war, kam bei den Verluſten einer auf je 23 Mann. Sie ſchritten ſtets voran, und wenn ſich etwas an den Deutſchen ausſetzen ließ, ſo war es der allzu kühne Wagemut des ungeſtümen Angriffs, welcher bei Befehlshabern und Mannſchaften gleich ſtark nicht ſelten den Truppenteilen aufreibende Zerſplitterung eintrug. Doch wer rechnete ängſtlich mit dem Leben, das er freudig an das höchſte Ziel ſetzte! Bei Vionville fielen 2 Generale, 10 Oberſten und 16 Majore; verwundet wurden General v. Rauch, 5 Oberſten und 19 Majore. Am 18. Auguſt ſtarben den Heldentod der ſächſiſche General v. Craushaar, 5 Oberſten und 23 Majore (2 und 10 von der Garde); verletzt wurden 2 Generale, v. Medem und v. Blumenthal, 12 Oberſten und 37 Majore (5 und 10 von der Garde).

Einen bedeutenden Anteil an dem ruhmreichen Erfolge durfte ſich die Artillerie zuſchreiben. Nicht allein, daß ſie in ganz freiem Felde, wo der harte Boden das Aufwerfen von Brüſtungen unmöglich machte, mit einem geſchützt und höher ſtehenden Gegner zu thun hatte, faſt noch mehr wurde ſie von dem Gewehrfeuer mitgenommen. Die deutſchen Batterien rückten furchtlos in die erſte Linie und ſuchten jeden Vorſtoß ſofort zu begleiten; ein großer Teil blieb viele Stunden in Thätigkeit. Daher auch die ungeheuern Verluſte an Mannſchaften und Pferden. Viele Geſchütze mußten nach der Schlacht von Menſchenhänden zurückgezogen werden, da keine Beſpannung mehr vorhanden war. Mindeſtens ebenſo bewundernswürdig wie die Tapferkeit war die Ausdauer der Truppen, die weſentlich zum glücklichen Gelingen beitrug.

Tage vergingen, ehe die Maſſe von Verwundeten einigermaßen verſorgt werden konnte. An Nahrungsmitteln war harter Mangel, weil die Einwohner, meiſt aus den Dörfern nach der Stadt fliehend, ihr Weniges mitgenommen hatten. Am jämmerlichſten quälte die armen Verwundeten der Durſt auf dieſer waſſerarmen Fläche, die Brunnen erſchöpften ſich ſchon an den Schlachttagen, die wenigen fließenden Waſſer wurden von Blut und aufgewühltem Schlamm verunreinigt.

Wie bei Wörth die Bayern und Württemberger, ſo gingen bei St. Privat die Sachſen und Heſſen gemeinſam mit ihren früheren Gegnern in den Tod. Die neue Freundſchaft erhielt die feſteſte und unverbrüchlichſte Weihe der Blutbrüderſchaft. Noch heute ſind die Maſſengräber die ſtummen und doch ſo beredten Zeugen dieſer ſchrecklichen Tage. Nur einige liegen jenſeits der Grenze, die meiſten auf deutſchem Boden, den die in ihnen ruhenden Helden mit ihrem Blute dem Vaterlande wiedergewonnen haben.

Achter Abſchnitt.

Beaumont und Sedan.

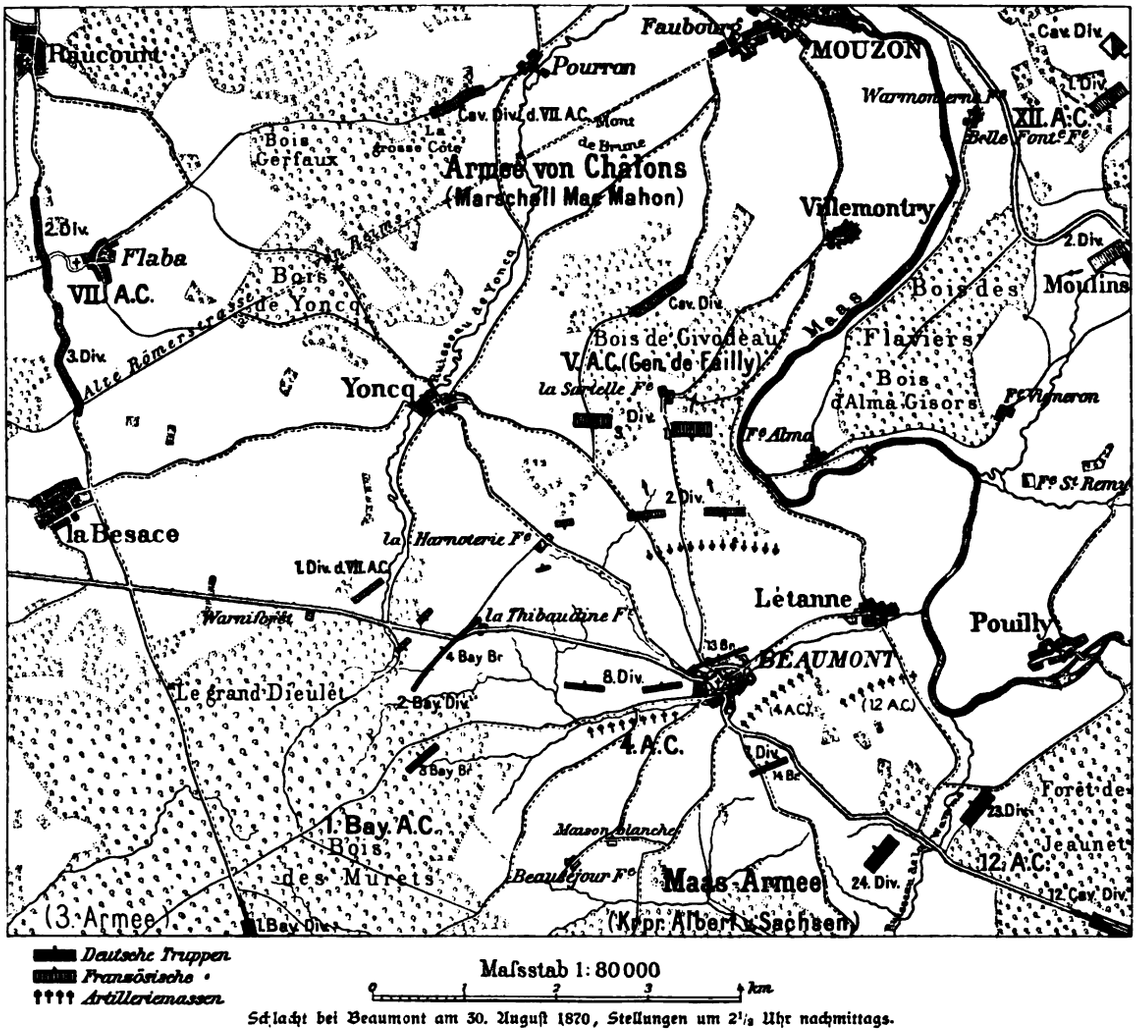
Schon am folgenden Tage, am 19. Auguſt, als ſich herausſtellte, daß der Feind die ganze Höhe von Amanvillers bis Rozerieulles geräumt hatte, entwarf Moltke den neuen Plan. Sieben Armeekorps blieben unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl vor Metz, um ein Entkommen des eingeſchloſſenen Feindes zu verhindern. Die anderen: die Garde, das 4. und 12. Korps, wurden nebſt der 5. und 6. Kavallerie-diviſion dem Kronprinzen von Sachſen untergeben; dieſe Maas-Armee, wie ſie hieß, ſollte im Verein mit der dritten Mac Mahon verfolgen. Die Fühlung mit ihm war verloren, doch vermutete man ihn auf dem Marſche nach Paris.

Der Marſchall gab ſich im Lager von Châlons alle Mühe, die Armee neu zu formieren und auszurüſten. Am meiſten that ein klarer Entſchluß not, was man vornehmen ſollte. Auch jetzt ging koſtbare Zeit verloren, ehe ein beſtimmter Plan gefaßt wurde, und dieſer entſprang mehr politiſchen als militäriſchen Erwägungen.

Die kalten Sturzbäder der Schreckensnachrichten hatten die erhitzten Köpfe der Pariſer nicht abgekühlt, ſondern ihre fieberhafte Erregung nur nach einer andern Seite hin gewendet. Noch am Tage nach dem Gefechte von Weißenburg verſetzte eine lügneriſche Siegesdepeſche, von einigen Börſenſpekulanten erfunden, die Stadt in einen tollen Freudentaumel. Als die Niederlagen von Spicheren und Wörth, obgleich in ſtarker Abſchwächung, bekannt wurden, brauſte die See auf und verlangte ihr Opfer. Wie konnte dieſe glorreiche Armee je beſiegt werden? Nur Verrat oder wenigſtens vollſtändige Unfähigkeit der Anführer mußte ſie ins Verderben geſtürzt haben. Der Glaube an Verrat — dieſe die eigene Verantwortlichkeit hinwegtäuſchende Selbſtvorſpiegelung — lag von Anfang an den von Eitelkeit verblendeten Franzoſen nahe; hatten doch gleich nach der Wörther Schlacht ſelbſt Offiziere gegen den unantaſtbaren Mac Mahon dieſen ſchändlichen Vorwurf erhoben. In Paris war man noch nicht ſo weit; hier machte man vorerſt das Miniſterium und den Kaiſer zu Sündenböcken.

Napoleon hatte bei der Abreiſe zum Heere ſeine Gemahlin zur Regentin ernannt, und die thatkräftige Eugenie wußte wenigſtens, was ſie wollte: die Erhaltung der Dynaſtie um jeden Preis. Um den Sturm vom Kaiſertum abzulenken, drückte ſie den unentſchloſſenen Gatten vollſtändig in den Hintergrund. Ohne ihn zu fragen, verhängte ſie über Paris und Umgegend den Belagerungszuſtand und berief ſofort die Kammern. Gleich die erſte Sitzung am 9. Auguſt ſchwemmte Ollivier und ſeine Genoſſen hinweg; die Kaiſerin ernannte zum Miniſterpräſidenten ihren ergebenen Freund, den General Montauban Grafen von Palikao; die Kammer bewilligte unterdeſſen reichliche Mittel und faßte weitgreifende Beſchlüſſe zur Ergänzung und Stärkung der Wehrkraft. Auch für eine etwaige Verteidigung von Paris wurden Vorbereitungen getroffen und Lebensmittel herangezogen. Zum Gouverneur der Stadt beſtimmte der Kaiſer in Châlons den General Trochu. Um die aufgeregten Seelen zu befriedigen, vertrieb die Regierung in ſchonungsloſer Weiſe den größten Teil der Deutſchen aus Frankreich; ſchon hatten ſie, die alle Spione ſein ſollten, Mißhandlungen und Beſchimpfungen erdulden müſſen. Allmählich beruhigte ſich die Stimmung in Paris, man ſchöpfte wieder Hoffnung, und Palikao nährte ſie mit hohen Worten und falſchen Nachrichten.

Vom Kaiser, der glücklich den preußischen Vortruppen entgangen sich nach Châlons begeben hatte, sprach niemand mehr. Napoleon war so gut wie abgesetzt und fast willenlos. Die Kaiserin wollte auf keinen Fall seine Rückkehr nach Paris, und leidenschaftlich erhoben sie und Palikao Widerspruch gegen die Absicht, die Armee von Châlons nach der Hauptstadt zu führen. Mac Mahon legte weder Festigkeit noch sicheres Urteil an den Tag; teils jene Einflüsse, teils unklare Nachrichten aus Metz bewogen ihn endlich, den schon bestimmten Marsch nach Paris aufzugeben und wirklich die Vereinigung mit Bazaine zu erstreben. Seine Armee betrug 120,000 Mann,



Schlacht bei Beaumont am 30. August 1870, Stellungen um 2½ Uhr nachmittags.

und damit ließ sich schon etwas unternehmen. Allerdings war die Beschaffenheit nicht die beste. Das I. Korps, das jetzt Ducrot führte, und das VII. (Felix Douay) sowie das V. (Failly) hatten die Wirkungen der Niederlagen und des fluchtartigen Rückzuges nicht überwunden und kamen nicht mehr in rechte Zucht; das aus frischen Regimentern und einer Division Marine-Infanterie gebildete XII. Korps befehligte Lebrun. (Die nur gezählten Korps VIII bis XI haben nie bestanden.) Außerdem waren zwei Kavallerie-Divisionen vorhanden. Langsam unter allerlei Hindernissen marschierte dieses Heer von Reims aus nach der Maas in der Richtung auf Stenay zu, um bei Montmédy Bazaine die Hand zu reichen.

Da die deutsche Heeresleitung der Meinung war, Mac Mahon habe sich nach Paris gewendet, zog sie die dritte Armee näher heran. Kronprinz Friedrich Wilhelm verweilte während der Metzer Tage in Nancy, der alten Hauptstadt Lothringens; von dort wurde noch immer in breiter Front der Marsch mehr nach Nordwesten gelenkt, über St. Dizier und Bar le Duc. Die voraneilende 4. Kavalleriedivision fand das Lager von Châlons gänzlich verlassen;

doch verriet keine Spur, welche Richtung der abziehende Feind eingeschlagen hatte. Jedenfalls war die Räumung von Châlons auffällig, und bald kamen Nachrichten, daß Mac Mahon zu Bazaine hinstrebe: ein aufgefangener Brief, eine Zeitungsmitteilung, ein über London zugehendes Pariser Telegramm. Noch war die Sache ungewiß, doch der Chef des Generalstabes, der stets alle möglichen Fälle erwog, entwarf schon am 25. August die Pläne, um die bisherige Marschrichtung zu verändern. Bereits der folgende Tag brachte durch zweckentsprechende Anordnungen des sächsischen Kronprinzen Gewißheit und Fühlung mit dem französischen Heere. Sofort wurde der Rechtsabmarsch beider Armeen angeordnet, um den Feind womöglich noch auf dem linken Maasufer zu erreichen; die dritte eilte beschleunigten Schrittes über St. Ménéhould. Es waren für Moltke Tage höchster Spannung und sein schneller Entschluß der folgenreichste im ganzen Kriege; mit dieser plötzlichen Umschwenkung von 200,000 Mann ohne eine einzige Kreuzung der Kolonnen vollbrachte er ein unübertreffliches Meisterstück.

Als Mac Mahon Gewißheit erhielt, daß die andere Armee noch in Metz eingeschlossen lag, wollte er nach Paris zurück; doch neue Erklärungen der Regierung: ein Aufgeben Bazaines bedeute die Revolution in Paris, verführten ihn zu seinem Unheil nochmals, den verständigen Gedanken aufzugeben. Schlechtes Wetter und zwecklose Kreuzmärsche entmutigten seine Soldaten und hielten sie auf, während die deutschen Schlachthaufen mit gewohnter Schnelligkeit herannahten. Der Eilmarsch durch das wilde Waldgebirge der Argonnen inmitten einer feindseligen Bevölkerung auf elenden Wegen in strömendem Regen bei sehr mangelhafter Verpflegung mutete fast übermäßige Anstrengung zu, aber sie spornte nur den Eifer, endlich nach dieser wilden Jagd an den Feind zu kommen. Auch die Kavallerie hat in diesen verhängnisvollen Tagen Glänzendes in rascher und geschickter Aufklärung geleistet. Schon am 28. und 29. August trafen die beiderseitigen Truppen bei Buzancy und Nouart aufeinander, doch erst als die Spitzen der dritten Armee gegenwärtig waren, gestattete die deutsche Heeresleitung energischen Angriff. Er erfolgte am 30. August.

In der Nacht eingetroffene Nachrichten ließen vermuten, daß der Gegner bei Beaumont standhalten werde, um seinen Übergang über die Maas zu decken. Dorthin führten fünf Wege, von denen der westlichste von Sommauthe her von dem zuerst herangekommenen rechten Flügel der 3. Armee, dem 1. bayerischen Korps, die anderen von den Divisionen des 4. und des 12. Korps eingeschlagen wurden, so daß das 4. die Mitte zwischen den Bayern und den Sachsen hielt. Bei Beaumont lagerte das V. Korps, das bei der drei Stunden weit nördlich entfernten Stadt Mouzon die Maas überschreiten sollte. Die Truppen waren erst um 4 Uhr morgens angelangt, todmatt, so daß ihnen Failly einige Ruhe gönnen mußte. Sorglos, ohne Vorposten aufzustellen, beschäftigten sich die Franzosen mit Kochen und anderen Dingen, als ob sie friedlich zu Hause säßen. Plötzlich erschienen um Mittag die Vortruppen des 4. Korps unter Gustav v. Alvensleben, das, nachdem es so lange thatenlos in Frankreich umhermarschiert war, auf den Kampf brannte. Um die günstige Gelegenheit zu benutzen, ließ General v. Schöler sofort von der 8. Division (31., 71., 86., 96. Reg. und 4. Jäger) das Feuer eröffnen. Doch die Franzosen griffen rasch zu den Waffen, ihre Batterien fuhren nördlich von Beaumont auf, während das Fußvolk dem Feinde entschlossen entgegenging. Ein sehr hartnäckiger, verlustreicher Kampf, in dem es mehrmals bis zum Bajonett kam, entspann sich. Auch die 7. Division (Groß v. Schwarzhoff, 26., 66., 27., 93. Reg.) trat in das Gefecht ein. Endlich wurden die zwei Lagerplätze, dann die Stadt und von den voranstürmenden 86ern ein drittes nördlich von ihr befindliches Lager genommen.

Beaumont liegt frei in einem Thalkessel, umgeben von steilen, meist stark bewaldeten Höhen, durch deren dichtes Unterholz nur schmale, vom Regen fast unbrauchbar gewordene Wege führten. Auf den Rücken stehen Gehöfte. Östlich fließt die Maas durch eine schmale Niederung, deren jenseitige Höhen die Franzosen besetzt hielten und ein Vorgehen den Fluß entlang unmöglich machten. Da deshalb die Verfolgung des Feindes nur über den Höhenzug geschehen konnte, mußten die sperrenden Fermen genommen werden: links von der Straße nach Mouzon La Thibaudine und La Harnoterie, rechts etwas nördlicher La Sartelle. Der deutsche Anmarsch war trefflich geordnet; bald trafen links die Spitzen des 1. bayerischen Korps ein. Als seine 2. Division auf La Thibaudine vorging, erhielt sie unerwartet Feuer in die linke Flanke, da eine Division des VII. Korps (Dumesnil) herankam. Die

Bayern wandten sich siegreich gegen beide Seiten und warfen den neu erschienenen Gegner über den Haufen, die Jäger eroberten das Gehöft. Die Füsiliere des 86. Regiments nahmen darauf im Sturmlauf das brennende Gehöft La Harnoterie, die 1. bayerische Division trieb links den Feind vor sich her bis Raucourt.

Inzwischen hatte sich auf dem rechten Flügel die 7. Division, an ihrer Spitze die 66er, mit vielen Opfern der Ferme La Sartelle bemächtigt, vermochte aber bei dem schweren Feuer der Feinde, die neu Fuß gefaßt hatten, nicht, den Wald zu überschreiten. Auch als rechts die Spitzen des 12. Korps unter Prinz Georg eingriffen, blieb hier das Gefecht stehen, weil der enge Raum die Entwickelung verhinderte. Der Oberfeldherr Kronprinz Albert von Sachsen erschien um 4 Uhr auf dem Schlachtfeld und übernahm das Kommando. Weil an der Maas ein Vorwärtskommen unmöglich war, blieb nichts übrig, als auf der Straße nach Mouzon vorzurücken. Die 14. Brigade nahm den Vortritt, die 93er stürmten in raschem Anlauf unter der persönlichen Führung des Obersten v. Krosigk die steile Höhe, auf der die Batterien standen, und eroberten 8 Geschütze und 4 Mitrailleusen. Da baute sich quer ein neues Hindernis auf, der einzeln dastehende und nach allen Seiten steil abfallende Mont de Brune. Die 27er und 93er, ihren Brigadier v. Zychlinski in der vordersten Reihe, eilen hinauf und nehmen 6 Geschütze im Feuer. Nun lag Mouzon offen vor. Nochmals griffen die Franzosen an. Ein Kürassier-Regiment machte eine mutige Attacke, doch nur, um an der ruhig dastehenden, erst auf das Kommando ihres Hauptmanns Helmuth feuernden Hakenlinie der 10. Kompanie der 27er zu zerschellen; die übriggebliebenen Reiter suchten schwimmend das andere Ufer der Maas zu erreichen, denn Brücken und Furten waren bereits durch das Gedränge der Flüchtlinge unbenutzbar geworden. Nachdem die Artillerie die Vorstadt von Mouzon beschossen hatte, wurde auch diese nebst den benachbarten Ortschaften genommen, und viele Franzosen fanden in der Maas den Tod.

Überfall des Lagers bei Beaumont.

Die Deutschen hatten starke Verluste: 145 Offiziere, 3384 Mann. Der weitaus größte Teil fiel auf das 4. Korps, das rühmlichst die Hauptlast des langen Kampfes getragen hatte: 126 Offiziere, 2878 Mann; die Regimenter 66, 31 und 86 hatten am meisten gelitten. Oberst Graf v. Finckenstein (66), der bereits verwundet im Gefecht ausharrte, und Oberstleutnant Hasse (86) waren gefallen, die Brigadiers v. Borries und v. Scheffer und Oberst v. Horn (86) verwundet. Dafür gab der Sieg reichen Ersatz. Nicht allein 42 Geschütze, über 2000 unverwundete Gefangene und andere Beute wurden gewonnen, dem Feinde war ein Riegel vor Metz geschoben. So tapfer die etwas schwächeren Franzosen (67,000 gegen 75,000) standgehalten hatten, die neue Niederlage erschütterte sie vollständig. Auch das VII. Korps, das in der Nacht über die Maas ging, langte völlig erschöpft und zerrüttet am andern Ufer an; die Soldaten brachen buchstäblich zusammen, vom Schlaf übermannt.

Mit Entsetzen sah General v. Wimpffen diese zucht- und haltlosen Scharen. Aus einem alten deutschen Geschlechte stammend, dessen einer Zweig französische Dienste nahm, hatte er sich in allen Feldzügen hervorgethan; beim Ausbruche des Krieges war er Kommandeur der algierischen Provinz Oran. Sehnsüchtig hoffte er, nach Frankreich berufen und mit einem höheren Befehl betraut zu werden, doch Mac Mahon hielt es für besser, ihn in Afrika zu lassen. Nach den ersten Niederlagen bat Wimpffen nochmals dringend um Verwendung vor dem

Feinde, diesmal mit Glück, denn Palikao berief ihn nach Paris und erteilte ihm den Auftrag, das V. Korps an Stelle des mißliebig gewordenen Failly zu führen, und zugleich die Vollmacht, den Oberbefehl zu übernehmen, falls Mac Mahon ein Unfall zustoßen sollte. Wimpffen eilte sofort zur Armee und traf unmittelbar nach der Schlacht von Beaumont ein. Er traute sich Großes zu und hielt stürmische Tapferkeit für ausreichend, um im Kriege durchschlagende Erfolge zu erzielen.

Mac Mahon hätte nach dieser Schlacht entweder gleich bei Mouzon kämpfen und im Falle einer Niederlage nach Belgien entweichen oder sofort nach Westen kehrt machen können. Der Weg zu Bazaine über Montmédy war bereits verlegt, der über Carignan für eine Armee nicht viel mehr als ein Schleichweg der belgischen Grenze entlang. In der falschen Zuversicht, der Feind sei gar nicht so stark, bestimmte der Marschall vorläufig die nahe Festung Sedan zum Sammelpunkte, um seine abgehetzten Leute mit Nahrung und Munition zu versehen. Der Kaiser, der sich bei dem bereits jenseits der Maas stehenden I. Korps befand, ging ebenfalls nach Sedan; seinen Sohn hatte er vor einigen Tagen nach schwerem Abschiede fortgeschickt. Alles brach zusammen um den kranken, hilflosen Mann, der sich vergeblich über den vollen Ernst seines selbstverschuldeten Geschicks zu täuschen suchte. Noch in diesem letzten Augenblicke sich nach Paris zu retten, wie er gekonnt hätte, lehnte er ab: er wolle das Schicksal der Armee teilen.

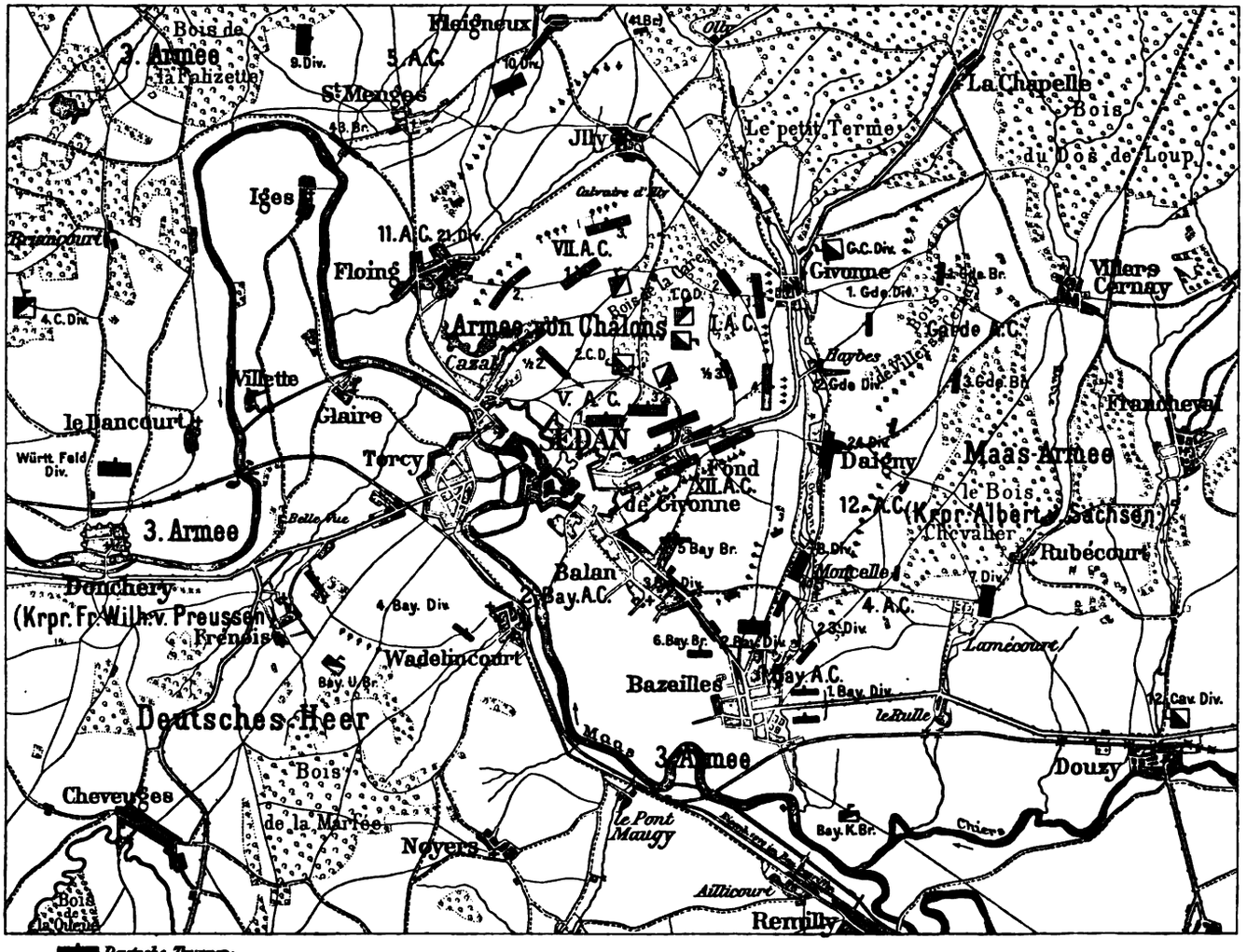
Ein eiserner Ring lag bereits um Metz, ein zweiter sollte nun um Sedan geschmiedet werden. Moltke hatte den Feind wirklich, wie er vor einer Woche verhieß, in eine Mausefalle getrieben. Da die belgische Grenze ganz nahe war, beauftragte Bismarck am Schlachttage von Beaumont den norddeutschen Gesandten in Brüssel, die belgische Regierung auf die Möglichkeit einer Überschreitung der Grenze durch französische Truppen hinzuweisen; für diesen Fall werde von ihr die sofortige Entwaffnung der Übergetretenen erwartet.

Der 31. August verging mit wohlberechneten Truppenbewegungen, die einige kleine Zusammenstöße veranlaßten. Eben wollten die Franzosen die wichtige Eisenbahnbrücke unterhalb Remilly sprengen, als Hauptmann Slevogt mit der 3. Kompanie der 4. bayerischen Jäger hinzukam, sofort im heftigen Feuer über die Brücke stürmte und die Pulverfässer ins Wasser entleeren ließ. Das übrige Bataillon folgte und setzte sich in dem Dorfe Bazeilles fest, mußte aber vor der beträchtlichen Übermacht wieder an das andere Ufer zurückkehren, weil General v. d. Tann ein größeres Gefecht rechts der Maas vermeiden wollte und keine Unterstützung hinüberließ. Die Brücke aber war erhalten.

Am Abend des 31. August stand das deutsche Heer in breiter Front vor dem zusammengepreßten Feinde. Im Osten rechts vom Chiers, der sich oberhalb von Sedan in die Maas ergießt, und an deren rechtem Ufer hatten das Gardekorps und das 12. die Hut. Bei Remilly gegenüber Bazeilles stand das 1. bayerische Korps, hinter ihm das 4. Korps und das 2. bayerische Korps. Stromabwärts hielt die Avantgarde des 11. Korps Donchery besetzt, hinter diesem lagerten das 5. Korps und links von ihm die württembergische Division, auf dem äußersten linken Flügel die 5. und 6. Kavalleriedivision. Ziemlich weit zurück verlegte das im Anmarsch begriffene 6. Korps die Straße nach Reims und Paris. König Wilhelm übernachtete mit seinem Gefolge in Vendresse; das Thor des Hauses, in dem Bismarck abstieg, trug die mit Kreide aufgemalte lakonische Inschrift: „1 Bundeskanzler, 8 Pferde".

Alle deutſchen Truppen hatten zwar ſeit geraumer Zeit unendliche Anſtrengungen durchgemacht; aber wer hätte gezweifelt, daß ſie zu weiteren gern und freudig bereit waren. Daher wurden die rückliegenden Korps bald nach Mitternacht alarmiert, um den Franzoſen jeden Ausweg abzuſchneiden. Sieben und ein halbes Armeekorps waren zu dem großen Keſſeltreiben aufgeboten, eine gewaltige Übermacht, wenn wirklich alle in Thätigkeit kamen.

Am Morgen des 1. September ſtand den Franzoſen nur noch der Marſch weſtwärts nach Mézières offen. Dorthin lockte auch die Möglichkeit einer Verſtärkung, weil General Vinoy hier ein neues Armeekorps gebildet



Schlacht bei Sedan am 1. September 1870, Stellungen um 12½ Uhr nachmittags.

hatte. Doch war dieſer Weg der nahen Grenze wegen ſehr ſchmal und ſtark bedroht, auch die Eiſenbahn dorthin bei Donchery ſchon unterbrochen.

Sedan, in dem geſegneten und anmutigen Maasthale, iſt eine kleine Feſtung mit 16,000 Einwohnern, von denen ein Drittel Tuchweberei treibt. Die Straßen ſind eng, aber ſauber, auf einem Platze ſteht die eherne Bildſäule des berühmten Marſchall Turenne, der hier 1611 geboren wurde. Die militäriſche Bedeutung des Ortes war gering, weil die umliegenden Höhen die veralteten Werke beherrſchten. Unmittelbar öſtlich der Stadt ſteigen ſie zu einer Hochfläche auf. Die Flußniederung iſt die eine Seite eines Dreiecks, deſſen andere bei Illy zuſammentreffen. Die Seiten werden gebildet durch zwei Bäche: im Weſten das Floing-Bächlein, an dem Floing und Illy liegen, im Oſten der Givonne-Bach, an deſſen Mündung in die Maas das ſtattliche, etwa 2000 Einwohner

zählende Dorf Bazeilles bereits in der Flußebene liegt. Das tief eingeschnittene, enge Givonnethal ist dicht bewohnt. In diesem Dreieck, dessen längste Seite Illy-Bazeilles noch keine deutsche Meile, dessen kürzeste Illy-Floing kaum halb so lang ist, stand am Morgen des 1. September die französische Armee eingeschachtelt: hinter Floing das VII. Korps Felix Douay, am oberen Givonne-Bach zwischen den Dörfern Givonne und Daigny das I. Korps Ducrot, weiter abwärts bis Bazeilles das XII. Korps Lebrun, das noch kein größeres Gefecht mitgemacht hatte, in der Mitte das bei Beaumont zerrüttete V. Korps unter Wimpffen. Wie immer, waren überall fleißig Feldbefestigungen angelegt.

Die gegenüberlagernde deutsche Armee besaß an zwei Stellen Flußübergänge, oberhalb der Festung in der Nähe von Bazeilles die am vorigen Tage vor der Zerstörung bewahrte Eisenbahnbrücke und weiter aufwärts zwei von den Bayern errichtete Pontonbrücken, unterhalb von Sedan die feste Brücke von Donchery und etwas abwärts eine vom 11. Korps geschlagene Bockbrücke. Zwischen Donchery und Sedan macht die Maas eine enge Schleife nach Norden, die zu einem großen Umwege über St. Menges und Fleigneux nötigte.

Die Schlacht von Sedan bestand anfänglich aus zwei voneinander getrennten Handlungen, dem Angriff an der Givonne und dem gewaltsamen Vordringen von Donchery her; das Zusammentreffen beider Heere ergab nachher den Sieg. Den Oberbefehl führte im Osten der Kronprinz Albert von Sachsen, im Westen der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der den General v. d. Tann anwies, sein Korps mit der Maasarmee zusammenwirken zu lassen. Kronprinz Albert bezweckte die Franzosen festzuhalten und zugleich durch rechtzeitige Umflügelung, die er dem Gardekorps befahl, ihren Übertritt nach Belgien zu verhindern.

Prinz Georg von Sachsen.

Über der Gegend lag dichter Nebel, der zuerst die Artillerie am Zielen hinderte; später leuchtete strahlender Sonnenschein über die vom Kampfe durchrasten Fluren. Noch im Dunkeln, um 4 Uhr morgens, traten die Bayern still an, überschritten den Fluß und drangen in Bazeilles ein. Doch sie begegneten herzhaftem Widerstand, so daß allmählich das ganze 1. Korps in Anspruch genommen wurde. Die Franzosen verteidigten hartnäckig das Dorf, das aus festen Häusern bestand und von Villen mit ummauerten Parkanlagen umgeben war. Die Bayern erlitten gleich anfangs überaus starke Verluste, und da sich auch die Einwohner, Männer und Frauen, am Kampfe beteiligten und sogar gegen Verwundete grausame Frevel verübten, nahm hier der blutige Wettstreit um die Häuser einen schauerlich wilden Charakter an.

Rechts von den Bayern schickte Prinz Georg die Avantgarde des 12. Korps gegen das Dorf La Moncelle, das von dem 107. Regiment erobert wurde; 2 Kompanien bemächtigten sich einiger Häuser gegenüber der Givonneschlucht und behaupteten sie tapfer stundenlang unter allen Schwankungen des Gefechts. Denn nach den ersten Erfolgen, während sich die bayerisch-sächsische Angriffslinie auf Daigny zu ausdehnte, brachen die Franzosen gewaltig hervor.

Der Marschall Mac Mahon war nämlich, ehe er noch einen bestimmten Plan gefaßt hatte, gegen 6 Uhr in der Nähe von Bazeilles durch einen Granatsplitter verwundet worden und übergab das Kommando Ducrot, dem drittältesten General, weil er ihn für den tüchtigsten hielt. Als dieser den Abmarsch nach Mézières einleitete, machte jedoch Wimpffen seine Vollmacht geltend, der sich Ducrot froh, einer überschweren Verantwortung entledigt zu sein, bereitwillig fügte. Der neue Oberfeldherr legte nunmehr, in dem Bewußtsein, wie sehr die Pariser die Vereinigung mit Bazaine über jede andere Rücksicht stellten, alles Gewicht auf ein Vordringen nach Osten, in der eiteln Hoffnung, sich mit Gewalt den Weg nach Metz bahnen zu können.

Bayern und Sachſen empfanden bald mit ſchwerem Schaden die Wucht neuer, mächtiger Angriffe, vor denen ſie teilweiſe zurückweichen mußten. Die Franzoſen beſetzten über Daigny ausfallend das in der Flanke gelegene Gehölz Chevalier. Erſt als das geſamte 12. Korps eingriff, wurde der Feind nach heißem Kampfe, in dem ein tapferes Bataillon Turkos faſt ganz unterging und ſeine Fahne verlor, wiederum zurückgeworfen. Gegen 10 Uhr war das öſtliche Givonne-Ufer im Beſitz der Sachſen. Erſt ſpäter fand das ſiebenſtündige Blutvergießen um Bazeilles ſein Ende. Von jenen Häuſern aus, welche die zwei Kompanien 107er trotz zeitweiliger Umzingelung mannhaft verteidigt hatten, wandten ſich Bayern und Sachſen, unterſtützt durch das herangezogene 2. Bataillon des 71. Regiments vom 4. Korps, gegen die Abhänge und bemächtigten ſich ihrer bis auf Balan, dem zwiſchen Bazeilles und der Feſtung liegenden Dorfe. Nun gelang es auch den durch die Hecken vordringenden Bayern, die ſtarke, die Hauptſtraße beherrſchende Villa Beurmann, die hauptſächlich die Eroberung von Bazeilles hinderte, einzunehmen, und das Dorf war nunmehr ihr eigen. Völlig zerſtört ging es in Flammen auf; die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Einwohner verfielen nach Standrecht dem Tode, wie ſie es verdienten. Nachdem um Mittag dieſes Hindernis im Rücken beſeitigt war, konnten ſich die Deutſchen, zu denen noch die 3. bayeriſche Diviſion geſtoßen war, allmählich über Balan bis dicht an die Feſtungswälle heranarbeiten, vor denen ſie mit den Verteidigern Schüſſe wechſelten. Die bayeriſchen Batterien, unter ihnen beſonders die von dem Prinzen Leopold perſönlich befehligte, hatten zu dem glücklichen Erfolge weſentlich beigetragen.

Das Blutbad in Bazeilles.

Während die Sachſen bei Daigny das Feuergefecht hinhaltend fortführten, machte weiter nach Norden das Gardekorps erhebliche Fortſchritte. Es griff neben den Sachſen ein, indem die 2. Diviſion auf Daigny und das danebenliegende Haybes, die 1. auf das Dorf Givonne vorgingen. Unterſtützt von gewaltigem Artilleriefeuer gelang es ihnen allmählich, die Übergänge über die Givonneſchlucht zu beſetzen. Als auch hier die Franzoſen vorbrechen wollten, warf ſich Hauptmann v. Witzleben mit der 5. Komp. der Gardefüſiliere verwegen entgegen und nahm in der Dorfſtraße 10 beſpannte Geſchütze nebſt ihrer geſamten Bedeckung gefangen.

Im Oſten ſtand es alſo um Mittag trotz ſchwerer Verluſte gut. König Wilhelm hielt ſeit 7 Uhr morgens mit ſeinem Stabe am linken Maasufer auf der Höhe ſüdlich von Frénois, von wo er das geſamte Schlachtfeld überſehen konnte. Da auf dieſer Seite ein Durchbruch der Franzoſen leicht zu verhindern war, genügte zum Schutz die 4. bayeriſche Diviſion nebſt einigen Batterien. Der Kronprinz von Preußen nahm auf einer Höhe ſüdlich

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

General Reille überbringt an König Wilhelm Napoleons Brief, nach A. v. Werner.

NTSU

von Donchery seinen Platz, zur Seite den trefflichen Generalstabschef v. Blumenthal. Als er erkannte, daß der Feind nicht auf Mézières abzog, befahl er dem 5. und 11. Korps, ihn im Rücken zu fassen. Das 11. Korps, unter dem tapferen General v. Gersdorff an Stelle des bei Wörth verwundeten Bose, stieß vor Floing auf den ersten festen Widerstand. Das 87. Regiment, von dem sich einige Kompanien in Gehöften festsetzten, die sie zwei Stunden lang allein verteidigten, eröffnete den Kampf; ihm folgten die Regimenter 83, 88 und 82. Um die auffahrenden Geschütze zu nehmen, führte der junge feurige General Galliffet seine Kavallerie heran, drei Regimenter Chasseurs d'Afrique. Die 9. und 12. Kompanie der 87er, die vorangestürmt sind, empfangen das erste Treffen auf 60 Schritt mit Schnellfeuer, so daß es auseinander schwenkt; die beiden folgenden erliegen dem gleichen Schicksal, der Rest flüchtet. Die nachrückende Masse französischer Infanterie erzwingt zwar einen teilweisen Rückgang, doch, nachdem das 80. Regiment und die 11. Jäger erschienen waren, fallen in einzelnen glänzenden Angriffen auf den nach Norden entweichenden Feind Wagenkolonnen, Geschütze, von ihren Reitern verlassene Pferde und Gefangene den Deutschen zur Beute. Trotz dieser Anzeichen beginnender Auflösung macht der Feind auf Floing einen mächtigen Angriff, den die Vortruppen des 5. Korps, 46er und 5. Jäger, glücklich abwehren helfen.

Prinz Leopold von Bayern.

Bald darauf wurde v. Gersdorff in vorderster Reihe bei den Batterien tödtlich verwundet.

v. Blumenthal.

Um Mittag war bei Floing noch kein durchschlagender Erfolg errungen worden. Während die gesamte Artillerie der beiden Korps fortfuhr, ihre Granaten mit voller Wirkung zu entsenden, rückten vom 11. Korps die noch zurückgebliebenen Regimenter 32, 94, 95 und die beiden Divisionen des 5. Korps hinter der Kampflinie an. Trotz seiner steigenden Bedrängnis mußte General Douay auf Befehl Wimpffens einen Teil seines Korps nach der Givonne wegsenden, und sollte dennoch den Kalvarienberg bei Illy um jeden Preis halten. Das vermochte er nicht gegenüber dem wütenden Artilleriefeuer, und vergebens suchte Ducrot, der die entscheidende Wichtigkeit dieses Punktes würdigte, ihn mit zusammengerafften Mannschaften wiederzugewinnen. Obgleich schon viele Truppenteile an weiterem Widerstand verzweifelten, hielt die Division Liébert, nur um die Ehre zu retten, bei Floing und dem dahinter gelegenen Cazal standhaft aus und brachte den Deutschen noch herbe Verluste bei. Wiederum übernahm es die französische Reiterei unter Führung Galliffets, da General Margueritte sofort tödlich verwundet fiel, die Infanterie herauszuhauen. Fünf leichte Regimenter Chasseurs aus Afrika, berittene Jäger und Husaren, eine Lanciersbrigade und mehrere Schwadronen der bei Wörth gelichteten Kürassiere Bonnemains brachten sich zum Opfer, obgleich der ungünstige Boden keinen geschlossenen Ansturm gestattete. Eine halbe Stunde lang wogten wirre Kampfgruppen hin und her, einzelne deutsche Schützenreihen wurden durchbrochen, die Mannschaften einiger Geschütze mußten sich mit Wischer und Seitengewehr verteidigen. Immer wieder setzten die Braven, deren Hingebung auch König Wilhelm bewunderte, zu Angriffen an, bis allmählich die sicheren deutschen

Auf der Höhe von Floing.

Kugeln und die Granaten unter ihnen aufräumten. Viele Flüchtende zerschellten, als sie in der Hast in die Steinbrüche stürzten; drei französische Generale fielen. Diese heldenhafte Attacke der französischen Kavallerie war das Glanzstück der Sedaner Schlacht und ihre letzte große Leistung in dem Kriege.

Die frischen Regimenter 32 und 95, denen sich die bereits kämpfenden anschlossen, nahmen das Dorf Cazal zum Ziel. Heiß war das Ringen um die Häuser und den Kirchhof, das mehrere höhere Offiziere hinwegraffte und namentlich dem noch hinzugekommenen 6. Regiment vom 5. Korps sehr viele Leute kostete, doch endlich drangen die Deutschen auch hier bis an die Festungswälle heran.

Inzwischen hatte Prinz Georg seinen Sachsen befohlen, von Daigny aus vorzustoßen. Der feindliche Widerstand führte zu neuen heftigen Gefechten in der Umgegend von Fond de Givonne, bei denen die über die Givonneschlucht vorgerückte Artillerie gewaltig mitsprach. Die preußischen Garden schlugen rechts davon die Richtung auf das Gehölz von La Garenne ein. Der kleine, von Franzosen aller Waffengattungen, von Kampfunfähigen und Versprengten vollgestopfte Wald war ein Ort des Grausens, wie vom Donner des Jüngsten Gerichts umhallt. Von Ost und West nahmen ihn die deutschen Batterien in ein entsetzliches Kreuzfeuer; kein Schuß ging fehl. Die Granaten zersplitterten die Bäume, deren Wipfel und Äste herabstürzten; der Erdboden wurde bis in seine Tiefen aufgerissen, eine im Gehölz liegende Ferme loderte in Flammen auf. Zwischen gräßlich verstümmelten Leichen, jammernden Verwundeten, wild herumrasenden Pferden versuchten einige Haufen noch immer Widerstand, während die Masse, halb bewußtlos vor Angst, rasend von Schreck, erschöpft bis aufs Mark, verhungert und verschmachtet, nur ein Ende der namenlosen Pein herbeisehnte. So teilte sich das Geschäft der Garden in den Kampf und in das Einsammeln der sich wehrlos hingebenden Gefangenen, manchmal Scharen von Tausenden. Sergeant Goldacker von den Gardefüsilieren holte mitten aus den Reihen, die ihn noch tapfer verteidigten, den Adler des 17. Linienregiments. Es kam vor, daß bereits Gefangene, wenn sich mutigere Kameraden

Die preußischen Garden auf der Höhe von Givonne.

zur Wehr ſetzten, nochmals die Waffen ergriffen. Am Rande des Waldes trafen die Garden mit Abteilungen des 11. Korps zuſammen. Von allen Seiten fluteten die Franzoſen in wüſtem Gewimmel hinab in die Thore der Feſtung, die ſie als vermeintlicher letzter Rettungsanker anzog. Zwiſchen die ſich Drängenden und Niederſtoßenden raſten beſpannte Geſchütze und reiterloſe Pferde, ſchlugen die preußiſchen Granaten ein. Eiſiges Entſetzen ſchüttelte die jammervollen Flüchtlinge.

Der letzte Schluß fiel denſelben Truppen zu, welche die Schlacht begonnen hatten. Wimpffen, der hartnäckig der Überzeugung blieb, ein Durchbruch nach Montmédy zu müſſe möglich ſein, prahlte noch immer, er wolle die Bayern in die Maas werfen. Deshalb forderte er nach Mittag Napoleon brieflich auf, ſich perſönlich an die Spitze der Truppen zu ſtellen, die es ſich zur Ehre rechnen würden, ihren Kaiſer durch die Feinde zu ſchlagen. Eine Antwort blieb aus, und die Befehle Wimpffens an alle Generale, ihn beim Durchbruch zu unterſtützen, kamen viel zu ſpät an oder hatten nur, wie bei Floing, ungünſtige Folgen. Immerhin konnte er, nachdem er alle, die noch hinaus

Franzöſiſche Küraſſiere.

ſammelt hatte, gegen Balan überlegene Scharen führen, von denen ſchließlich die Bayern zum Rückzuge gezwungen wurden. Auch das plötzlich aufgetauchte Gerücht, Bazaine ſei da und den Preußen im Rücken, kam Wimpffen zu ſtatten. Schon glaubte er den Sieg ſicher zu haben; die ihm um 4 Uhr zugehende Weiſung Napoleons, mit dem Feind in Unterhandlungen zu treten, wies er darum ſchroff zurück. Die hart bedrängten Bayern bedurften der Verſtärkung vom 4. Korps, 71er und 4. Jäger, doch die Geſchütze wüteten unter den Franzoſen ſo furchtbar, daß Wimpffen keine Leute mehr fand, die ihm folgen wollten, und angeſichts eines neuen kaiſerlichen Befehls den Rückzug anordnete. Die Bayern folgten nach und nahmen die frühern Stellungen wieder ein.

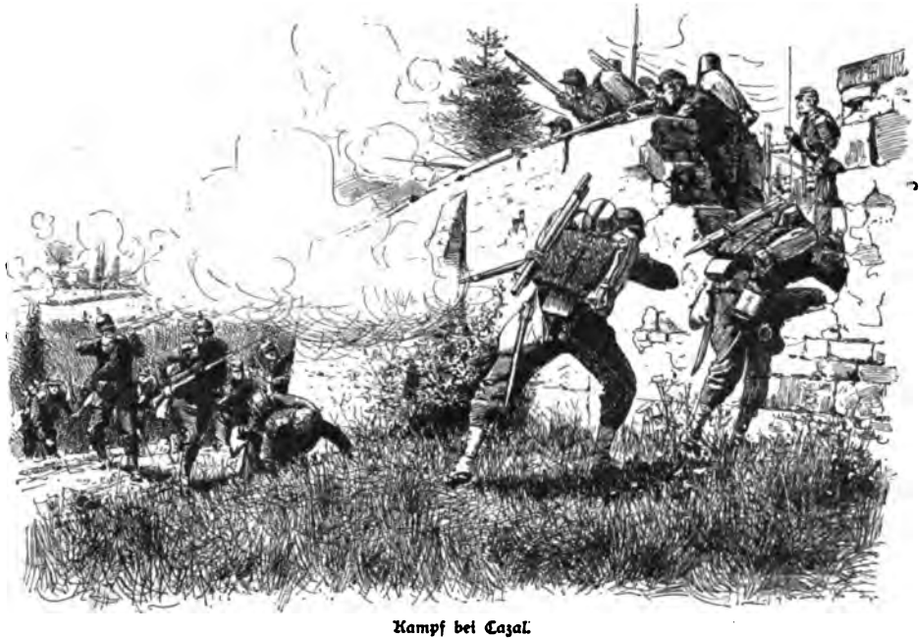
Es war für die Franzoſen die höchſte Zeit, ihr eigenes Blut zu ſchonen. Was von ihnen nicht tot, verwundet oder gefangen war, ſteckte zuſammengepfercht in dem engen Raum einer Feſtung, die ſich weder verteidigen ließ noch irgendwelche Vorräte enthielt. Ringsum zog ſich der Flammengürtel der deutſchen Geſchütze ganz nahe heran. Schon eröffneten auch die Batterien vom linken Maasufer ihr Feuer, das in Sedan an mehreren Stellen zündete. Nur noch kurze Zeit, und 700 Geſchütze verwandelten Sedan in ein Rieſengrab, das in Trümmern und Glut hunderttauſend Menſchen verſchlang.

Dieſes Gräßlichſte, ſinn- und nutzlos, mußte erſpart bleiben, und von beiden Seiten her kam gleichzeitig das glückhafte Wort, das den geängſtigten Seelen Troſt gab.

Napoleon war am frühen Morgen hinausgeritten. Ein heftiger Anfall ſeiner Krankheit peinigte ihn ſo furchtbar,

daß er sich kaum auf dem Pferde zu halten vermochte. Er begegnete dem verwundeten Mac Mahon und wechselte mit ihm ein kurzes Wort; lange verharrte er im Granatfeuer, den Tod erwartend, der ihn nicht treffen wollte. Mit dem stumpfen Gleichmut, der ihm seit seiner Erkrankung eigen war, kehrte er nach Sedan zurück, ohne sich in die Schlachtleitung einzumengen, obgleich er sie nicht billigte. Früher als seinen Generalen stieg ihm die Überzeugung auf, daß alles verloren war; er wünschte nur noch dem Blutvergießen ein schleuniges Ende zu machen. Daher folgte er Wimpffens Aufforderung nicht und ließ um 2½ Uhr weiße Fahnen aufziehen; Offiziere rissen sie herunter. Da ihm Lebrun sagte, um Waffenruhe zu erlangen, müsse ein Parlamentär mit einem Schreiben hinausgeschickt werden, sandte Napoleon deshalb einen Brief an Wimpffen, der ihn verächtlich beiseite steckte. Als jedoch dessen letzter Versuch mißglückt war, wehten die Franzosen mit Tüchern von den Wällen. Bald darauf stieg auch über der Festung die weiße Fahne auf, und das Feuer schwieg. Alsbald erklang bei den Siegern „Die Wacht am Rhein".

Mittlerweile hatte König Wilhelm den Oberstleutnant v. Bronsart und den Hauptmann v. Winterfeld nach Sedan gesandt, um zur Übergabe aufzufordern. Zu ihrem Erstaunen wurden sie zum Kaiser geführt, denn deutscherseits wußte man nichts von dessen Anwesenheit; eben erst hatte König Wilhelm ungläubig diese Nachricht durch Graf Bothmer, der sie von Soldaten hörte, erfahren. Napoleon war gerade beschäftigt, einen Brief an den preußischen Herrscher zu schreiben:



Kampf bei Cazal.

„Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Ew. Majestät niederzulegen".

Gegen 7 Uhr, bereits in der Dämmerung, ritt der kaiserliche Generaladjutant Graf Reille ohne Degen, ein Stöckchen in der Hand, begleitet von einem Offizier und einem Trompeter mit weißer Fahne, aus dem Thore langsam die Höhe von Frénois hinauf. Entblößten Hauptes trat er an den König heran und überreichte das rotgesiegelte Schreiben. König Wilhelm empfing es stehend, im Waffenrock, den Helm auf dem Haupte, ihm zur Seite auf seinen Pallasch gestützt der Kronprinz, etwas zurück Bismarck, Moltke, Blumenthal, Roon und die anwesenden Fürstlichkeiten; im Hintergrunde hielt die Stabswache. Ehe der König den Brief öffnete, sagte er: „Aber ich verlange als erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege".

Nach kurzer Beratung schrieb der König eigenhändig die Antwort, sitzend auf einem Strohsessel und als Tisch einen zweiten benutzend, den Major v. Alten niederknieend emporhielt; eine Husarentasche diente als Platte. Den Briefbogen gab der Kronprinz aus seiner Satteltasche, Tinte und Feder hatte der Großherzog von Weimar bei sich, ein Soldat konnte ein Stückchen Siegellack liefern.

„Indem ich die Umstände, unter denen wir uns begegnen, bedauere, nehme ich den Degen Ew. Majestät an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Kapitulations-Verhandlungen von Sedan, nach M. v. Werner.

Mau

verhandeln, welche sich unter Ihren Befehlen so tapfer geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General v. Moltke hierzu bestimmt".

Als Graf Reille verabschiedet war, umarmten sich König und Kronprinz, und alsbald stattete der Siegesfürst allen, die mitgewirkt hatten, mit herzlichen Worten seinen Dank ab. Brausendes Hurra erschallte von den in der Nähe stehenden Truppen; drüben in den Biwaks beschloß die Musik mit dem Choral: „Nun danket Alle Gott" den weltgeschichtlichen Tag. König Wilhelm kehrte nach Vendresse zurück unter den Freudengesängen der die Straße füllenden Kolonnen; in den Dörfern hatten die Soldaten schnell die Fenster erleuchtet und bildeten Reihe mit Lichtern in der Hand.

Alsbald verbot ein Armeebefehl Angriffsbewegungen während der Nacht, doch jeder Versuch, durchzubrechen, sei mit bewaffneter Hand zurückzuweisen. Noch war das Endergebnis ungewiß, denn der Kaiser hatte sich nur als Person ergeben, für die Armee mußte der Befehlshaber verhandeln. In Sedan gab es häßliche Szenen. Wimpffen schrieb Napoleon, er lege den Oberbefehl nieder, die Generale erklärten ihm, er möchte nur sein am Morgen beanspruchtes Kommando behalten. Die Beschuldigungen, mit denen er die Korpsführer überschüttete, wurden ihm reichlich wiedergegeben. Erst spät am Abend ging Wimpffen nach Donchery. In einem niedrigen Erdgeschoßzimmer saßen an einem rotgedeckten Tisch Moltke zwischen Bismarck und Blumenthal, ihnen gegenüber Wimpffen allein, hinter ihm im Schatten andere französische Offiziere; auf den Kaminsims gestützt stenographierte der Rittmeister Graf Nostitz die Reden. Deutscherseits war man entschlossen, die Kriegsgefangenschaft der französischen Armee zu fordern. Noch jetzt setzte sich Wimpffen aufs hohe Pferd und verlangte die Entlassung der französischen Armee in die Heimat oder nach Algier gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen. Moltke und Bismarck, die wohl wußten, dem Dünkel der Franzosen gegenüber sei jede Großmut eine Thorheit, hielten dem geschlagenen Oberfeldherrn seine und seiner Armee Lage deutlich vor Augen und erklärten offen, bei der Ungewißheit, ob die gegenwärtige Regierung noch lange bestehen werde, bedürften sie besserer Bürgschaften für Deutschlands Frieden. Als Wimpffen bei seiner Weigerung beharrte, erwiderte ihm Moltke kurz und bestimmt, um 4 Uhr werde das Bombardement der Stadt beginnen; erst auf Bismarcks Zureden gab er bis 9 Uhr Frist.

Flucht der Franzosen über die Festungsbrücke.

Napoleon hoffte durch persönliche Zwischenkunft von König Wilhelm die Milderung zu erbitten, daß der geschlagenen Armee der Übertritt nach Belgien gestattet würde, wo sie entwaffnet und interniert werden sollte; er wollte wohl auch baldmöglichst dem für ihn so peinlichen und selbst gefährlichen Aufenthalt in Sedan entgehen. Schon um 5 Uhr früh fuhr er in Begleitung von sechs Offizieren nach Donchery hinaus. Bismarck, zu dem Graf Reille vorausgeeilt war, sprang rasch vom Lager und ritt in Felduniform und Mütze eiligst entgegen. Der Kaiser, im grauen Paletot mit roten Aufschlägen, ließ gleich halten. Bismarck stieg ab und trat mit militärischem Gruß heran, doch als Napoleon sein goldgesticktes Käppi abnahm, entblößte auch er ehrerbietig das Haupt. Napoleon begehrte,

den König zu sprechen; da dieser drei Meilen weit entfernt war, nahm der Kaiser einstweilen in einem kleinen, einzeln am Wege stehenden Häuschen armer Weber Aufenthalt und führte dort in dumpfiger Stube, die gerade einen Tisch und zwei Binsenstühle faßte, mit dem Bundeskanzler eine längere Unterredung. Dieser lehnte ab, über die Kapitulation zu sprechen, da sie eine rein militärische Angelegenheit sei, der Kaiser ebenso, als Gefangener, sich über einen Friedensschluß zu äußern, weil dafür allein die Kaiserin und die Regierung in Paris zuständig seien. Inzwischen erschien Moltke, doch machte er dem Kaiser keine Hoffnungen und eilte bald fort, seinem Könige Meldung zu erstatten; vor der Hausthür sitzend, führten Napoleon und Bismarck die peinliche Unterhaltung weiter. Eine Ehreneskorte begleitete dann den Kaiser in das benachbarte Schlößchen Bellevue, wo auch sein prunkvolles Gefolge mit Wagen und Gerät eintraf.

Moltke begegnete dem Könige und erhielt von ihm die Genehmigung für die festgestellten Kapitulationsbedingungen, bei denen natürlich Napoleons Wünsche nicht berücksichtigt werden konnten. Da der König den Kaiser vor deren Annahme nicht sprechen wollte, wartete er die Zwischenzeit auf der Höhe bei Frénois.

Letzter Vorstoß der Franzosen gegen Balan.

Obgleich der Kriegsrat der französischen Generale in Sedan den unausweichlichen Zwang nicht verkannte, kam keine Botschaft aus der Festung, weil Wimpffen auf Nachricht von Napoleon harrte. Die deutsche Artillerie stand schußbereit; als 9 Uhr vorbei war, sandte Moltke einen Hauptmann in Begleitung des Grafen Reille hinein mit der Eröffnung, um 10 Uhr würde das Feuer beginnen, falls nicht bis dahin die Ergebung sicher wäre. Jetzt kam Wimpffen, der unterwegs von dem Kaiser das Scheitern seiner letzten Hoffnung erfuhr, nach Bellevue und unterzeichnete dort die Bedingungen. König Wilhelm dankte, nachdem er die Urkunde empfangen hatte, nochmals den um ihn versammelten deutschen Fürsten; den Prinzen Luitpold von Bayern, Wilhelm und Eugen von Württemberg reichte er als den Vertretern Süddeutschlands die Hand. Er hoffe, diese großen Erfolge würden alle noch enger zu einer glücklichen Zukunft vereinigen. Noch müsse man schlagfertig bleiben, da ungewiß sei, wie das übrige Frankreich den Gang der Dinge aufnehmen werde. Um 1 Uhr fuhr der siegreiche Herrscher nach Bellevue, begrüßt von dem stürmischen Zurufe seiner Truppen. Der Kaiser kam ihm die Treppe herab entgegen.

So standen die Beiden einander gegenüber. Welcher Unterschied zwischen ihnen! Der hohe, hehre König überragte weit den untersetzten Franzosen. Napoleon, eine schwerfällige, kurzbeinige Figur mit schwammigem Oberkörper, hatte nichts Militärisches an sich; sein Gesicht, matt und fahl, der lange gekrümmte Schnurbart und das sorgfältig geglättete ergrauende Haar, die schwere Nase unter einer ausdruckslosen Stirn machten mehr den Eindruck eines alternden Lebemannes. Eigentümlich waren seine kleinen hellgrauen, langgeschnittenen Augen; unter schweren Lidern blickten sie feuchtschimmernd, trübe und unbestimmt, die Gedanken mehr verschleiernd als offenbarend.

Die beiden Herren traten allein in ein Zimmer; der Kronprinz schloß hinter ihnen die Thür. Da Napoleon seine Zukunft dem Willen seines Besiegers anheimstellte, richtete König Wilhelm den Gedemütigten mit freundlichen Worten auf; er wisse, der Kaiser habe sich nur schwer zum Kriege entschlossen. Napoleon, der sich mit dem Drucke der öffentlichen Meinung entschuldigte, mußte die Antwort hinnehmen, die kaiserlichen Ratgeber hätten zur Aufregung beigetragen. Friedensunterhandlungen lehnte Napoleon mit dem Hinweis auf seine Gefangenschaft ab. Wie der Kronprinz vorgeschlagen hatte, bot der König das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt an,

was Napoleon dankbar annahm, befriedigt auch darüber, daß er zu seiner Sicherheit eine Ehrenwache über die Grenze erhalten sollte. Mit schmerzlichem Erstaunen erfuhr er dann, daß er nicht die gesamte deutsche Armee vor sich gehabt hatte, sondern sieben Korps unter Prinz Friedrich Karl vor Metz lagen. Gütig schied der König nach einer Viertelstunde, und auch der Kronprinz widmete dem einst Gewaltigen, der schwere Thränen in den Augen hatte, freundliche Worte.

Schon am 3. September fuhr Napoleon mit seinem Gefolge, von schwarzen Husaren begleitet, unter heftigem Regen mit Vermeidung Sedans nach der belgischen Grenze; dort geleiteten ihn berittene belgische Jäger nach der nächsten Eisenbahnstation. In Verviers erfuhr er mit Schrecken den Ausbruch der Revolution in Paris. Während die gestürzte Kaiserin nach England floh, wanderte ihr gefangener Gatte nach Deutschland. Am 6. September abends wurde Napoleon in Kassel von den Behörden mit allen Ehren empfangen und blieb dort, jede Bequemlichkeit und freie Bewegung genießend, bis zum 19. März 1871 in dem Schlosse, das einst die Stätte gewesen war einer andern kurzlebigen französischen Herrlichkeit, die Residenz des lustigen Königs von Westfalen, Jérôme Napoleon, seines Oheims.

Schon am Nachmittag des 1. September hatte der König eine Depesche nach Berlin gesandt, die Schlacht schreite siegreich fort, der Feind sei fast ganz in die Stadt zurückgeworfen; jetzt meldete er seiner Gemahlin den wunderbaren Ausgang. „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ fügte er demutsvoll hinzu.

Bald darauf stieg der König zu Pferde, um das Schlachtfeld zu umreiten; der herabrieselnde Regen hielt ihn nicht ab. Die Truppen lagen in den Biwaks, ruhend und beschäftigt, Uniform und Waffen zu reinigen, da ertönte der Ruf: „Der König kommt!“ Alles stürzte herbei und vernahm die ernsten Worte: „Kinder, ich spreche euch meine Anerkennung aus für die Bravour, mit der ihr euch geschlagen habt; ihr habt gut gearbeitet, aber freilich“ — hier stockte, zu Thränen gerührt, der sieggekrönte Feldherr — „es hat auch viele Verluste gekostet. Denkt nicht, der Krieg sei aus; ich führe euch noch nach Paris!“ Endloser Jubel folgte und setzte sich fort von Lager zu Lager. Erst spät am Abend bestieg der König den Wagen und kehrte dann durch die wiederum erleuchteten Dörfer nach Vendresse zurück. Dort brachte er bei der Abendtafel einen Trinkspruch aus auf den Kriegsminister Roon, der das Schwert geschärft, auf Moltke, der es geleitet, und auf Bismarck, der seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht habe.

Am folgenden Tage schrieb er der Königin ausführlich: „Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen. Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen und in Demut Gottes Führung und seine Gnade zu preisen“. Und zum Schluß: „Was ich alles empfand, nachdem ich vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben. — Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimierten Gardekorps, das alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung. Nun lebe wohl, — mit bewegtem Herzen am Schlusse eines solchen Briefes. — Wilhelm“.

Die Verluste der Deutschen in diesem „großen Kaisermanöver“, wie die Truppen gleich die Schlacht nannten, waren bei weitem nicht so schwer wie in den Metzer Tagen, doch nicht unbeträchtlich, um so mehr, da sie sich sehr verschieden verteilten: im ganzen 465 Offiziere, 8459 Mann. Davon entfiel die kleinere Hälfte, 213 Offiziere, 3816 Mann, auf die Bayern allein, und von diesen hatte die 3. Division fast ebensoviel verloren wie die beiden ersten zusammen. Nach ihnen kamen das 11. und 12. Korps, beide über 1400—1500 Mann, dann das 5. Korps, die Garde und das 4. Korps. Doch traf der Verlust des 5. Korps (47 Offiziere, 973 Mann) fast ausschließlich das 46. und das 6. Regiment und die 5. Jäger; diese beiden Truppenteile hatten überhaupt von allen am meisten geblutet. Vom 4. Korps nahm das 71. Regiment allein so recht am Kampfe teil und gab über 300

Mann daran. Die württembergische Division hatte ein nicht sehr verlustreiches Gefecht in der Richtung nach Mézières zu geführt. Die Franzosen ließen über 17,000 Tote und Verwundete auf dem Walplatz.

Der Erfolg war ein in der Kriegsgeschichte beispielloser. Neben der Infanterie hatte die Artillerie geradezu Großartiges geleistet. Sie fand überall günstige Gelegenheit und treffliche Stellungen und nützte sie auch meisterhaft aus, dem Fußvolke den Weg zu bahnen. Die französische Artillerie war der deutschen vollständig unterlegen. Ihre Batterien wurden häufig schon beim ersten Auffahren in Stücke zertrümmert, „pulverisiert", wie die Franzosen klagten. Mit schrecklicher Sicherheit trafen die deutschen Granaten Mannschaft, Bespannung und Geschütz; beim Korps Ducrot allein flogen 40 Munitionswagen in die Luft.

Ein Glück, daß Sedan selbst vor dem Untergang verschont blieb. Toll genug sah es in der Stadt aus. Das kleine Nest wimmelte von Soldaten, bei denen jede Ordnung aufgehört hatte. Fluchend und tobend über ihre Führer, angeblichen Verrat verwünschend, versagten sie den Offizieren Gehorsam; jeder that, was er wollte, stieß die anderen beiseite und suchte vor allem irgend Nahrung zu erhaschen. Die Straßen waren fast ungangbar; Wagen, Geschütze, Pferde, tote und lebendige, sperrten sie, überall lagen, den rohen Tritten des Gewühls preisgegeben, Leichen und Verwundete, weggeworfene Waffen und Ausrüstungsstücke; unsäglicher Unrat türmte sich auf. Dem Sieger blieb es überlassen, das Chaos zu teilen und zu lichten.

Die Kapitulation machte die ganze Armee kriegsgefangen, mit Ausnahme derjenigen Offiziere, welche sich schriftlich mit ihrem Ehrenworte verpflichteten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland die Waffen zu führen. Über 500 Offiziere machten von dieser Vergünstigung Gebrauch. Ducrot, der die Gefangenschaft wählte und gelobte, sich in Pont à Mousson zu stellen, meldete sich dort, aber das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchend, entwischte er alsbald nach Paris, wo ihn Trochu mit einem Kommando betraute. Auch andere Offiziere benahmen sich ähnlich; der wütende Haß verblendete sie gegen das Gebot der Ehre.

Alle Waffen und Kriegsgegenstände sollten ausgeliefert werden, doch viele Offiziere zerbrachen ihre Degen, Soldaten zerschlugen ihre Gewehre oder warfen sie in die Maas; auch sämtliche Adler und Fahnen wurden verbrannt oder verheimlicht. Die Kriegskasse war absichtlich verschleudert worden. Da die Unzahl nicht so schnell nach Deutschland geschafft werden konnte, mußten die Gefangenen innerhalb der großen Maaskrümmung auf der Halbinsel von Iges warten, bis die Zeit an sie kam. Sie hatten auf dieser „Insel des Elends", ungeschützt vor dem fortdauernden Regen, in Schmutz und Schlamm viel zu leiden. Die knappen Vorräte reichten anfangs auch für das siegreiche Heer nicht aus, und das Wasser war durch Leichen vergiftet. Doch deutsche Truppen haben in diesem Kriege Tage genug durchlebt, in denen ihnen ein ähnliches Los beschieden war, und verloren dennoch nicht Zucht und Selbstgefühl. Auch von ihnen trugen viele den Typhuskeim von Sedan her in sich.

Am traurigsten ging es den 6000 herrenlosen Pferden, von denen ganze Rudel auf dem Schlachtfelde herumstrichen. Auf die Maaswiesen zusammengebracht, fraßen sie bald das zerstampfte Gras ab und benagten im wütenden Hunger sich gegenseitig Mähnen und Schweife.

In Trupps von 2000 Mann wurden die Gefangenen nach Pont à Mousson geführt, von wo sie die Metzer Einschließungsarmee weiter nach Deutschland brachte. Während der Schlacht waren schon 21,000 gefangen worden, in Sedan streckten 83,000 die Waffen; 3000 waren über die belgische Grenze entwichen. 419 Feldgeschütze, 139 Festungskanonen, 66,000 Gewehre nebst anderem Kriegsmaterial bildeten außerdem die beträchtliche Beute.

Neunter Abſchnitt.

Die Republik und Paris.

Der Sieg begeiſtert das Volk, deſſen Heer ihn errungen hat, während das andere die Niederlage beklagt. Eine Schlacht, wie die von Sedan, mußte in den beiden kriegführenden Nationen dieſe entgegengeſetzten Empfindungen mit vielfacher Stärke hervorrufen. Alldeutſchland vernahm die ſchier unglaubliche Kunde mit himmelhochjauchzendem Herzen. Die Depeſche des Königs vom 1. September hatte bereits glückverheißend vorbereitet, doch niemand konnte ahnen, welche Ernte der vollendete Sieg bringen würde. Am Vormittage des 3. September flog die zweite, inhaltſchwere Botſchaft durch alle deutſchen Städte. Die Geſchütze ließen ihren Jubeldonner erdröhnen, die Glocken läuteten Freudenſturm, von Trompeten und Poſaunen erklangen die Lieder zum Danke an Gott, den Lenker der Schlachten, zum Preiſe von König und Vaterland. Gleichviel, ob ſie ſich kannten, drückte auf der Straße der eine dem andern herzlich die Hand, jeder ſuchte als erſter das kaum Vernommene weiter zu verkündigen. Da es unmöglich war, Unterricht zu erteilen, wo Lehrer und Schüler gleich frohlockten, wurden die Schulen ſofort geſchloſſen. Die ſtürmiſch herausquellenden Kinderſcharen begegneten ſich mit den aus Fabriken und Werkſtätten ſtrömenden Arbeitern; auch ſie legten Werk und Werkzeug beiſeite, denn der Wochentag war plötzlich zum frohen Feſttag geworden. Die Landleute eilten in die Stadt, um ſich von der Wundermär zu überzeugen. Durch die mit wallenden Fahnen geſchmückten Straßen wogte eine jauchzende Menſchenmenge; hatten am 1. und 2. September die Truppen im Felde den Weg König Wilhelms mit beſcheidenen Lichtern erleuchtet, ſo ſtrahlten am 3. daheim die Städte im bunten Glanzmeer.

Nicht allein den nun der Geſchichte angehörenden Großthaten, auch der Zukunft galt die deutſche Freude. Unzählige Stimmen, in Verſammlungen, in Zeitungen, in Flugſchriften, in guten und gutgemeinten Gedichten ſprachen es aus: die Einheit Deutſchlands iſt geſchaffen, eine unauflösliche, unzerſtörbare. Dieſe Einheit bedarf eines vollkräftigen Ausdrucks, eines ſichtbaren Vertreters, und das kann nur ein Kaiſer ſein. Die Sage vom Kaiſer Friedrich im Kyffhäuſer wurde wieder lebendig; König Wilhelm hatte die Raben verſcheucht, deren Flucht die Neugründung des Deutſchen Reiches verkünden ſollte. Kein anderer als er durfte die Deutſchen zu einem Reiche vereinen. Die große Frage ſchien bereits gelöſt, und wo man noch republikaniſchen Träumen nachgehangen hatte, wurden ſie abgeſchüttelt. Selbſt die alten Flüchtlinge von 1848, denen durch den königlichen Erlaß vom 31. Juli die Rückkehr in die Heimat offen ſtand, begrüßten beglückt die Erfüllung ihrer Hoffnungen in dieſer großartigen Wendung.

Deutschland wandte sich hoffnungsvoll dem Kaisertum zu, Frankreich verstieß es in demselben Augenblicke und warf sich der Republik in die Arme. Dort innige Verehrung für den früher verkannten Fürsten, hier wilder Haß und tobendes Verfluchen des einst vergötterten Imperators. Gewiß war neben der Eitelkeit, die den Verlust gewohnten Ruhmes nie verzeihen konnte, verzweifelte Vaterlandsliebe im Spiel, doch auch die entfesselte Parteiwut erhob sich, um aus den Trümmern der zerbrochenen Staatsform ihre Tempel zu bauen.

Napoleon hatte anfangs verstanden, die republikanische Partei völlig niederzudrücken; in dem Gesetzgebenden Körper zählte sie 1860 nur fünf Vertreter, unter ihnen den redegewandten Advokaten Jules Favre. Schon 1863 vermehrte sich die regierungsfeindliche Gruppe durch Männer der alten liberalen Parteien; ihr hervorragendster Kopf war Louis Adolf Thiers. Durch ein großes Werk über die französische Revolution berühmt geworden, dann geistvoller Verfechter eines rein konstitutionellen Systems, wurde der bisherige Leiter einer einflußreichen Zeitung nach der Julirevolution von 1830, an der er wesentlichen Anteil hatte, Staatsrat und darauf Ministerpräsident, bis er 1840 sein Amt niederlegte. Weder mit der Republik von 1848, noch mit Napoleon einverstanden, blieb Thiers seinen politischen Überzeugungen getreu. Ein kleiner, beweglicher, glänzend beredter Mann, war er Franzose mit Leib und Seele; allezeit fachte er den nationalen Stolz an und erklärte, der Rhein müsse die Grenze Frankreichs werden. Die Einigung Italiens und die preußischen Siege von 1866 als schwere Schädigung des französischen Übergewichts beklagend, trug er viel dazu bei, daß die „Revanche für Sadowa" zum Stichwort französischer Eitelkeit wurde. Doch widersprach er als umsichtiger Politiker im Juli 1870 dem Kriege gegen Preußen, weil ihm die Gelegenheit schlecht gewählt schien.

Als 1869 die gegenwärtige Gesetzgebende Körperschaft, welche die Kriegserklärung genehmigt und nun deren Folgen gut zu machen hatte, gewählt wurde, behielt die Regierung zwar eine starke Mehrheit, doch die Linke verstärkte sich auf 93 Mitglieder. In ihr waren scharfe Gegensätze vorhanden, die lediglich der gemeinsame Widerspruch gegen die kaiserliche Regierung verband. Außer den Freunden von Thiers, die nur eine liberale Verfassung forderten, und den gemäßigten Republikanern umfaßte sie die „Unversöhnlichen", wie sie sich selbst nannten. Das waren teils alte verbissene Revolutionäre, teils junge überschäumende Leute, die einen kaum klar über ihre Ziele, nur entschlossen, der kaiserlichen Regierung in allen Fällen entgegenzutreten, die anderen gewillt, an Stelle eines festen Regiments die zügellose Volksherrschaft zu setzen. Zu ihren gefeiertsten Helden gehörte Henri Rochefort, der in seiner Zeitung „Die Laterne" bizarr und frech die kaiserliche Familie, ihre Beamten und Anhänger lächerlich machte und in den Schmutz zog; seit dem Januar 1870 saß er im Gefängnis. Ihn überragte weit Léon Gambetta, ein junger Advokat, der sich in politischen Prozessen einen großen Namen gemacht hatte, ein Redner von ungewöhnlicher Begabung, dessen glühende, prachtvolle Sprache die Hörer mit sich riß. Obgleich entschiedener Republikaner mit weitgehenden demokratischen Grundsätzen war er doch nicht gesonnen, die gesellschaftliche Ordnung auflösen zu lassen. Wohl aber hegten solche Absichten die Demagogen, die geheimen und offenen Führer der niederen Volksklassen, die nur auf ihre Zeit warteten.

Bisher war es der Regentschaft gelungen, die revolutionären Elemente zurückzuhalten, doch konnte sie nicht ganz verhindern, daß ihre Anhänger Waffen bekamen. Neben der Linie und ihrer Reserve hatte die Heeresordnung von 1868 noch die mobile Nationalgarde eingeführt. Sie umfaßte alle diejenigen jungen Waffenfähigen, welche nicht in der Linie dienten; in eintägigen Übungen, die nicht öfter als fünfzehnmal im Jahre stattfinden durften, sollten sie für die Verteidigung im Innern vorbereitet werden. Als der Krieg ausbrach, stand die Mobilgarde nur auf dem Papier. Dann fing man an, die Bataillone namentlich für Paris und Umgegend zu bilden; sie erwiesen sich freilich sofort als kriegsuntüchtig und wurden daher aus dem Lager von Châlons heimgeschickt. Die Beschlüsse, welche die Kammer nach den ersten Niederlagen faßte, liefen jedoch auf eine allgemeine Volksbewaffnung hinaus. In der Nationalgarde sollten alle Bürger bis zu 50 Jahren eintreten; den Bataillonen wurde das Recht gegeben, sich ihre Offiziere und Unteroffiziere zu wählen. Obgleich es die Regierung mit der Ausgabe von Waffen nicht eilig hatte, waren außer den schon vorhandenen Bataillonen bereits neue

entstanden. Die zum großen Teil aufrührerisch gesinnte Nationalgarde war also die Herrin der von Linientruppen ganz entblößten Stadt.

Am 3. September, nachmittags 4 Uhr, erhielt die Kaiserin Eugenie, nachdem schon trübe Nachrichten eingelaufen waren, die Depesche: „Die Armee ist geschlagen und kriegsgefangen, ich selbst bin Gefangener. Napoleon." Alsbald verbreitete sich die Nachricht in der Stadt, wie ein Donnerschlag die einen betäubend, wie ein Blitzstrahl die anderen entflammend. Am Abend siegte die Leidenschaft; das Geschrei „Absetzung" durchhallte die Boulevards. Um den großen Umsturz durchzusetzen, verabredete man für den folgenden Tag einen Gewaltdruck auf den Gesetzgebenden Körper.

Die Kaiserin erkannte noch nicht die Stärke der Bewegung, auch die Minister wollten erst am nächsten Tage Beschlüsse fassen. Eine Anzahl Abgeordneter bewog jedoch den Präsidenten, eiligst schon um 1 Uhr nachts eine Sitzung zu halten. Es wurde kein Beschluß gefaßt, nur Jules Favre stellte den Antrag: Napoleon und seine Dynastie der ihr übertragenen Gewalt zu entkleiden, durch den Gesetzgebenden Körper eine bevollmächtigte Regierung zur Verjagung des Feindes wählen zu lassen und den General Trochu zum Gouverneur der Stadt Paris zu ernennen. Da auch die Freunde des Kaisertums bezweifelten, daß es den Schlag von Sedan überstehen könne, ließ die Kaiserin, um völliger Abdankung zu entgehen, den Vorschlag machen, die absolute Mehrheit des Gesetzgebenden Körpers möchte eine nationale Verteidigung unter dem General Palikao einsetzen. Thiers suchte einen Mittelweg zwischen den Anträgen Favres und des Kabinetts; ohne die Absetzung der Dynastie auszusprechen, begehrte er einen von der Kammer zu ernennenden Regierungs- und Verteidigungsausschuß und zugleich die Einberufung einer Versammlung, welche über Verfassungsänderungen beschließen sollte. So lagen in der am 4. September 1 Uhr nachmittags eröffneten Sitzung diese drei Anträge vor; während sich eine Kommission zu ihrer Prüfung zurückzog, verließen die meisten Abgeordneten den Sitzungssaal.

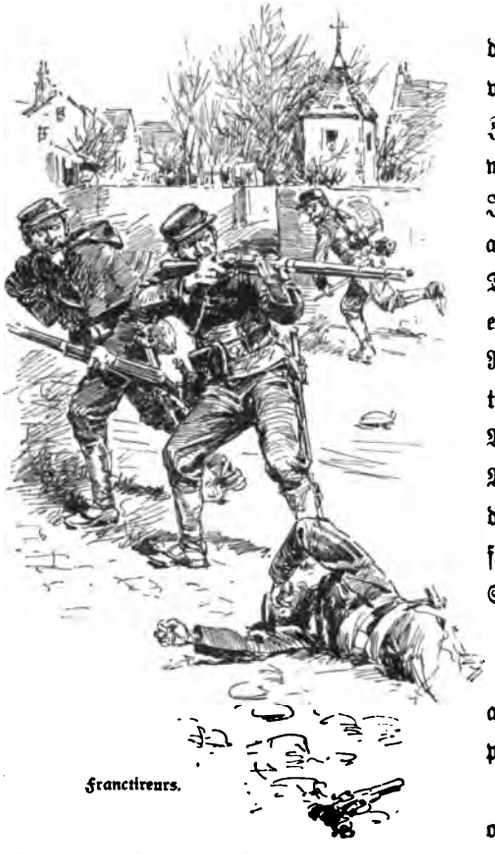
Inzwischen sammelte sich, wie verabredet war, in der Umgebung des Hauses eine ungeheure Menschenmenge, fortwährend durch die Spaziergänger vermehrt, welche der Sonntag und das schöne Wetter ins Freie gelockt hatten. In den donnernden Ruf: „Absetzung!" mischt sich schon der andere: „Republik!" Vielen gelingt es, durch die aufgestellten Truppen und Polizeimannschaften hindurchzukommen; bald dringt, von der Schutzwache, die ohne Befehl ist, nicht gehindert, der Strom in das Gebäude und füllt die Tribünen. Der Präsident eröffnet die Sitzung mit einer kleinen Zahl Abgeordneter; vergeblich verlangen sie Ruhe von den Lärmenden, die auch in den Saal hinabsteigen und die Plätze einnehmen, ihr tobendes Geschrei wiederholend. Jede Verhandlung wird unmöglich; der Präsident, beleidigt und gestoßen, bedeckt sich und verläßt seinen Platz. Da beantragt Gambetta von der Rednerbühne aus die Absetzung des Kaiserhauses. Der Menge genügt das nicht, sie will auch die Erklärung der Republik. Favre und Gambetta fordern zum Abmarsch nach dem Stadthause auf, um dort, wo die Pariser schon so oft die Monarchie gestürzt hatten, die Verkündigung zu vollziehen, und schreiten dem Zuge voran. Dort traf auch bald eine Anzahl von Mitgliedern der Linken ein.

Die Revolution hatte gesiegt ohne einen Schuß. Die Kaiserin verließ die bereits bedrohten Tuilerien, begleitet von dem österreichischen und dem italienischen Gesandten; mit einer einzigen Ehrendame bestieg sie eine Droschke und gelangte in die Wohnung ihres amerikanischen Zahnarztes, der sie am folgenden Tage nach England geleitete. Dorthin kam auch Prinz Louis. Die Minister und hervorragenden Personen des Kaiserreichs flohen gleichfalls über die Grenze.

Die im Stadthaus versammelten Deputierten wollten verhüten, daß die öffentliche Gewalt in die Hände der Massenführer fiel, die schon im Begriff waren, sich ihrer zu bemächtigen. Deshalb beschlossen sie, nur die von der Stadt in den Gesetzgebenden Körper gewählten Abgeordneten in die Regierung aufzunehmen. Zu ihnen gesellte sich der Gouverneur Trochu, zu allem bereit, nachdem ihm die Erhaltung der sozialen Ordnung: Gott, Familie, Eigentum verbürgt war. Er ging sofort gemütlich zu Palikao und ließ sich von ihm das Kriegsministerium übergeben; zurückgekehrt verlangte er, um die Verteidigung des Vaterlandes nachdrücklich führen zu können, unverfroren die Präsidentschaft der Republik, welche ihm Jules Favre, der sie schon angenommen hatte, abtrat,

mit der Stellvertretung zufrieden. Die Regierung, die sich „Gouvernement der nationalen Verteidigung" nannte, bestand mit jenen beiden aus zwölf Männern, darunter Gambetta, Ferry, Simon und Rochefort, den man um seines Anhanges willen, der ihn im Triumph aus dem Gefängnisse herbeigeholt hatte, nicht übergehen durfte. Favre übernahm das Auswärtige, Gambetta das Innere, Le Flô den Krieg.

Die Kammer trat wenig zahlreich abends um 8 Uhr wieder zusammen. Thiers, der den Vorsitz übernahm, lehnte, um nicht innern Streit in dieser schweren Zeit hervorzurufen, einen Protest gegen die eben entstandene Regierung ab, dann ging die Versammlung auseinander, und der bonapartistische Rest, der sich am folgenden Tage nochmals versammelte, wurde von der Polizei auseinander getrieben. Den Senat, um den sich niemand bekümmert hatte, erklärte die neue Regierung für abgeschafft, doch beabsichtigte sie, an Stelle der aufgelösten Gesetzgebenden Körperschaft eine neue wählen zu lassen.



Franctireurs.

Frankreich stimmte allgemein der plötzlichen Wandlung zu; die schweren Ausschreitungen, die bereits in Lyon und Marseille vorgefallen waren, gingen ohne weitere Folgen vorüber. Der Zauber der Republik übte seine Wirkung aus; wie einst 1792, würde auch jetzt der Feind vor einem freien Volke zurückweichen. Ja, man schmeichelte sich der süßen Hoffnung, König Wilhelm werde alsbald Frieden machen, weil das Kaisertum, gegen das allein Deutschland gekämpft hätte, nunmehr beseitigt sei. Jules Favre erließ am 6. September ein wunderliches Rundschreiben an alle Regierungen, um die Veränderung der Staatsgewalt anzuzeigen. Es triefte von überschwänglichen Redensarten; ausgehend von der kühnen Behauptung, der Kaiser habe dem französischen Volke wider seinen Willen den Krieg aufgezwungen, schob es die Verantwortung für dessen Fortsetzung Preußen zu. Doch Frankreich nehme die Herausforderung, wenn sie geschehe, an und werde keinen Zoll Erde, keinen Stein seiner Festungen dem Feinde überlassen; der Angreifer würde an dem Widerstande von Paris zu Grunde gehen. Die Regierung redete von Frieden und lehnte zugleich ab, dafür irgend einen annehmbaren Preis zu zahlen; sie feuerte die Leidenschaft an und predigte den allgemeinen Volkskrieg.

Die Staaten erkannten entweder die neue Republik alsbald an oder versicherten, wie England, Rußland und Österreich, ihre freundschaftliche Gesinnung. Die Franzosen erwarteten sogar, die auswärtigen Mächte würden gleich bereit sein, Preußen zum Frieden zu veranlassen. Als diese thörichte Hoffnung sich nicht erfüllte, richtete Jules Favre an Thiers, der den Eintritt in die Regierung abgeschlagen hatte, die Bitte, persönlich bei den Höfen Unterstützung für Frankreich nachzusuchen. Der greise Staatsmann begab sich alsbald nach London und erreichte wenigstens von dem auswärtigen Minister, Lord Granville, daß dieser durch den englischen Botschafter in Paris, Lord Lyons, Bismarck ersuchen ließ, Favre eine persönliche Rücksprache zu gewähren. Der Kanzler genehmigte sie nach einigem Zögern, und so fanden die ersten Friedensverhandlungen statt.

Daß mit Napoleons Gefangennahme der Krieg noch nicht zu Ende sein würde, wußten König Wilhelm und seine Ratgeber von vornherein; jedenfalls war erst nötig, den Parisern unmittelbar zu zeigen, was ein Krieg bedeutete. Gleich nach der Sedaner Schlacht zogen alle verfügbaren Truppen gegen die Hauptstadt. Da es Vinoy geglückt war, mit dem letzten Reste der kaiserlichen Armee, dem XIII. Korps, von Mézières nach Paris zu entschlüpfen, fanden die Deutschen auf dem Marsche dorthin keinen geschlossenen Feind vor sich. Die Franzosen hatten alles

gethan, um Schwierigkeiten in den Weg zu legen, in sehr überflüssiger Weise Brücken gesprengt, die Straßen ungangbar gemacht, meist Hindernisse, die leicht überwunden wurden. Lästiger war, daß sich die Bevölkerung äußerst feindselig betrug. Freischaren, sogenannte Francstireurs, tauchten allenthalben auf und zwangen zur Vorsicht, wie zu strengem Einschreiten. Traurige Folgen hatte der Fanatismus in der kleinen Festung Laon, die sich am 9. September ergab. Die Franzosen waren eben aus der Citadelle weggeführt worden, als das Pulvermagazin, jedenfalls absichtlich von einem Unteroffizier angesteckt, mit furchtbarem Krachen in die Luft flog. Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, der Führer der 6. Kavalleriedivision, mehrere Offiziere und viele Mannschaften vom 4. Jägerbataillon wurden verwundet, 40 getötet; auch mehrere Hundert Mobilgardisten und Einwohner erlagen den herumgeschleuderten Trümmern.

Um ausreichenden Raum für den Weitermarsch zu gewinnen, schlug die dritte Armee von Sedan die südwestliche Richtung über Reims ein, überschritt die Marne zwischen Dormans und Epernay und die Seine bei Melun und Corbeil. Die Maasarmee zog nördlich der Marne über Rethel an Soissons vorbei geradeswegs auf Paris. König Wilhelm nahm seinen Weg über Rethel, Reims, Château-Thierry und Meaux. Hier empfing am 18. September abends Bismarck den Brief Favres, der aus Paris zu der gestatteten Unterredung herausgekommen war. Am folgenden Nachmittag fand sie in dem Schlößchen Haute Maison bei dem Dörfchen Montry statt.

Blücher hatte während der Befreiungskriege oft und bitter geklagt, die Federfuchser, „die verfluchten Diplomatiker", verdürben immer, was das Schwert gut gemacht hätte, und in der That ließen damals die verbündeten Mächte Frankreich, das jahrzehntelang Europa mit jeder Bedrängnis heimgesucht hatte, eine übergroße Schonung zu teil werden. Jetzt war keine Gefahr, daß sich Ähnliches wiederholte; der Leiter der preußischen Politik kannte die Franzosen zu gut, sah zu genau durch den Nebel von schönen Worten die Wirklichkeit und nahm mit untrüglicher Sicherheit nur die Interessen seines Vaterlandes wahr. Deutschland mußte in erster Stelle vor französischen Überfällen, wie der letzte einer war und der schon so viele Vorgänger hatte, ausreichend geschützt werden, und es war besser, gleich jetzt gute Bedingungen zu schaffen, als später nochmals Krieg zu führen. Schon infolge des Sieges von Sedan waren an höchster Stelle die Forderungen, die man Frankreich stellen müsse, besprochen worden. Deutschland bedurfte zu seiner Sicherheit gegen neue Angriffe einer Vorflur, eines Glacis, wie es die Festungen umgibt; zudem konnten den Franzosen die großen Ausfallsthore, die sie einst dem alten Reich entrissen hatten, nicht belassen werden. Noch eine wichtige Frage schwebte. Das Kaisertum war unrettbar gestürzt; aber konnte mit der jetzigen Regierung, die man noch gar nicht anerkannt hatte, ein wirklicher und dauerhafter Friede geschlossen werden? Jedenfalls nur dann, wenn genügende Pfänder gegen jede Wandlung des französischen Wankelmutes gegeben wurden.

Jules Favre, ein graubärtiger Herr mit lebhaftem Gesicht, in dem die starke Unterlippe auffiel, führte das Gespräch anders, als vierzehn Tage vorher der gebrochene Kaiser. Mit höchstem Pathos ließ er seinen heißen Redestrom fließen, der wohl höfliche und ernste Erwiderung fand, aber das klare und harte Eis der Gedanken Bismarcks nicht zu schmelzen vermochte. Der Bundeskanzler versicherte, auch er wolle den Frieden, aber deutete an, da Frankreich die Schuld an dem Kriege trage, müsse Deutschland von dem eroberten Gebiet behalten, soviel es zu seiner künftigen Verteidigung bedürfe, etwa das Elsaß mit Straßburg und ein Stück des Mosellandes mit Metz. Favre legte lebhaften Widerspruch ein; alles Geld werde Frankreich geben, nur kein Land, doch in jedem Fall könne allein eine Nationalversammlung darüber bestimmen und eine endgültige Regierung einsetzen. Um die Wahl dieser Volksvertretung zu veranstalten, begehrte Favre einen Waffenstillstand, und dieser Punkt war für den Augenblick die Hauptsache.

Über ihn verhandelten die beiden Staatsmänner abends in Ferrières, einem dem Baron Rothschild gehörigen Schlosse, wohin soeben König Wilhelm sein Hauptquartier gelegt hatte. Eine Waffenruhe von vierzehn Tagen, wie sie Favre begehrte, hätte den Franzosen so große Vorteile gebracht, daß sie dafür auch einen angemessenen Preis zahlen mußten. Bismarck übernahm es, den Willen seines königlichen Herrn darüber einzuholen. Am

folgenden Morgen teilte er dem französischen Minister die Bedingungen mit: Übergabe von Bitsch, Toul und Straßburg und, wenn die Versammlung in Paris stattfinden sollte, Einräumung eines die Stadt beherrschenden Forts, etwa des Mont Valérien. Das erschien Favre unmöglich, er schlug daher Tours als Ort für den Zusammentritt vor. Noch mehr entsetzte ihn, daß die Besatzung Straßburgs sich in Kriegsgefangenschaft ergeben sollte, obgleich ihm Bismarck nachwies, die Festung müsse in den nächsten Tagen fallen; diese heldenmütige Mannschaft, welche die ganze Welt bewundere, preiszugeben, wäre eine Feigheit Frankreichs. Der Kanzler fügte hinzu, wenn die Volksvertretung in Tours tage, würde der gegenwärtige Stand vor Paris aufrecht erhalten, es dürften demnach während der Waffenruhe keine Lebensmittel eingeführt werden.

Jules Favre fürchtete, zusammenzubrechen; die Thränen stürzten ihm aus den Augen. Mit geteilten Gefühlen, sehr unglücklich und doch voll Hoffnung auf den nun zu bewährenden Heldenmut seiner Mitbürger, kehrte er nach Paris zurück.

Der Kronprinz in der Villa André in Versailles, nach A. v. Werner.
(Vortrag des Generals Hann. v. Weyhern.)
(Mit Genehmigung des Kunstverlages von Gustav Schauer in Berlin.)

Die Einschließung der Stadt war am Tage vorher vollendet worden. Mit gewohnter Pünktlichkeit gelangte der vom Oberkommando aufgestellte Plan zur Ausführung. Nur das 5. Korps stieß noch am letzten Tage, dem 19. September, auf größeren Widerstand, den im Süden General Ducrot mit dem neugebildeten XIV. Korps versuchte. Da das hart angegriffene 47. Regiment Verstärkung von seinem und dem 2. bayerischen Korps erhielt, wagten die jungen Mannschaften der Franzosen keinen Angriff. Ein Zuavenregiment lief gleich bis nach Paris zurück und verbreitete dort allgemeinen Schrecken. Ducrot mußte sich auf die Verteidigung beschränken, die Bayern stürmten nicht ohne Verluste seine Hauptstellung bei Plessis-Piquet und nahmen die davorliegende wichtige Schanze nebst neun im Stiche gelassenen Geschützen. Dieses Gefecht von Petit-Bicêtre und Châtillon, das die völlige Einschließung ermöglichte, kostete den Bayern 265, dem 5. Korps 178 Mann, den Franzosen erheblich mehr Leute.

Im hellen Sonnenglanz sahen die Deutschen das Häusermeer von Paris mit Kuppeln und Türmen zu ihren Füßen liegen und fühlten sich schon als seine Herren. Am Nachmittag zog das 5. Korps mit klingendem Spiel in das nicht verteidigte Versailles ein, wo alsbald der Kronprinz sein Hauptquartier aufschlug. Er wohnte erst in der Präfektur, später, als König Wilhelm nach Versailles kam, bezog er die der Frau Walther-André gehörige schöne Villa „Les Ombrages". Der dritte große Ring dieses Feldzuges war vollendet, um die Riesenstadt, das Haupt Frankreichs.

Am 21. September teilte Jules Favre dem Bundeskanzler schriftlich mit, die Bedingungen des Waffenstillstandes wären unannehmbar. Die Pariser Regierung wollte demnach die Fortsetzung des Kampfes, und sie durfte der Zustimmung des Landes gewiß sein. Sicher war der Entschluß heroisch; ob er auch weise war, sollte die Zukunft lehren. Doch niemand fragte danach, was der Widerstand kosten würde, ob er überhaupt möglich sei. Eine gewaltige Erregung ergriff die Franzosen und raubte ihnen die klare Übersicht, aber machte sie auch

der höchsten Anstrengungen fähig. Verschiedene Empfindungen stürmten auf sie ein: echte Begeisterung für das Vaterland, glühender Zorn über seine Niederlage, wilde Wut gegen die Barbaren, welche es wagten, die heilige Stadt, das geistige Haupt der Welt, anzutasten, der von jeher überreizte Nationalstolz, der eine völlige Niederlage, die Abtretung von Provinzen einfach für undenkbar hielt. Die Franzosen legten an sich ein anderes Maß als an die übrigen Völker; daß ihnen angethan werden sollte, was sie von diesen so oft verlangt und erlangt hatten, erschien ihnen unerhört. Sie überschätzten nicht nur ihre Kraft, sondern auch ihre Bedeutung, indem sie wähnten, mit Frankreich werde die ganze Welt tödlich getroffen; selbstverständlich müsse ihnen daher Beistand zu teil werden. Die hochtönenden Verkündigungen, mit denen ihre Staatsmänner und Generale freigebig um sich warfen, kamen diesen von Herzen und berauschten ihre Urheber gerade so wie das Volk. Zu ihrem eigenen Schaden wollten sie die Wahrheit nicht sehen und nicht hören. Wie es das Kaisertum gethan hatte, fuhr die republikanische Regierung fort, mit ihr ein gefährliches Spiel zu treiben, die ihnen ungünstigen Ereignisse zu bemänteln, zu verschweigen, selbst fälschlich in das Gegenteil umzuwandeln. Ein Vergleich der amtlichen Nachrichten, wie sie während des ganzen Krieges von beiden Seiten erlassen worden sind, macht den Unterschied klar: bei den Deutschen ungeschminkter, einfach thatsächlicher Bericht unter allen Umständen, bei den Franzosen maßlose Übertreibung des geringsten Erfolges, verkleinernde Vertuschung des schwersten Mißgeschicks. Ein solches Verfahren konnte nicht ohne Einfluß auf die Kriegführung sein.

„Wir treten keinen Zoll von unserm Boden, keinen Stein von unsern Festungen ab", beteuerte die Regierung aufs neue, „Paris wird widerstehen bis aufs äußerste, das Land wird ihm zu Hilfe kommen und mit Gottes Beistand Frankreich gerettet werden." Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden aufgeschoben und unterblieben zuletzt ganz; damit war auch jede Friedensverhandlung unmöglich gemacht. Paris und seine Regenten betrachteten sich als Frankreich. Man glaubte das Geschick des ganzen Landes an das der Hauptstadt geknüpft, bis Trauerposten von allen Seiten die Lehre gaben, daß die erwartete Hilfe vom Lande her nur mit kräftigem Antrieb und energischer Leitung kommen könne. Daher übernahm es Gambetta, sich nach Tours zu begeben, wo bisher nur eine untaugliche Abordnung der Regierung bestanden hatte. Am 7. Oktober verließ er in einem Luftballon Paris und gelangte glücklich an sein Ziel. Es war die höchste Zeit, daß ein starker Geist eingriff.

Zehnter Abschnitt.

Straßburg und Metz.

Eine Woche, nachdem Jules Favre entrüstet Bismarcks Zumutung zurückgewiesen hatte, fiel die Besatzung Straßburgs wirklich in Kriegsgefangenschaft.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt", dieses alte Volkslied war in Deutschland weiter gesungen worden, als die alte Hauptstadt des Elsaß längst zu Frankreich gehörte. So viele andere Gebiete sie den Fremden hatten überlassen müssen, Straßburg vergaßen die Deutschen nie, und der weithin über die rheinische Ebene schauende Münsterturm erregte bei ihnen stets schmerzliche Erinnerungen. Hier hatte das deutsche Bürgertum seine schönsten Blüten getrieben; die Geschichte der Kunst, der Litteratur, der gelehrten Bildung, der Reformation berichtete auf vielen Blättern, was Straßburg einst für Deutschland gewesen war. Über ein Jahrhundert erhielten sich in der alten, französisch gewordenen Reichsstadt deutsche Zunge und deutsches Wesen. Erst seit der großen Revolution und dem Ruhm der Napoleonischen Zeit schloß sich die Bevölkerung eng an Frankreich an; sehr viele Elsässer dienten im Heer und gaben namentlich einen trefflichen Stamm für Unteroffiziere ab. Das „Dütsch", das die lebendige Verbindung mit dem Schriftdeutschen verloren hatte, wurde zwar im Verkehr und in der Familie noch allgemein gebraucht, aber Deutschen gegenüber verleugneten viele die heimische Sprache und bevorzugten die französische, so unrein sie die meisten redeten. Diese entfremdeten Deutschen gebärdeten sich französischer als die Franzosen, denen erst jetzt der volle Wert ihres köstlichen Besitztums zum Bewußtsein kam. Die Statue Straßburgs auf dem Konkordienplatze in Paris wurde seit der Belagerung wie ein Heiligenbild verehrt, bedeckt mit Fahnen und Kränzen, die Stätte leidenschaftlicher Kundgebungen.

Straßburg, das damals 85,000 Einwohner zählte, war zwar in seinem Innern nicht gerade „wunderschön", aber abgesehen von der geschichtlichen Bedeutung und seinem Reichtum militärisch hochwichtig. Denn mit Recht hatte man es immer den Schlüssel zum deutschen Hause genannt; von hier aus stand den Franzosen der Weg nach dem Schwarzwalde offen. Die Gegend, fruchtbares Ackerland, ist flach und von vielen natürlichen und künstlichen Wasserläufen durchschnitten. Die Stadt wird durchflossen von der raschströmenden, oft wasserreichen Ill, welche auch die tiefen Gräben um die Festung speiste und, durch Stauwerke gespannt, das südliche Vorland überschwemmen konnte.* Zwischen der Stadt und einem Rheinarme lag die Citadelle, errichtet von Vauban, dem großen Kriegsbaumeister Ludwigs XIV., der auch die alte Umwallung mit einem starken Gürtel von Verschanzungen umgeben hatte. Doch entsprach die Festung nicht den Ansprüchen, die seit der Einführung der weittragenden gezogenen Geschütze an eine solche gestellt werden, weil sie der außenliegenden Forts, die eine Beschießung des innern Kerns verhindern sollen, entbehrte. Jede Belagerung mußte also auch die Bürgerschaft treffen.

* Plan von Straßburg auf Tafel IV.

Den Oberbefehl führte ein altgedienter, tapferer, doch nicht erfindungsreicher Offizier, General Uhrich. Die Besatzung war stark, da sich viele Flüchtlinge von der Wörther Schlacht hierher gewendet hatten; sie betrug etwa 23,000 Mann. Auch der Bestand an Geschützen, 1200 Rohren verschiedener Art, genügte, ebenso der Vorrat von Brot und Fleisch. Sonst war für die Verteidigung wenig vorbereitet; erst im letzten Augenblick wurden die nötigsten Vorkehrungen getroffen, die Schußlinie durch Beseitigung der hindernden Bäume und Gebäude freigemacht, die Ill gestaut. Da General Uhrich im Einverständnis mit der opferwilligen Bürgerschaft die Übergabe verweigerte, blieb schon um der deutschen Ungeduld willen nur die gewaltsame Einnahme übrig. König Wilhelm befahl die Zusammenziehung eines eigenen Belagerungskorps, dessen Oberbefehl General v. Werder erhielt. Es bestand aus der badischen Felddivision unter General v. Larroche an Stelle des erkrankten Generals v. Beyer, der Gardelandwehrdivision unter General v. Loën und der 1. Reservedivision unter General v. Treskow, die aus dem 30. und 34. Regiment, der bisherigen Besatzung von Rastatt, und vier pommerschen Landwehrregimentern nebst Reiterei gebildet wurde. Die Artillerie gebot über 200 gezogene Kanonen und 88 Mörser, zum Teil schwersten Kalibers.

v. Werder.

Unter kleinen, für die Franzosen verlustreichen Gefechten wurde in der Mitte des Augustmonats die Festung eingeschlossen. Da Werder glaubte, durch Einschüchterung am schnellsten zum Ziele zu kommen und so der Einwohnerschaft die Leiden einer langen Belagerung zu ersparen, zugleich um die beträchtliche Truppenmacht bald für andere Zwecke verwendbar zu machen, schritt er mit Erlaubnis des Großen Hauptquartiers zum Bombardement. Es war eine harte, aber unumgängliche Notwendigkeit. Vier Nächte und drei Tage lang mit Zwischenpausen schleuderten 120 Geschütze Zerstörung, Flammen und Tod in die unglückliche Stadt. Die Einwohner lagen jammernd und betend in den Kellern, viele flüchteten in den Münster, die Obdachlosen suchten Schutz in Löchern hinter den Wällen, doch nicht wenig Männer, Frauen und Kinder wurden getötet, sehr viel mehr verletzt. Aus den zerschmetterten Häusern loderte Feuer auf; ganze Straßen in den Vorstädten, viele andere Gebäude sanken in Asche, und die mutig zum Löschen Herbeieilenden bedrohte der Hagel der Sprengstücke. Da leider nichts für die Bergung der Kunst- und wissenschaftlichen Schätze geschehen war, wurden das Gemäldemuseum und die Bibliothek mit kostbaren, unersetzlichen Handschriften, Denkmälern der deutschen Vergangenheit Straßburgs, ein Raub der Flammen. Selbst das Münster, auf dessen Turm die Franzosen einen Beobachtungsposten hatten, erlitt Beschädigungen, zum Glück nicht schwere; das Dach des Schiffes brannte ab. Meilenweit

Badische Festungsartillerie vor Straßburg.

leuchtete der Feuerſchein durch die Nacht; grauenvoll großartig ſtrahlte der glutgerötete Münſterturm über das Flammenmeer. Zum Entgelt ſchoſſen die Franzoſen das am rechten Rheinufer gelegene badiſche Kehl, obgleich eine offene Stadt, in Brand. Da eine Fortſetzung des Bombardements nicht rätlich war, ging Werder zur regelrechten Belagerung über. Als Angriffspunkt wählte er das nach Nordweſten gelegene Steinthor. Sogenannte Parallelen, tief eingeſchnittene Laufgräben, die längs des Feſtungsumkreiſes ausgehoben werden, ſchützten die Annäherung und den Verkehr der Belagerer; für die Geſchütze wurden aus Erde, Sandſäcken und Holzbalken feſte Stände mit bombenſicheren Eindeckungen gebaut.

Für die Belagerungstruppen kam eine ſchlechte Zeit. Der fortwährende Regen und das Grundwaſſer verwandelten die Gräben in Schlammbetten und erſchwerten die Schanzarbeit; die Pioniere, Arbeiter und Bedeckungsmannſchaften hatten bei ihrem mühſeligen Werke außer dem Geſchützfeuer manchen raſchen Anfall vom Feind auszuhalten. Der Kommandant wies die erneuten Aufforderungen zur Übergabe trotzig ab. Doch die deutſchen Geſchütze zeigten zum Staunen der Franzoſen eine kaum geahnte Kraft. Die Citadelle wurde zu einem wüſten, ausgebrannten Trümmerhaufen zuſammengeſchoſſen; die Einſchließungslinie verengerte ſich, die Batterien rückten vor. Beſonders zeichnete ſich der Ingenieurhauptmann Ledebour aus, den leider eine Kugel niederſtreckte. Vom 14. September ab konnte aus unmittelbarer Nähe das Breſcheſchießen auf die Lünetten, die ſtarken Schutzwerke des Steinthors, beginnen. Zwei wurden in Trümmer gelegt und von den Verteidigern verlaſſen; ſofort ſetzten ſich in ihnen die deutſchen Pioniere feſt. Endlich waren die beiden das Steinthor deckenden Baſtionen durch breite Breſchen zugänglich und dem Sturm geöffnet.

Franzöſiſche Batterie am Steinthor von Straßburg.

General Uhrich erkannte nun die Nutzloſigkeit längeren Widerſtandes. Am 27. September nachmittags wehte auf dem Münſterturm die weiße Fahne, von den Deutſchen, die auf die Bruſtwehren ſtiegen, mit Hurra und Siegesliedern begrüßt. Die Beſatzung, der Kommandant und ſein Stab voran, marſchierte am folgenden Tage aus dem Zaberner Thor, um die Waffen zu ſtrecken; leider befleckten die Franzoſen, wie bei Sedan, die bisher bewieſene Tapferkeit durch argen Unfug. Die Nationalgarden wurden unter der Verpflichtung, nicht wieder die Waffen zu ergreifen, in die Heimat entlaſſen, die Linientruppen und Mobilen nach Raſtatt abgeführt; die Offiziere durften gegen Ehrenwort den Aufenthalt frei wählen. Überaus reich war die Kriegsbeute jeder Art. Zwar lag nun wieder in und um Straßburg manch tapferer Soldat begraben, doch der Verluſt der Deutſchen, 39 Offiziere und 894 Mann, war nicht allzugroß. Über 200,000 Schuß hatte ihre Artillerie abgegeben.

Am 30. September 1681 hatten die Franzoſen mühelos Beſitz von Straßburg ergriffen, an demſelben Tage hielt 1870 General v. Werder ſeinen feierlichen Einzug in die ſchwer erkämpfte Stadt, die nun wieder deutſches Eigentum geworden war.

Unter der franzöſiſchen Garniſon von Straßburg befand ſich auch eine Abteilung Marineſoldaten, die zur Bemannung von Kanonenbooten auf dem Rhein beſtimmt waren; doch fanden ſie dafür keine Verwendung. Alle ihre Kameraden von der Marine haben in dieſem Kriege auf ihrem ſchwankenden Elemente keinen Ruhm geerntet. So mächtig die franzöſiſche Flotte war, ſo wenig Worte verdient ſie, denn alle auf ſie gerichteten Hoffnungen wurden zu Waſſer. Bereits am 24. Juli lief ein Panzergeſchwader von Cherbourg aus, dem ſpäter ein zweites folgte.

Die tapfere deutsche Seemannschaft brannte auf den Kampf und neckte mehrmals keck den Feind, doch einen ernstlichen Seekrieg konnte die kleine Flotte nicht führen. Daher waren für den Küstenschutz, den in der Nordsee schon die flachen, gefährlichen Gestade besorgten, unter dem Oberbefehl des Generals Vogel v. Falckenstein sorgfältige Vorbereitungen zu Lande getroffen, aber die Franzosen wagten nie eine Landung, weil sie keine Truppen an Bord hatten. Ihre Schiffe trieben sich unthätig auf Ostsee und Nordsee herum, bis sie mit dem beginnenden Winter heimwärts steuerten. Nur draußen in der Ferne kam es zu einem Kampfe, indem am 9. November vor der Reede von Havana Kapitän Knorr mit seinem Kanonenboote Meteor den größeren französischen Aviso Bouvet herausforderte und nach zweistündigem Gefecht zur Flucht in den Hafen nötigte. Später fuhr die Korvette Augusta unter Kapitän Weickhmann nach der normännischen Küste und nahm dort im Bereich der Strandbatterien drei mit Vorräten beladene Schiffe. Die Franzosen kaperten im ganzen gegen 40 deutsche Kauffahrteifahrer, aber so oft auch ihre Zeitungen die Einnahme Danzigs meldeten, die kostspielige Flotte blieb für den Krieg vollkommen wertlos. Nur die zum Landkriege herangezogene Bemannung bewährte sich allenthalben vortrefflich.

v. Kummer.

Die Einnahme von Straßburg sicherte den Besitz des Elsaß. Auch die Landbevölkerung hatte vielfach Feindseligkeiten geübt, und größere Streifzüge waren erforderlich, sie zur Ruhe zu zwingen. Als jedoch am 24. Oktober Schlettstadt und am 10. November das tapfer verteidigte Neu-Breisach gefallen waren, blieb nur noch im Süden die Umgegend von Belfort in Feindeshand. Gegen sie setzte sich Anfang November die 1. Reservedivision in Bewegung, während die 4. das Elsaß besetzt hielt.

Am 23. September ergab sich auch die wichtige Festung Toul, deren Eroberung schon zweimal vergeblich versucht worden war, dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg nach kurzer Beschießung mit schwerem Geschütz. Doch noch immer lag zwischen Deutschland und der französischen Hauptstadt die Armee Bazaines.

Als die Franzosen im Jahre 1552 die Stadt Metz ohne Widerstand besetzt hatten, suchte Kaiser Karl V. vergeblich, sie mit einem gewaltigen Heer wiederzuerobern. Auch in den Befreiungskriegen wurde Metz nicht ernstlich angegriffen, und daher rühmte sich die Feste, eine Jungfrau zu sein. In ihr standen die Bildsäulen Faberts, eines älteren französischen Helden, und die des Marschalls Ney, den einst Napoleon I. den Bravsten der Braven genannt hatte. Schon als Metz noch deutsche Reichsstadt war, herrschte dort die französische Sprache, und die frühere Zugehörigkeit zu Deutschland ward völlig vergessen. Im Jahre 1870 zählte die altertümliche Stadt 50,000 Einwohner, zu denen noch 20,000 Flüchtlinge aus der Umgegend kamen. Erst in den letzten Jahren hatte Napoleon angefangen, starke Forts auf den umgebenden Höhen zu errichten, die jedoch bei Ausbruch des Krieges meist noch nicht vollendet und nicht genügend bewaffnet waren; der Kommandant behauptete sogar, die Festung nicht vierzehn Tage halten zu können. Da jetzt eine große Armee hier eingeschlossen lag, handelte es sich für die Deutschen mehr darum, diese nicht entkommen zu lassen, als die Festung zu belagern. Nicht durch Kampf, sondern durch Not sollten die Franzosen zur Ergebung gezwungen werden. 160,000 Mann hatten die Aufgabe, den stärkeren Gegner festzuhalten.*

Die Umfassungslinie bildete ungefähr einen Kreis von etwa 10 km Durchmesser. Auf dem rechten Moselufer lagerte im Norden die aus Deutschland herbeigerufene 3. Reservedivision v. Kummer, welche die frühere Besatzung von Mainz, 19. und 81. Infanterieregiment, und 4 zusammengesetzte Landwehrregimenter aus Schlesien,

* Siehe den Plan auf Tafel I.

Preußen und Posen nebst Reiterei enthielt. Daran schloß sich das 1. Korps, etwa auf dem Kampfesboden vom 14. August; das 7. hielt die Wacht südlich von der Festung rechts und links der Mosel. Das linke Flußufer war weit stärker besetzt, das 8., 9. und 2. Korps deckten die schluchtenreichen Höhen zwischen der Festung und dem Schlachtfelde von Gravelotte; an sie reihte sich bis zur Mosel hin das 10. Korps. Das 3. Korps stand im Rückhalt. Künstliche Befestigungen, deren Anlage General v. Stiehle leitete, verstärkten die Stellung. Laufgräben und Batteriestände wurden angelegt, die Straßen gesperrt, die Waldungen teils gelichtet, teils durch Verhaue verschlossen, die Ortschaften und Pachthöfe zur Verteidigung eingerichtet und durch Schützengräben miteinander verbunden. Mehrere Kriegsbrücken führten von einem Moselufer zum andern, neu angelegte Kolonnenwege sicherten schnellen Verkehr, von hochgelegenen Beobachtungsposten übersahen Offiziere die Bewegungen des Feindes, Telegraphen vermittelten die Botschaften.

Bazaine war, allerdings durch eigene Schuld, in eine höchst verantwortungsvolle und überaus schwierige Lage geraten. Daß er nicht die Gaben eines großen Führers besaß, lag offen zu Tage; bei aller persönlichen Tapferkeit hatte er sich nicht zur kühnen That aufgeschwungen. Seine vornehmliche Sorge war stets, die Armee stark zu erhalten, und sie leitete ihn weiter. Welche Zwecke er dabei verfolgte, war sein Geheimnis, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er von Anfang an keinen bestimmten Plan hatte, sondern sich begnügte, seine für alle Fälle wichtige Stellung zu behaupten. Auch in der Politik fehlte ihm der geniale Wurf; so wenig wie er Feldherr war, war er Staatsmann. Er wartete auf eine günstige Gelegenheit, statt sie mit Verwertung seiner Macht zu schaffen; statt das Glück zu ergreifen, hoffte er, von ihm aufgesucht zu werden. Unsicher in seinen Entwürfen, zaudernd in der Ausführung, hatte er nichts von einem Napoleon I. in sich.

Kirche von Diedenhofen.

Daß Bazaine den Kaiser nicht fallen lassen wollte und auch bereit war, sich mit Mac Mahon zu vereinigen, ist gewiß, aber er mochte dafür keine großen Gefahren übernehmen; er dachte wohl, sein Mitfeldherr müsse das Beste dazu thun. Auch seine Generale, deren Ratschläge er einholte, wollten kein überkühnes Spiel treiben. Die Truppen dagegen, welche die Metzer Schlachten nicht als eigentliche Niederlagen ansahen, waren kampfbegierig und tüchtig; vielleicht hat Frankreich nie ein so schönes Heer besessen wie dieses.

Erst als Bazaine annehmen durfte, daß Mac Mahon herannahe, machte er ernste Anstrengungen, die Mauer der Deutschen zu durchstoßen. Da er die ebenfalls umzingelte Festung Diedenhofen (Thionville) zu erreichen suchte, richtete er den Angriff nach Nordosten, auf St. Barbe zu, wo General v. Manteuffel, der Kommandeur des 1. Armeekorps, sein Hauptquartier hatte. Die Franzosen waren insofern sehr im Vorteil, als sie auf jede beliebige Stelle eine gewaltige Übermacht werfen konnten; die rechten Schwierigkeiten hätten für sie erst nach gelungenem Durchbruch auf dem Weitermarsch begonnen, und es scheint, daß der Marschall diese am meisten fürchtete.

Bazaine zog seine ganze Armee auf das rechte Moselufer. Nachdem er am 31. August morgens die deutschen Vorposten bei Colombey zurückgedrückt und dadurch gewarnt hatte, entfaltete er erst nachmittags um 4 Uhr seine volle Kraft. Um sich nach St. Barbe durchzuschlagen, mußte er die seine rechte Flanke bedrohenden Stellungen nehmen. Hier entbrannte ein heißer Kampf, in dem wieder das Chassepotgewehr seinen Wert bewies. Den tapferen Ostpreußen wurden Noisseville und die dortige Brauerei, die Dörfer Montoy und Colombey, selbst Schloß Aubigny und Coincy nach heftiger Gegenwehr entrissen. Nun setzten die Franzosen ihre ganze Kraft auf den Stoß gegen St. Barbe, das durch die vorliegenden Dörfer Servigny und Failly gedeckt war. Doch alle ihre Anstrengungen scheiterten; das Füsilierbataillon Kronprinz allein hielt Failly gegen eine ganze Division. Noch spät am Abend führte General v. Bentheim, wie am 14. August, unter Trommelschlag die 2. Brigade vor und warf den Feind auf der ganzen Linie.

Bazaine beging seinen alten Fehler, nichts ganz zu thun; das 1. Korps hätte der Vernichtung nicht entgehen können, wenn er seine Reserve, die Garde, vorführte. An diesem 31. August fochten 36,000 Deutsche gegen 120,000 Feinde. Mit der Nacht befahl Bazaine sogar den Abbruch des Kampfes, doch seine Generale ruhten nicht. Die Division Aymard brach im Schutze der Finsternis ohne Schuß auf Servigny los und nahm das Dorf mit dem Bajonett. Sofort eilten Kompanien der Regimenter Kronprinz, 41 und 3 im Sturmlauf herbei. Die Franzosen wehrten sich, da erhielten sie plötzlich Feuer im Rücken aus nächster Nähe. Die 10. Kompanie der 41er unter Leutnant Lauterbach war, während die Franzosen das Dorf nahmen, von ihnen unbemerkt in einem ummauerten Weingarten zurückgeblieben und hatte sich still verhalten. Jetzt schlug ihr Schnellfeuer verheerend ein, so daß die verwirrten Franzosen nach großen Verlusten zurückeilten. Doch dehnten sie sich im Laufe der Nacht weiter südlich aus und besetzten auch Flanville.

Am 1. September begann wiederum die Schlacht frühzeitig im dichten Nebel. Außer von der benachbarten Division Kummer hatte das 1. Korps nun auch Unterstützung vom 9. erhalten. Alles hing an Noisseville, ohne dessen Besitz Bazaine bei Servigny nicht durch konnte. Furchtbar ist um den Ort gestritten worden. Erst nahmen ihn die Regimenter 43 und 3, Hof für Hof im wütendsten Ringen erkämpfend, dann trieb sie die Übermacht wieder heraus und behauptete sich gegen neue Angriffe. Erst als 114 Geschütze ihr Feuer gegen Noisseville gerichtet hatten, verließen die Franzosen das zerstörte Dorf, da ihnen auch Flanville und ihre anderen Stützpunkte wieder entrissen waren. Um Mittag war die Schlacht zu Ende. Die Franzosen verloren 3400 Mann, die Deutschen 126 Offiziere, 2850 Mann. Der größte Teil davon entfiel auf das 1. Korps, das der heldenmütige Träger der Schlacht war: 90 Offiziere, 2202 Mann; das 44. Regiment büßte 549, das 43. 421 Mann ein. Auch die Division Kummer hatte sich vortrefflich bewährt; die Franzosen sahen bald ein, daß der preußische Landwehrmann keine Spottfigur war, sondern als ruhiger, zuverlässiger Krieger den jüngeren Kameraden nicht nachstand. Die Schlacht von Noisseville war der erste große Kampf, den die Deutschen in der Verteidigung führten, aber sie verwandelten sie in den gewohnten Angriff, sobald sich der Feind einer Stellung bemächtigt hatte.

Landwehr bei Noisseville.

Am Morgen hörte man auf den höher gelegenen Beobachtungsposten fernen Geschützdonner im Westen. Er schallte von der Schlacht bei Sedan herüber, in welcher die Armee, der Bazaine entgegengehen wollte, zu Grunde ging.

Siebzig Tage lang hatten die Belagerer Zeit, das vor ihnen liegende lieblich-großartige Bild zu betrachten: die Stadt, überragt von der herrlichen Kathedrale, das breite grüne Moselthal mit seinen stattlichen Dörfern, weißleuchtenden Villen, reichen Obstgärten und Weinbergen, umrandet von waldigen Bergzügen und trotzig bewacht von auf steilen Höhen drohenden riesigen Forts. Doch Metz war ein Dornröschen zwischen stachligen Hecken, und die Deutschen mußten lange warten, bis sie sich öffneten. Und oft genug verschleierte sich die reizvolle Landschaft, nur wenige Sonnentage unterbrachen den sonst ständig herabrauschenden Regen, den heftige Gewitter und wütende Stürme begleiteten. War einmal der Tag sonnig warm, dann folgte ihm eine kalte Nacht. Der wilden Poesie der Schlachten folgte die wässerige Prosa des Lagerlebens. Unglaubliches hatten die Truppen zu erdulden, und wer diese Umschließung mitgemacht hat, wird ihrer immer mit Grauen gedenken. Da die Mannschaften dicht zu-

ſammen bleiben mußten und die nahen Dörfer teils zerſtört, teils mit Verwundeten und ſpäter mit Kranken gefüllt waren, ließ ſich das Biwakieren nicht vermeiden; viele Truppenteile kamen über einen Monat nicht unter Dach und Fach und nicht aus den Kleidern. Nur langſam konnten Wohnbaracken gebaut werden, weil Bretter und Werkzeuge fehlten. Die Soldaten ſchlugen Hütten aus Zweigen auf, aber durch die lockere Decke trieſte der Regen, den Boden durchfloſſen Rinnſale. Es war nicht ein Biwak auf feſtem Lande, ſondern „ein ſchwimmendes“. Selbſt das Lederzeug wurde ſchwammig und ſchimmelig. Das auf die Erde gelegte Stroh verfaulte, die darüber gehäuften Schichten waren bald ebenſo, und Reiſig und Weinreben machten das Lager nicht angenehmer; in Schlamm und Kot betteten ſich die Krieger zur ſpärlichen Ruhe, wenn ſie naß bis auf die Haut, erſtarrt von Froſt und übermüdet vom Poſten heimkehrten. In den vorderen Linien durften überhaupt keine Feuer angezündet werden, im Biwak ließ ſie das naßgewordene Holz nicht in rechter Freudigkeit aufflammen. Die Kleider, von den langen Strapazen des Feldzuges mitgenommen, Rock, Hoſen, Mantel und Stiefel hielten ſolchem Unwetter nicht mehr ſtand. Wie die „Grasteufel“ Friedrichs des Großen ſahen die Soldaten aus, aber ſie biſſen auch wie jene.

Der Dienſt ſtellte die höchſten Anforderungen. Hatten ſich die Vorpoſten durch den klebrigen Boden hindurchgearbeitet, dann ſtanden ſie die langen Stunden, entweder hinter ſtarke Bäume geſchmiegt, von deren Zweigen der Regen herunterrieſelte, oder in tiefen Erdlöchern geborgen, im Schlamm bis an die Hüften. Kleine Neckereien kamen häufig vor, und wenn die Franzoſen in Maſſe herauskamen, konnten die Vorpoſten leicht überrannt werden. Als mit der Zeit der Feind ruhiger wurde, mattete das ewige graue Einerlei, die thatenloſe angeſpannte Thätigkeit erſt recht ab.

Mit der Nahrung war es die erſten Wochen kärglich beſtellt. Die Dörfer in der Umgegend waren längſt ausgenommen, und die Händler, die dann in großer Zahl herbeikamen, forderten höchſte Preiſe für ſchlechteſte Ware und konnten das Bedürfnis lange nicht befriedigen. Namentlich mangelte es an Brot; große Vorräte gingen bei dem ſchlechten Wetter zu Grunde. Beſſer ging es mit dem Fleiſch; leider war das der abgetriebenen Herden wenig genießbar, und ſchließlich brach noch die Rinderpeſt aus, ſo daß das davon befallene Vieh getötet werden mußte. Der Speck, der Erſatz geben ſollte, ſchillerte oft in allen Farben, nur nicht in der geſunden. Das unreife Obſt machte krank, die aus den Feldern geholten Kartoffeln waren ſo ſchlecht, daß der Genuß dieſes den Magen täuſchenden Nahrungsmittels zeitweiſe verboten werden mußte. So viel Waſſer der Himmel ſpendete, ſo wenig brauchbares bot die Erde dar. Oft mußte es weit hergeholt werden, und wer in der Moſel ſchöpfte, that es unter den Kugeln der Feinde. Anderes Labſal kam ſelten und nur für teures Geld an die durſtigen Lippen.

Der Geſundheitszuſtand war ſchon vor den Schlachten nicht gut geweſen, jetzt wurde ſeine Störung geradezu bedenklich. Die Ruhr, dieſe Peſt der Feldzüge, nahm einen ſehr gefährlichen Umfang und Charakter an; bald geſellte ſich zu ihr der noch fürchterlichere Typhus. Manche Truppenkörper hatten eine ſehr hohe Zahl von Erkrankungen. Die Heeresleitung bot alle Mittel auf, um dieſen ſchlimmſten Feinden zu begegnen. Die vielen friſchen Gräber, deren giftige Ausdünſtungen lange empfindlich blieben, wurden reichlich mit Erde gedeckt; vor allem ſuchte die Verwaltung dem Nahrungsnotſtand abzuhelfen. So lange nur eine Eiſenbahnlinie benutzt werden konnte, ging es trotz des aufgebotenen gewaltigen Fuhrparks langſam, doch allmählich beſſerten ſich die Verhältniſſe, ſo daß die Ruhr ſiegreich bekämpft wurde. Konſerven, beſonders die treffliche Erbswurſt, die hier zuerſt in großem Maßſtab zur Verwendung kam, und künſtliches Futter für die ſchwer darbenden Pferde brachten willkommene Hilfe. Auch Liebesgaben aus Deutſchland erfreuten die der Erfriſchung bedürftigen Krieger. Der Barackenbau gedieh allmählich ſo weit, daß drei Vierteile des Heeres ein trockenes, wenn auch nicht trauliches Obdach hatten. Nur eins vermochten weder Feldherr noch Intendantur: die Wolkenſchleuſen zu ſchließen; ſie ergoſſen ihre Fluten über Gerechte

Im Lager vor Metz.

und Ungerechte, noch als die feindliche Armee bezwungen vor den Siegern vorbeizog. Und dennoch hat das Einschließungsheer nicht gewankt; mit Eifer und Pünktlichkeit that der preußische Soldat ohne Murren seine Pflicht. Aber das „Gott sei Dank", als das Metzer Wasserlager zu Ende war, kam aus vollstem Herzen.

Nach der Schlacht von Noisseville hielt sich Bazaine lange still. Erst gegen Ende September, am 22., 23. und 27., erfolgten stärkere Ausfälle, die den Zweck hatten, die in den angegriffenen Ortschaften vorhandenen Vorräte in die stark notleidende Festung zu bringen. Mit freudiger Genugthuung sahen die Bewohner zu, als am 27. aus dem überrumpelten Dorfe Peltre nicht nur 100 Gefangene, sondern auch 40 Kühe in die Stadt geführt wurden. Um ähnliche Versuche zu vereiteln, ließ Prinz Friedrich Karl die am meisten ausgesetzten Ortschaften niederbrennen. Noch immer war ein Durchbruch nach Diedenhofen zu erwarten, da Bazaine mit dieser Festung, in der große Vorräte lagen, durch Leuchtsignale Verbindung unterhielt. In der That erfolgte am 7. Oktober ein großer Ausfall nach Norden zu, der mit aller Schwere die dort stehende 3. Landwehrdivision traf. Sie erlitt große Verluste und mußte nach tapferem Widerstande, der gewaltigen Übermacht weichend, über 400 Gefangene abgeben. Die Nachbarn brachten ihr thatkräftige Hilfe, und gegen Abend zogen sich die Franzosen wieder zurück.

Dieses Gefecht von Bellevue war das letzte bedeutendere, und schon hatten Verhandlungen begonnen. Als Bazaine die Nachrichten von Sedan und von der Revolution in Paris erfuhr, blieb er nach kurzem Schwanken dem Kaisertum getreu. An einen entschlossenen Befreiungsversuch dachte er jetzt noch weniger als früher; denn selbst wenn es glückte, die Kette zu sprengen, wohin sollte er sich wenden? Die Gefahren des Abmarsches waren nunmehr so groß, daß sie der Feldherr mit Recht fürchtete, und darin stimmten auch seine Generale mit ihm überein. Er konnte die ihm untergebene Streitmacht als seine eigene betrachten, und er wollte sie nicht opfern, sondern mit diesem ihm anvertrauten Pfunde auf anderem Wege Vorteile erreichen. Gelang es ihm, günstige Bedingungen für sein Heer zu erreichen, dann war er noch immer im stande, es in die Wagschale zu werfen, entweder für das Kaisertum, was ihm das Wünschenswerteste war, oder je nachdem sich die Dinge gestalteten. Auch jetzt hatte er keinen festen Plan und zögerte, bis es zu spät war.

Einer abenteuerlichen Persönlichkeit, einem gewissen Régnier, war es geglückt, von Bismarck vorgelassen zu werden, weil er sich den Anschein gab, mit der Kaiserin und mit Bazaine vermitteln zu können, und der Bundeskanzler bei der unsichern politischen Lage kein Mittel unversucht lassen wollte. Daher durfte Régnier nach Metz gehen, und Bazaine sandte auf seine Mitteilungen hin den General Bourbaki nach Chiselhurst. Die Kaiserin wollte sich jedoch auf nichts einlassen, was der nationalen Verteidigung hinderlich sein könnte. Bourbaki ging dann nicht nach Metz zurück, sondern stellte sich der Regierung in Tours zur Verfügung. Als das merkwürdige Zwischenspiel somit erledigt war, ließ Bismarck bei Bazaine anfragen, unter welchen Bedingungen er kapitulieren wolle. Der Marschall antwortete: Ausschluß der Festung von der Übergabe und freier Abzug, Forderungen, die ihm unmöglich gewährt werden konnten.

Bereits machte sich die Not in Metz sehr fühlbar. Daß die Zuleitung frischen Quellwassers abgeschnitten

war, ließ sich ertragen, empfindlicher drückte der Mangel an Salz. Schon seit Anfang September wurde täglich eine große Zahl von Pferden geschlachtet, doch das Schwinden der Getreidevorräte konnte auch durch die Beute der Ausfälle nicht gedeckt werden. Die Äcker vor den Wällen, fleißig nach Kartoffeln und Gemüse abgesucht, waren bald geleert. Die französischen Soldaten, die außerhalb der Festung biwakierten, hatten es nicht besser als die Deutschen, weil in solchem Regen ihre kleinen Zelte nicht genügenden Schutz gewährten. Auch unter ihnen wie in der Stadtbevölkerung wüteten Krankheiten, namentlich der Typhus. Doch hielten sie sich gut, und wäre es nach ihnen gegangen, hätte ein letzter verzweifelter Versuch gemacht werden müssen. Je mehr die Pferde dahinschwanden, desto aussichtsloser wurde er, und wie sollten sich diese Scharen, die keine Lebensmittel mitnehmen konnten, auf dem Marsch durchschlagen? Während Bazaine seine Ruhe bewahrte, regte sich die leidenschaftliche Stadtbevölkerung auf, begehrte Ausrufung der Republik und murmelte zuerst von Verrat.

Nachdem sich ein Kriegsrat am 10. Oktober für die Eröffnung von Kapitulationsverhandlungen entschieden hatte, gestattete König Wilhelm auf die Anfrage des Prinzen Friedrich Karl, daß General Boyer nach Versailles kommen dürfe. Der Marschall stellte durch ihn in Aussicht, wenn die Armee freigelassen würde, sollte sie zur Erhaltung der sozialen Ordnung und zum Emporkommen einer regelmäßigen und gesetzlichen Gewalt dienen. Dagegen machte Bismarck seine Bedingungen: das Heer Bazaines sollte sich offen für die Kaiserin erklären und diese ein Manifest an die französische Nation erlassen; gleichzeitig müßten Vorabmachungen über den Frieden unterzeichnet werden. Die Generale in Metz, die sich mit ihren Untergebenen besprachen, wußten keinen andern Ausweg, als Boyer zur Kaiserin selbst zu schicken. Eugenie verlangte zuerst einen Waffenstillstand von vierzehn Tagen mit dem Rechte freier Verpflegung von Metz, wies aber jeden Gedanken einer Abtretung von Land und Leuten weit von sich. Darauf brach König Wilhelm die Verhandlungen ab und unterrichtete Bazaine von dem Mißerfolge.

Bei der Metzer Einwohnerschaft, der befohlen wurde, Korn und Mehl in die Magazine zu liefern, stieg die Entrüstung, und auch Offiziere und Soldaten wurden unruhig. Die Hungersnot nahm unheimlich zu; viele Soldaten kamen zu den deutschen Vorposten, um Nahrung zu erlangen. Nachdem sich die Mehrheit der Korpsführer für die Ergebung ausgesprochen hatte, mußten die Forderungen des Siegers angenommen werden. Am 27. Oktober abends unterzeichneten in dem Schlößchen Frescaty, südwestlich von Metz, in der Vorpostenlinie, die beiderseitigen Generalstabschefs v. Stiehle und Jarras die Urkunde, welche im wesentlichen die gleichen Bestimmungen wie die von Sedan enthielt. Ein Aufruhr, den die Metzer noch in letzter Stunde versuchten, wurde unterdrückt.

Am 29. Oktober mittags erfolgte die Übergabe der Forts, auf denen die schwarzweiße Fahne emporstieg. Um 1 Uhr begann unter heftigem Regen der Ausmarsch der Franzosen auf sechs Straßen, an deren jeder eine Abteilung des deutschen Heeres aufgestellt war. In würdiger Haltung und in lautlosem Schweigen zogen mehrere Stunden lang die riesigen Kolonnen heran, die Soldaten ohne Waffen, in guten Uniformen mit Mantel und Gepäck, und wurden dann nach den ihnen bestimmten und mit Lebensmitteln versehenen Biwakplätzen geführt. Die Preußen ehrten den tapferen Besiegten, indem sie, an seinem Unglück teilnehmend, still und gehalten dem Vorübermarsch beiwohnten. Die 6000 Offiziere, welche den Degen behielten, kehrten nach der Stadt zurück, aus der sie später in Sonderzügen nach Deutschland fuhren. Die Gemeinen und Unteroffiziere marschierten in Trupps

Parlamentär vor Metz.

nach den Eisenbahnstationen, von denen täglich je 10,000 Mann nach Deutschland befördert wurden.

Die Stadt Metz mit allem dort befindlichen Staatseigentum ging in deutschen Besitz über. 173,000 Köpfe zählte die kriegsgefangene Armee; 622 Feld-, 876 Festungsgeschütze, 72 Mitrailleusen, 260,000 Gewehre fielen dem Sieger zu. Auch 56 Regimentsadler wurden übergeben; der Marschall, der sie in das Arsenal hatte überführen lassen, um sie zu verbrennen, ließ als ehrlicher Soldat die Zerstörung nicht mehr zu, weil sie beim Abschlusse der Kapitulation noch nicht geschehen war und die deutsche Heeresleitung Einspruch erhob.

Bazaine begab sich nach Kassel zu Napoleon. Gambetta beschuldigte ihn sofort in einer öffentlichen Kundgebung des nichtswürdigen Verrats, und die meisten Franzosen glaubten daran. Am 10. Dezember 1873 wurde Bazaine durch ein Kriegsgericht einstimmig zum Tode verurteilt, weil er kapitulierte, ohne alles gethan zu haben, was ihm Pflicht und Ehre vorschrieben. Sein ehemaliger Kriegsgefährte Mac Mahon, damals Präsident der französischen Republik, milderte das Urteil in zwanzigjährige Gefängnishaft. Bazaine entfloh jedoch am 10. August 1874 mit Hilfe seiner Gattin und beschloß in Madrid am 23. September 1888 unter dürftigen Verhältnissen sein wechselreiches Leben.

Ein Verräter war Bazaine nicht, denn niemand hat ihm einen Preis gezahlt oder geboten. Er scheiterte an der Unsicherheit der französischen Zustände und an seinem persönlichen Unvermögen. Hätte er sich nur von militärischen Rücksichten leiten lassen, wäre er zwar wahrscheinlich auch unterlegen, aber als gefeierter Held. Weder seinem Kaiser, noch Frankreich hat er die Dienste geleistet, die man von ihm erwarten durfte.

Gleich am 27. Oktober erließ Prinz Friedrich Karl einen Armeebefehl an seine Mannen. „Ich erkenne gern und dankbar eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein — beinahe höher stelle ich euren Gehorsam und den Gleichmut, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art!“ Und König Wilhelm, der gleichzeitig Moltke in den Grafenstand erhob, verkündete am folgenden Tage den Soldaten der verbündeten deutschen Armeen:

„Wir dürfen mit dem stolzen Bewußtsein auf diese Zeit zurückblicken, daß noch nie ein ruhmreicherer Krieg geführt worden ist, und ich spreche es euch gern aus, daß ihr eures Ruhmes würdig seid. Ihr habt alle die Tugenden bewährt, die den Soldaten besonders zieren: den höchsten Mut im Gefecht, Gehorsam, Ausdauer, Selbstverleugnung bei Krankheit und Entbehrung.

„Mit der Kapitulation von Metz ist nunmehr die letzte der feindlichen Armeen, welche uns beim Beginn des Feldzugs entgegentraten, vernichtet worden. Diesen Augenblick benutze ich, um euch allen und jedem Einzelnen vom General bis zum Soldaten meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen. Ich wünsche euch alle auszuzeichnen und zu ehren, indem ich heute meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen, und den General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, die in dieser Zeit euch wiederholt zum Siege geführt haben, zu General-Feldmarschällen befördere.

„Was auch die Zukunft bringen möge, ich sehe dem ruhig entgegen, denn ich weiß, daß mit solchen Truppen der Sieg nicht fehlen kann, und daß wir unsere bis hierher so ruhmreich geführte Sache auch ebenso zu Ende führen werden“.

Den Truppen, welche Metz so lange vor sich gefesselt hatte, war es meist nicht gegönnt, die eroberte Stadt zu betreten. Den gewaltigen Vorteil, den die Kapitulation bot, daß die Bewachungsarmee frei wurde, nahm die Heeresleitung augenblicklich wahr. Die vier Korps der zweiten Armee, 2., 3., 9., 10., und die 1. Kavalleriedivision rückten alsbald unter dem Prinzen Friedrich Karl nach dem Westen ab. Die erste Armee (1., 7., 8. Korps), welche jetzt Manteuffel führte, da Steinmetz als Generalgouverneur nach Posen versetzt war, erhielt den Befehl, mehrere Festungen zu nehmen und in das nordöstliche Frankreich vorzudringen. Denn keineswegs war ein Ende des Krieges abzusehen, und auf vier verschiedenen Schauplätzen rollten jetzt die ehernen Würfel.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Graf Moltke vor Paris, nach A. v. Werner.

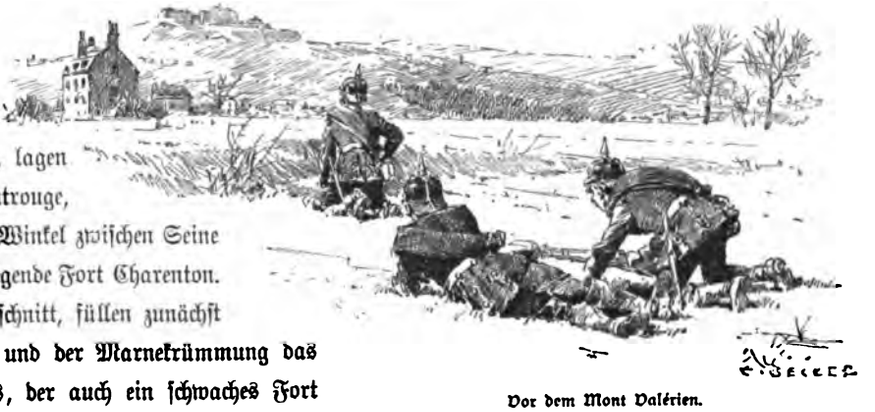
Mail

Elfter Abſchnitt.

Die Einſchließung von Paris.

Spitze einer Marſchkolonne.

Natur und Menſchenhand haben dazu beigetragen, die Umgegend von Paris mit anmutsvollen Reizen zu ſchmücken. Das weite Becken, in dem die Stadt liegt, iſt von mäßigen, vielfach gefurchten Erhebungen umgeben, die mit ſtark bevölkerten Ortſchaften und unzähligen großen und kleinen Villen dicht beſetzt ſind und Parkanlagen, Gärten und Weinberge, auch ſchöne Waldungen tragen. Seit dem Jahre 1840 war Paris befeſtigt worden; eine baſtionierte Umwallung, die Enceinte, 34 km lang, umſchloß den Stadtkörper, während in einiger Entfernung vor ihr 16 Forts lagen.* Doch hätte kaum jemand geglaubt, daß dieſe Befeſtigungen einmal ihrem kriegeriſchen Zwecke dienen würden. Durch die Stadt, die ſich etwas weiter von Oſten nach Weſten, als von Norden nach Süden ausdehnt, fließt die Seine, welche kurz vorher die vielfach gekrümmte Marne aufgenommen hat. Nachdem die Seine in ſüdweſtlicher Richtung die Stadt verlaſſen hat, macht ſie große S-förmige Schlangenwindungen, ſo daß ſie erſt nach Nordoſten ſich umbiegend parallel der Umwallung läuft, dann nochmals nach Südweſten und darauf wiederum nach Nordoſten gewendet eine zwei Halbinſeln umſchließende dreifache Waſſerlinie vor Paris zieht. Somit entſtehen äußerlich drei Abſchnitte; der erſte durch die Seine gedeckte enthielt nur da, wo ſich die erſte Halbinſel von Gennevilliers nach Süden öffnet, ein Fort oder vielmehr eine gewaltige und mit ſchwerſtem Geſchütz ausgerüſtete Feſtung auf dem hohen, kegelförmigen Mont Valérien. In dem zweiten Abſchnitt, der die Stadt überhöhend ſich weſtlich und ſüdlich bis an die Seine erſtreckt, lagen fünf Forts: Iſſy, Vanves, Montrouge, Bicêtre und Ivry. Den flachen Winkel zwiſchen Seine und Marne verteidigte das tiefliegende Fort Charenton. Nördlich davon, im dritten Abſchnitt, füllen zunächſt den Raum zwiſchen der Stadt und der Marnekrümmung das Gehölz und der Ort Vincennes, der auch ein ſchwaches Fort hatte. Nördlich von der Marne ſteigt eine Hochfläche auf, deren äußerſter Vorpoſten, der Montmartre, in die Stadtumwallung eingeſchloſſen iſt. Dieſes Plateau trug die ſtärkſten Forts: Nogent, Rosny, Noiſy und Romainville; vor dem letztgenannten erhebt ſich der zu Beginn der Einſchließung



Vor dem Mont Valérien.

* Siehe den Plan von Paris auf Tafel IV.

nicht befestigte Mont Avron. Das ebene Gelände von Romainville bis zur Seine beschirmten das Fort Aubervilliers und die zur mächtigen Festung umgewandelte Stadt St. Denis mit drei eigenen, vorgelagerten Forts. In den Zwischenräumen waren in Eile noch viele große und kleine Schanzen und andere Befestigungen aufgeworfen worden. Hinter der Enceinte lief ringsum eine Eisenbahn. Alle erdenklichen Mittel sollten außerdem die Verteidigung unterstützen.

Geschütz jeder Art war reichlich vorhanden, gegen 3000 Rohre. Sogar eine gepanzerte Kriegsflottille schwamm auf der Seine, auch gepanzerte Eisenbahnwagen konnten ihr Geschütz rasch nahe an den Feind tragen. Wehrkräfte mangelten nicht, wenigstens was die Zahl betraf; man konnte schließlich etwa eine halbe Million zusammenrechnen. Doch anfänglich durfte nur ein kleiner Bruchteil als waffentüchtig gelten, denn selbst die 80,000 Linientruppen vermochten nicht durchweg diesen Anspruch zu erheben. Sie bestanden aus etwa 14,000 Marineleuten, die in den Forts die Artillerie bedienten, durchgängig treffliche Mannschaften, dann aus dem XIII. Korps unter Vinoy und dem rasch formierten XIV. unter Renault, welche außer zwei alten, tüchtigen Linienregimentern, der bisherigen Besatzung von Rom, meist Rekruten enthielten. Nicht viel wert waren die 115,000 Mobilgarden aus der Umgebung und den Provinzen, und so gut wie nichts die Masse der städtischen Nationalgarden. Die ersteren weigerten sich, gefährliche Vorposten zu beziehen, und ließen sich grobe Ausschreitungen zu schulden kommen, die anderen dachten zum Teil mehr an Aufruhr gegen ihre Regierung als an Kampf gegen den Feind. Die bedenklichsten Gesellen enthielten die Freischaren, deren Mehrzahl nur eine schwere Last war. Selbst 10 Amazonen-Bataillone wurden in Aussicht genommen.

Vinoy, der sich durch seinen geschickten Rückzug von Mézières ausgezeichnet hatte, war ein verständiger, pflichtgetreuer Soldat, Renault ein wackerer Haudegen, der nur für Bajonett und Säbel schwärmte. Wohl der bedeutendste Kriegsmann war jener General Ducrot, der in so anfechtbarer Weise nach Paris gelangte, eine kraftvolle Erscheinung, leidenschaftlich und überstürzend, aber scharf und schneidig, voll Verachtung gegen das Gassenvolk, überzeugt von der bevorstehenden Niederlage und doch mit allen Kräften bemüht, sie aufzuhalten. Der Oberbefehlshaber und Präsident der Republik, Trochu, klein, mager, kahlköpfig und trotz gewaltigen Schnurrbarts ganz unsoldatisch aussehend, hatte den besten Willen. Er entfaltete eine ungemein rührige Thätigkeit, war tapfer und vielleicht zu kaltblütig, aber er besaß keine Erfahrung im großen Kriege. Sein Ansehen hatte er als tüchtiger Militärschriftsteller erworben, und methodisch durch und durch neigte er zur Kleinkrämerei. Ausgestattet mit einem Zuge zum Träumerischen und Mystischen, hing Trochu Schwärmereien nach, auch religiösen, und der Glaube an ein plötzliches Wunder, eine Rettung von Paris durch die heilige Genoveva, lag ihm gar nicht fern. Daher konnte er sich auch nicht entschließen, den revolutionären Umtrieben mit der nötigen Schärfe entgegenzutreten, aus Furcht vor einem Bürgerkriege und voll der Überzeugung, die Freiheit, seine fließenden Reden und noch mehr seine langatmigen schriftlichen Ergüsse müßten die wilden Köpfe zahm machen und für den Krieg allein hinreißen. Er mißtraute mit Recht den Nationalgarden, aber vermochte auch nicht, die guten Elemente, die in ihnen reichlich vorhanden waren, an sich zu ziehen und von dem verderblichen Einfluß der Genossen zu befreien. So war Trochu nicht der Mann, der zum starken Mittelpunkt werden und der Bevölkerung echte Kampfesfreudigkeit einhauchen konnte. Von Anfang an nannte er den Widerstand heroischen Wahnsinn. Er that seine Pflicht, so gut er es irgend vermochte, mit der ihm eigenen gemütlichen Seelenruhe und gewillt, bis zum letzten Augenblick auszuharren. Daher war unvermeidlich, daß seine hochklingenden Worte mit den Thatsachen und seiner innern Überzeugung in seltsamen Widerspruch traten. An unermüdlicher Arbeitskraft glich Trochu sein Generalstabschef Schmitz, ein schöpferisches Talent, dessen unsäglicher Mühewaltung allein zu verdanken war, wenn allmählich in das wüste Chaos einige Ordnung kam.

Neben den soldatischen Thätigkeiten wurden die Naturwissenschaft und die Technik zum Nutzen der Verteidigung aufgeboten. Die Pariser wandten zuerst manche Künste an, die, seitdem erheblich vervollkommt, jetzt allgemein für die Kriegführung verwertet werden. Außer häufigen Raketen und Leuchtkugeln, die nur für einen kurzen Augenblick Licht gaben, erhellten an hohen Orten aufgestellte elektrische sich drehende Scheinwerfer von Zeit zu Zeit nachts den Vorraum, und anfänglich war es den deutschen Vorposten recht unbehaglich, wenn sie der Lichtkegel grell

beleuchtete; bald jedoch machten dieſe Feuerwerke, die damals wenig wirklichen Nutzen hatten, nur Vergnügen. Die Hauptbemühungen der Pariſer waren darauf gerichtet, Verbindung mit dem Lande zu haben. Da die Deutſchen auch die unterirdiſchen Telegraphenleitungen aufſpürten und zerſtörten und das Schleichen durch die Einſchließungskette ſehr gefährlich war, mußten andere Mittel angewandt werden, die unwirkſam zu machen wieder die Belagerer ihren Scharfſinn aufboten. So fingen Sperrvorrichtungen in der Seine ſchwimmende Flaſchen und Holzſtücke auf, in denen Briefſchaften verborgen lagen. Schwerer war es, den Luftballons beizukommen, von denen eine große Zahl, teils mit Perſonen, teils nur mit Briefen, die mit ſtark verkleinerndem Photographiedruck auf ganz feines Papier übertragen waren, über die deutſche Linie hinausgelangte. Dort gab es eine wilde Jagd zu Fuß und zu Roß, wenn ein Ballon durch die Luft daherſchwebte, und wirklich ſind mehrere heruntergeſchoſſen worden. Doch iſt kein einziger von außen nach Paris hineingelangt. Die Luftſchiffe nahmen auch Brieftauben mit, von denen manche mit Nachrichten zurückkehrten. Aber oft war Paris ganze Wochen von jeder Kunde der übrigen Welt abgeſchnitten.

Jagd nach einem Luftballon.

Als der Feind herannahte, erfaßte die Pariſer, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller ſagt, ein angenehm prickelndes Kriegsfieber. Vielen galt die Belagerung für eine intereſſante Abwechſelung, eine neue Unterhaltung, denn die Sache konnte ja nicht gefährlich werden. Vorräte waren in größter Menge herbeigeſchafft worden, und dieſe Flut von Bewaffneten, welche Paris in ſich faßte, brauchte ſich nur über die Preußen zu ergießen, um ſie ſpurlos wegzuſpülen. Von den Leiden, die ein Krieg mit ſich bringt, von den Opfern, die er verlangt, von der Anſtrengung, die er fordert, hatten die Wenigſten eine Ahnung. Man ſpielte einmal Krieg, und das war ſo ſchön! Die Männer aller Stände begehrten Uniform und Waffen zu tragen; das militäriſche Käppi verdrängte alle anderen Kopfbedeckungen, auch in bürgerlicher Tracht. Natürlich war jeder Nationalgardiſt ein geborner Feldherr und für ſich allein im ſtande, ſämtliche Feinde zu vernichten. Verſtändige und thörichte Leute ſtrengten ihren Kopf an, um Mittel zur Vertilgung der Preußen zu erſinnen; die tollſten Vorſchläge wurden veröffentlicht. Den Damen machte es viel Vergnügen, die Befeſtigungen zu betrachten und von dort aus nach den Barbaren zu ſchauen; waren die Offiziere galant, ließen ſie wohl zu Ehren des Beſuches Geſchütze abfeuern, die ſelbſtverſtändlich jedesmal die Preußen reihenweiſe niederſtreckten, und wenn eine zarte Hand gar eine Mitrailleuſe ſtockend abdrehen durfte, waren Freude und Stolz groß. Die Gefechte lockten ſtets eine große Zuſchauermenge vor die Thore. Da alle Welt darauf aus war, Spione zu entdecken, kamen fortwährend lächerliche und auch traurige Geſchichten vor. Die Zeitungen füllten ihre Spalten mit ungeheuerlichen Aufſchneidereien und mit wütenden Aufreizungen des Haſſes. Paris amüſierte ſich, und die anfänglich wenig geänderte tägliche Lebensführung empfing nur einen Reiz mehr. Doch war auch die Bereitwilligkeit im Geben groß. Die thätige Beihilfe der Bevölkerung ſorgte für die Verpflegung und Unterbringung der Truppen, und Geld bot ſich für alle Kriegszwecke dar. Viele Frauen und Mädchen leiſteten Bewunderungswürdiges in Krankenpflege und anderen öffentlichen Dienſten, wie überhaupt die weibliche Welt mehr zu entſagungs-

vollem Dulden bereit war als das stärkere Geschlecht. Allmählich freilich wurden die Gesichter ernster; schon das Treffen vom 19. September erregte einige Besorgnis, die unter späteren ähnlichen Vorgängen stieg.

Die deutsche Armee betrug, als sie Paris umlagerte, 150,000 Mann mit 620 Feldgeschützen; nachher vermehrte sich die Zahl bis auf 200,000. Ohne schwere Artillerie konnte eine Belagerung nicht begonnen werden, und es war ganz unmöglich, sie in kürzerer Zeit herbeizuschaffen. Außerdem lag die Vermutung nahe, daß sich Paris bald genug ergeben werde, entweder aus Mangel an Nahrung oder aus Überdruß an der Störung des gewohnten Lebens. In jedem Falle mußte die Einschließung eine wirksame sein, Einfuhr, Verkehr und überhaupt jede Verbindung mit der Außenwelt absperren. Der Kreis wurde daher so eng wie möglich gezogen, teilweise bis in den Bereich der feindlichen Geschütze, und betrug dennoch etwa 90 km. Diese dünne Truppenlinie hatte nicht nur Ausfälle sehr überlegener Streitkräfte aufzuhalten, sondern auch im Notfall nach vorn und im Rücken kämpfend vom Lande herannahenden Ersatz abzuweisen. Auch die Verpflegung mußte große Schwierigkeiten machen. Die Einschließung von Paris war also wiederum ein kühnes und großartiges Unternehmen, das an die Leitung und die teilnehmenden Truppen die höchsten Anforderungen stellte.

Vor der Präfektur in Versailles.

Die Aufstellung, die später im Laufe der Monate manche, doch nicht tiefgreifende Änderungen erfuhr, war so angeordnet, daß die Maasarmee das rechte Ufer der Seine, die dritte Armee das linke einnahm. An das 4. Korps, welches den Raum nördlich von der Halbinsel Gennevilliers von Argenteuil bis Pierrefitte besetzte, schlossen sich die Garden gegenüber von St. Denis über Le Bourget hin bis Aulnay und Les Bondy, an sie in meist waldigem Gebiet die Sachsen bis an die Marne bei Chelles. Die Verbindung mit der dritten Armee stellten die Württemberger her, welche vor den beiden großen Krümmungen der Marne von Noisy le Grand an bis zur Seine lagen und sich dort bei Choisy le Roi mit dem 6. Korps berührten. An dieses grenzte bei L'Hay das 2. bayerische Korps, dessen Vorposten im Parke von Meudon die des 5. Korps trafen, das über Bougival hinaus auch bis Argenteuil hin Fühlung mit dem 4. Korps zu nehmen hatte. Im Oktober rückte die von Sedan nachgekommene 21. Division zwischen Bayern und 5. Korps von Meudon bis Sèvres ein, und die durch Straßburgs Fall dort entbehrlich gewordene Garde-Landwehrdivision wurde nach St. Germain gelegt. Ringsum deckte die ausschwärmende Reiterei den Rücken und hielt sorgsame Wacht. Wie bei Metz wurden an geeigneten oder schwachen Punkten Befestigungen angelegt; Telegraphen verbanden die Linie, für die Nacht standen Fanale zu Feuersignalen bereit. Die Pioniere schlugen Brücken für den Truppenverkehr über die beiden Flüsse.

Das große Hauptquartier befand sich seit dem 5. Oktober in Versailles. Der König wohnte in der Präfektur. Da die Besitzer meist nach Paris geflohen waren, gab es für die Fürstlichkeiten, die hohen Offiziere und Beamten Landhäuser genug. Das Schloß wurde zu einem luftigen und gesunden Lazarett eingerichtet; in den mit Bildern aus der Ruhmesgeschichte Frankreichs geschmückten Sälen lagen jetzt deutsche Soldaten.

In Versailles entwickelte sich ein lebhaftes Treiben, und ein reger Handelsverkehr stellte sich her. Ein Befehl bestimmte den Wert, zu welchem die deutschen Geldsorten genommen werden mußten. Das war und blieb eine schwierige Sache bei dem Kleingeld. Alle die unzähligen Münzarten: Groschen, Pfennige, Kreuzer, Schillinge in ihren Zusammensetzungen und verschiedenem Gepräge liefen um, meist abgegriffen bis zur Unkenntlichkeit und schmutzig, den Franzosen zum Ekel und Spott, uns zur Scham, denn in nichts offenbarte sich so schlagend, wie

Die Franzosen bei Le Bourget.

unerquicklich unsere nationalen Verhältnisse bisher gewesen waren. Die Kaufleute suchten das fremde Geld schnell wieder los zu werden, aber die Württemberger kannten und mochten die Hamburger oder Mecklenburger Münze nicht, und umgekehrt. Für schweres Geld war alles mögliche zu haben, und die betriebsamen Franzosen fertigten an, was sie konnten, selbst deutsche Uniformen. Die Wirtshäuser machten glänzende Geschäfte. Die von den Bayern in Betrieb gesetzte Brauerei in Sèvres lieferte ein leichtes, angenehmes Bier, das freilich nicht billig war, und einen deutschen Durst damit gründlich zu löschen, erforderte schon ein kleines Sümmchen. Staunend sahen die französischen Kellner, wieviel die aus elenden Quartieren Kommenden von diesem langentbehrten Labetrunk zu vertilgen vermochten. Denn Versailles wurde für die Belagerungstruppen ein vielbegehrtes Paradies; glücklich, wer sich dort einmal wieder als Kulturmensch fühlen konnte.

Die Vollendung des Ringes verursachte kleine Scharmützel, doch erst die letzten Tage des Septembers und der Oktober brachten größere Gefechte. Am 30. September griff Vinoy die ganze Front des 6. Korps an. Die zwei alten Linienregimenter, die er hatte, schlugen sich tapfer um Chevilly und L'Hay, während ihre mobilen Kameraden bald das Heil in der Flucht suchten. Die Preußen verloren über 400 Mann, die Franzosen das Fünffache. Ehrenvoller, wenn auch nicht erfolgreicher, verlief für die Franzosen der am 13. Oktober auf das 2. bayerische Korps gemachte Vorstoß. Es glückte ihnen, das hartnäckig verteidigte Dorf Bagneux zu nehmen und eine Zeitlang zu behaupten, bis sie sich, nachdem beide Teile etwa 400 Mann eingebüßt hatten, zum Rückzuge genötigt sahen. Am 21. Oktober wuschen die Pariser Zuaven in dem Park von Malmaison die Schmach ab, welche sie sich am 19. September zugezogen hatten, doch die Regimenter 6, 46 und 50 und zwei Garde-Landwehrkompanien vertrieben den weit überlegenen und von starker Artillerie unterstützten Feind.

Ernster waren die Kämpfe um Le Bourget. Das stattliche Dorf, dessen Besitz das Oberkommando für nötig erachtete, lag ganz offen unter dem Feuer der Forts von St. Denis und Aubervilliers. Am 28. Oktober verdrängten die „Franctireurs der Presse" die Vortruppe durch einen Überfall und behaupteten den Posten gegen Angriff und Kanonade. Um durch das Aufgeben einer Stellung die Franzosen nicht übermütig zu machen, wurde am 30. früh der Sturm unternommen durch 9 Bataillone der 2. Garde-Division (Elisabeth, Franz, Alexander, Königin und Gardeschützen) unter General v. Budritzki. Von der 3000 Mann starken Besatzung flohen die Hälfte und die Geschütze, die übrigen verteidigten sich mit höchster Tapferkeit. Ein gräßlicher Kampf um die einzelnen Häuser, ähnlich wie am 1. September in Bazeilles, brachte beiden Teilen große Verluste; erst als die Garden durch die eingeschlagenen Nebenwände aus einem Haus in das andere drangen, war gegen Abend der Feind bezwungen und gefangen. Es kam leider vor, daß die Franzosen aus dem Fenster die weiße Fahne heraushängten und dann auf die arglos Nahenden schossen. Die Pariser, die den Ihrigen keinen Beistand leisteten, beschränkten sich darauf, das Dorf noch weiter mit Granaten zu überschütten. In den blutbespritzten Trümmern richteten sich nun zwei Bataillone zur kräftigen Verteidigung gegen einen neuen Handstreich ein. Die Garden verloren in diesen drei Tagen gegen 500 Mann, von denen mehr als die Hälfte auf das Regiment Königin Elisabeth kam. Auch sein Oberst v. Zaluskowski fiel, mit ihm der des Regiments Königin, Graf Waldersee, der eben erst von seinen bei Metz erhaltenen Wunden genesen war.

Die Franzosen hatten in diesen Kämpfen einige Fortschritte gemacht. Ein Teil allerdings verhielt sich feig, der andere, und zwar meist aus Gebildeteren bestehend, focht gut und legte Proben von Heldenmut ab. Insofern

erfüllten die Ausfallsgefechte ihren Zweck, die jungen Mannschaften an den Feind zu gewöhnen und kriegerisch zu erziehen, nebenbei auch den, die Stadtbevölkerung mit aufregenden Nachrichten zu unterhalten. Aber durch diese zersplitterten Gefechte ging kein einheitlicher Gedanke. Obwohl meist zahlreiche Truppen vorgeführt wurden, unterblieb regelmäßig der Versuch, die anfänglich erlangten Vorteile durch Verstärkungen von den Seiten her festzuhalten. Daher folgte der Freude, welche die ersten Nachrichten beim Beginn der Gefechte erregten, stets schwere Enttäuschung nach. Am meisten schlug der unerwartete Ausgang bei Le Bourget, dessen Wegnahme die Pariser als großen Sieg gefeiert hatten, die Gemüter nieder. Gleichzeitig erfuhr die Stadt die Kapitulation von Metz. „Trahi, vendu!“ („Verraten, verkauft!“) wurde nun auch in Paris das Stichwort derer, welche die gegenwärtige Regierung haßten und beneideten. Ein Beweis dafür schien zu sein, daß soeben Thiers, der unter feindlichem Geleit nach Paris gekommen war, von dem Gouvernement Vollmacht für den Abschluß eines Waffenstillstandes erhielt.

Paris stand eigentlich zwischen zwei Feuern, dem offenen draußen und dem verborgenen drinnen, das gelegentlich durch lautes Knistern sein Dasein verriet. Die obern Klassen wußten kaum, vor welchem sie sich mehr fürchteten. Schon am 8. Oktober hatten Flourens, ein sozialdemokratischer Schriftsteller, der sich eigenmächtig einen höhern Posten ertrotzte, und andere Führer der Aufrührer an der Spitze von Nationalgarden aus der Arbeitervorstadt Belleville ungestüm ihre Forderungen erhoben. Sie verlangten vor allem die Einsetzung einer Kommune, eines Gemeinderates, der allein oder neben der Regierung alle Geschäfte führen sollte, so daß diese Gewählten der Stadt auch die Herren von Frank-

v. Budritzki.

reich würden. Am 31. Oktober brach wilder Tumult aus. Nationalgarden bemächtigten sich des Stadthauses; eine Liste der Kommune, auf der Flourens seinen eigenen Namen obenan setzte, wurde aufgestellt; doch die Mitglieder der bisherigen Regierung, obgleich sie wie Gefangene in eine Fensternische gestoßen waren, verweigerten mutig ihre Abdankung. Erst in der Nacht verjagten der gutgesinnte Teil der Nationalgarden und entschlossene Mobile die Meuterer, deren Rädelsführer später verhaftet wurden; leider wagte man nicht, den strafwürdigen Nationalgarden die Waffen zu nehmen. Um einen bessern Rechtsboden zu gewinnen, ließ das Gouvernement am 3. November eine allgemeine Abstimmung vornehmen, ob die Pariser Bevölkerung die Regierung der nationalen Verteidigung aufrecht erhalten wolle. Die 20 Stadtbezirke erteilten 321,000 Ja, 53,000 Nein, die Armee entschied sich mit 236,000 gegen 9000 Stimmen für die bestehende Gewalt. Auch die angeordneten Wahlen der Maires und ihrer Adjunkten ergaben eine große Mehrheit für die Ordnungspartei. Vorläufig hatte noch die gemäßigte Richtung den Sieg behalten.

Diese Vorgänge in der Stadt konnten den Verhandlungen in Versailles nicht förderlich sein. Thiers hatte eine europäische Rundreise von einem Hofe zum andern gemacht, nach London, Wien, Petersburg, Florenz. Nirgends fand er die gesuchte Unterstützung für Frankreich. England lehnte die Einmischung in festländische Angelegenheiten ab, Österreich konnte ebenfalls nicht über die Neutralität hinausgehen, Rußland wünschte bei dieser guten Gelegenheit die ihm unbequemen Bestimmungen des Pariser Orientfriedens von 1856 abzustreifen, Italien richtete sich eben häuslich in Rom ein, das es am 20. September in Besitz genommen hatte. Der einzige Erfolg war, daß die Großmächte auf Österreichs Betreiben unter Englands Vortritt gemeinsam einen Waffenstillstand befürworteten, damit eine französische Nationalversammlung gewählt werden könne.

Bismarck hatte am 4. Oktober die europäischen Mächte in einem Rundschreiben darauf aufmerksam gemacht, daß der fortgesetzte Widerstand die furchtbarsten Folgen für Paris haben müsse, deren Verantwortung lediglich den dortigen Machthabern zufiele. Außerdem ließ er unter der Hand durch den amerikanischen General Burnside in Paris einen kurzen Waffenstillstand zur Vornahme der Wahlen anbieten, weil er den Zusammentritt einer wirklichen Volksvertretung für nützlich erachtete, um in Frankreich wieder eine gesetzlich bestehende Gewalt zu haben, mit der man ernstlich verhandeln konnte. Die Pariser Regierung machte dem General unmögliche Bedingungen. Deshalb wies Bismarck jenen Vorschlag der Kabinette zwar nicht zurück, doch überließ er England, selber den Franzosen die Anregung zu geben. Daß überhaupt das Ausland irgendwie in die deutschen Angelegenheiten hineinredete, gestattete er in keiner Weise, und hierin stand ihm der gleichzeitig oft und bestimmt ausgesprochene Wunsch aller Deutschen in der Heimat zur Seite.

Wie vorher Favre gegenüber, mußte auch jetzt darauf gesehen werden, daß die Waffenruhe nicht ausschließlich für Frankreich Vorteile brachte. Vom 1. bis 4. November verhandelten Bismarck und Thiers in Versailles. Der König wollte einen Waffenstillstand von 25 bis 28 Tagen auf Grund des augenblicklichen Standes der Kriegshandlungen genehmigen, die Verpflegung von Paris in der Zwischenzeit jedoch nur dann zugestehen, wenn ein oder mehrere Forts eingeräumt würden. Thiers, der ehrlich Frieden begehrte, riet am 5. November Favre und Ducrot, mit denen er sich in einem Hause bei Sèvres besprach, dringend zur Annahme, weil der Friedensschluß unvermeidlich wäre und jetzt weniger kosten würde als später. Favre, obgleich einer Beendigung des Krieges auch nicht abgeneigt, erklärte dagegen, alle Parteien in Paris würden solche Bedingungen verwerfen; Ducrot rief, noch brauche Paris nicht zu kapitulieren. Frankreich könne wohl einen Ruin seines Vermögens, nie aber einen moralischen überwinden, die Nachwelt würde die Standhaftigkeit der Jetztwelt segnen. Die Regierung, der alles auf die Verpflegungsfrage ankam, brach daher die Verhandlungen ab und befahl Thiers, Versailles zu verlassen.

v. Fransecky.

Als die Einschließungsarmee nach der Einnahme von Metz verstärkt werden konnte, nahm das von der zweiten Armee abgezweigte und herangerufene 2. Korps südlich und südöstlich von der Stadt Stellung. In Paris glaubte man dagegen, nun zum Angriff bereit zu sein. Die gesamte Streitmacht wurde in drei Heere geteilt; das erste enthielt nur Nationalgarden unter General Thomas, der eine feste Hand über sie hatte, das zweite, 100,000 Mann, mit den besten Truppen und zu Hauptschlägen bestimmt, bekam Ducrot, das dritte, 70,000 Mobilgarden, fiel Vinoy zu. In das deutsche Heer sollte eine Lücke gerissen werden. Ursprünglich wollten Trochu und Ducrot den Durchbruch nach dem Norden auf Rouen zu über die Halbinsel von Argenteuil vornehmen; jetzt kamen so hoffnungsvolle Nachrichten von Orléans, daß dieser Plan mit allen getroffenen Vorbereitungen aufgegeben wurde. Der Ausmarsch sollte südlich vom Fort Nogent über die Marne gehen; bei Fontainebleau hoffte man die herankommende Loire-Armee zu treffen. Ducrot erließ einen feurigen Aufruf. „Ich kehre nur tot oder als Sieger zurück; ihr könnt mich fallen sehen, aber nicht weichend erblicken; dann haltet euch nicht auf und rächet mich!"

Zur Verstärkung der Artilleriewirkung wurde der Mont Avron besetzt. Um die Aufmerksamkeit zu zerteilen, machten die Pariser am 29. und 30. November mehrere Ausfälle nach Westen und Norden, von denen nur der gegen das 4. Korps bei Epinai ein schärferes Gefecht veranlaßte. Im Süden unternahm Vinoy Angriffe auf das 6. Korps bei l'Hay und Choisy, die ihm übermäßig große Verluste eintrugen. Näher der beabsichtigten Durchbruchsstelle gingen am Morgen des 30. französische Abteilungen bei Créteil über die Marne, wo sie nach längerem Streit bei Mont Mesly von der 3. württembergischen Brigade und den Pommern blutig

zurückgewiesen wurden. Von hier eilten die Württemberger ihren Landsleuten zu Hilfe, die im heißesten Kampfe standen.

Deutscherseits sah man den Ausfall an dieser Stelle voraus und nahm angemessene Truppenverschiebungen vor, doch konnte den drei Korps Ducrots zunächst nur eine geringe Macht entgegentreten, zwei württembergische und eine sächsische Brigade. Die Franzosen gaben aus Forts und Schanzen zur Einleitung ein furchtbares Feuer; auch ihre gesamte Feldartillerie hatten sie herangezogen, so daß die ganze Schlacht hindurch das Dröhnen der Geschütze dem Donner von St. Privat nicht nachstand. Am Morgen des 30. November griffen die auf mehreren Brücken bei Joinville, Nogent und Bry herübergekommenen Feinde auf der ganzen Linie Champigny, Villiers, Bry heftig an. Nur das mittlere, höher gelegene Dorf, der Schlüssel der Stellung, dessen lange Parkmauer allen Anstrengungen der feindlichen Geschütze standhielt, wurde trotz wütender, von Ducrot in Person geführter Angriffe gehalten, die beiden anderen mußten geräumt werden; aber dreimal schlug das württembergische Grenadierregiment Königin Olga den Sturm auf Coeuilly an dem dortigen Park zurück. Während bei Champigny der Kampf am Nachmittage nachließ, griffen um diese Zeit die Feinde bei Noisy und Villiers mit neuen Kräften an, ohne den verstärkten Sachsen und Württembergern Vorteile abzuringen. Schon jetzt konnte das ganze Unternehmen als miß-

Oberst von Hausen mit den sächsischen Schützen bei Villiers.

lungen gelten, so wenig hatte Ducrot Boden gewonnen, und seine Leute waren erschöpft. Er wagte sich nicht in die Stadt zurück, die in froher Siegesgewißheit schwamm. Am 1. Dezember befestigten beide Teile ihre Stellungen; für den Nachmittag erbat Ducrot Waffenruhe zur Abholung der Toten und Verwundeten.

General v. Fransecky, dem inzwischen König Wilhelm das Gesamtkommando über die zwischen Marne und Seine befindlichen Truppen übertragen hatte, befahl dem Prinzen Georg von Sachsen am frühen Morgen des 2. Dezember, mit der 24. Division und der 1. württembergischen Brigade Champigny und Bry wiederzunehmen.

Es gelang, in beide Dörfer einzudringen; dann setzte sich der erbitterte Kampf in Straßen und Häusern fest, und als Ducrot wieder einen allgemeinen Vorstoß befahl, that die Hilfe der Pommern not. Champigny wurde zur Hälfte genommen, das bereits eroberte Bry ging noch einmal verloren. Merkwürdigerweise standen hier die sächsischen Regimenter 107 und 108 gegen französische gleicher Nummer. Die deutsche Artillerie wütete unter den Franzosen, und schon riß bei ihnen die Flucht ein. Mit Säbel und Pistole warf sich Ducrot den Weichenden entgegen und brachte sie wieder zum Stehen. Er kam nicht mehr vorwärts, doch auch die Deutschen hatten am Abend nur einen Teil der früheren Posten zurückgewonnen. Ducrot wollte bleiben und eröffnete noch vor Tagesanbruch das Feuer wieder. Allein seine besten Oberführer, unter ihnen Renault, waren gefallen, und nur den verzweifelten Anstrengungen der Offiziere, von denen sehr viele ihre Hingabe mit dem Leben bezahlten, war es zuletzt noch gelungen, die Truppen ins Feuer zu bringen. Jetzt waren sie ermattet, durch die gewaltigen Verluste gelichtet und entmutigt, und die eisige Kälte der Frostnacht hatte sie vollends gebrochen. Daher wagte Ducrot

Kampf des Grenadier-Regiments „Königin Olga“ am Park von Coeuilly, 30. November 1870, nach V. v. Faber du Faur.

Main

an diesem 3. Dezember keinen ernstlichen Angriff mehr und kehrte in der Nacht über die Marne zurück, um die Schlagfertigkeit seiner Truppen wiederherzustellen. Er lebte noch und war gewichen; seine unvorsichtigen Worte trugen dem Braven Spott von beiden Seiten ein. Am folgenden Tage nahm Prinz Friedrich Karl Orléans ein, nachdem er die Loire-Armee, der Ducrot begegnen wollte, geschlagen hatte.

Die Franzosen gaben ihren Verlust in diesen drei Tagen auf 12,000 Mann an. Sie hatten sich tapfer geschlagen, aber das sichere Feuer der kampfgewohnten Gegner streckte sie reihenweis nieder. Die Deutschen verloren 5000 Mann, auch eine beträchtliche Zahl, darunter beinahe 900 Vermißte, meist in dem wechselvollen Streit um die Dörfer gefangene. Sehr hart waren die drei sächsischen Brigaden und die Württemberger Division mitgenommen (2100 und 1700); auch von den drei pommerschen Brigaden, die nur am 2. Dezember mitfochten, blieben über 1400 Mann.

Die Pariser wurden nun kleinlaut und ließen mehrere Wochen vergehen, ehe sie sich wieder in größeren Massen herauswagten. Die Deutschen richteten sich allmählich auf langen Aufenthalt ein; wer anfangs an eine schnelle Demütigung des Seinebabels geglaubt hatte, ließ die Hoffnung fahren. Aller Wünsche gingen auf ein Bombardement, doch Tag auf Tag verstrich, ohne daß es begann. Fast fünf Monate, ein Stück menschlicher Lebenszeit, haben im ganzen die Deutschen vor Paris gestanden. Die Armeeteile befanden sich in ziemlich verschiedener Lage, je nach ihrer Unterkunft. Zwar war nirgends Biwakieren unter freiem Himmel nötig, doch auch unter Dach und Fach gab es meist wenig Behaglichkeit; durchschnittlich lagerten die Mannschaften in engen Räumen dicht zusammengedrängt. Als die Deutschen herannahten, waren die Einwohner der im weiteren Umkreise gelegenen Ortschaften von der Regierung gezwungen worden, schleunigst ihr Heim zu verlassen und nach Paris zu ziehen. Nur sehr wenige blieben zurück, meist alte Weiblein, die von unsern Leuten durchgefüttert wurden. Die Mobilgarden machten sich noch das Vergnügen, die verlassenen Häuser gründlich zu verwüsten, Spiegel und Fenster zu zerschlagen, die Möbel zu erbrechen und durchzuwühlen; in diesem Zustande, der natürlich später den Deutschen allein zugeschrieben wurde, gingen die Dörfer und Villen an die Belagerer über. Nachher richteten die französischen Geschütze, so weit sie trugen, eine arge Zerstörung an und machten die meisten Häuser, wenigstens in den oberen Stockwerken, unbewohnbar. Die Truppen richteten sich nach Gutdünken ein. Aus den nicht belegten Häusern schleppten sie in ihre Quartiere Möbel, Matratzen, Gerätschaften, Geschirr. Manches wohlausgestattete Haus wurde gänzlich ausgeleert, während ärmliche Hütten sich mit reichem Inhalt füllten; ihre später zurückgekehrten Besitzer werden sich gewiß nicht beklagt haben. Der Umzug geschah nicht mit größter Schonung, und bei dem häufigen Wechsel der Quartiere fielen die einen Sachen der Verwahrlosung anheim, die anderen wurden verbraucht. Auch die Zimmeruhren, die Pendulen, deren Raub nachher die Franzosen den Deutschen vorzuwerfen liebten, erlagen schnell einem traurigen Geschick. Natürlich packten die Soldaten sie nicht in den Tornister, sondern froh, Zeitmesser zu haben, nahmen sie die Pendulen in ihre Behausungen und bis in die Vorposten mit. Da nicht immer kundige Hände das Aufziehen besorgten, wurden die Uhren schnell verdorben und dann weggeworfen. Ebenso waren die Klaviere stark begehrt; doch hielten sie die kräftigen Fäuste, die über sie kamen, nicht lange aus,

Barrikade mit Musik.

und die gesprungenen Saiten hauchten dann ihre wimmernden Töne in den Flammen aus. Viel unbrauchbar gewordenes Hausgerät fand sein Ende in den Barrikaden oder im Feuer. Außerdem verschlang das Bedürfnis nach trockenem Holze während des langen, harten Winters massenhaft alle geeigneten Stoffe. Erst verbrannte man Fensterläden und Thüren, dann kamen die Möbel an die Reihe; schließlich wurden in den zerstörten Häusern Fußböden und Treppen herausgerissen.

Die Truppen um Paris hatten keinen leichten Dienst. Jeden Augenblick konnten die Belagerten vorstoßen. Man darf überhaupt die Ausfallsgefechte nicht deswegen gering anschlagen, weil sie alle zum Siege der Deutschen ausfielen. Die Franzosen hatten den Vorteil, stets innerhalb des Bereiches ihrer schweren Geschütze zu kämpfen, mit denen sie unsere Feldgeschütze zum Schweigen brachten, und konnten jeden Ausfall artilleristisch vorbereiten sowie an jedem beliebigen Punkte in größter Schnelligkeit Truppenmengen vereinigen. Daher erforderte der Dienst auf der Feldwache die volle Aufmerksamkeit der Posten und strengte schon deshalb die Kräfte an; doch gab es genügenden Wechsel und Ruhepausen, in denen höchstens Exerzieren die faule Zeit ausfüllte. Gewöhnlich lagen die Truppen neun Tage hinter der Linie in nicht den feindlichen Geschützen ausgesetzten Ortschaften, um dann drei Tage vorn zu stehen. Von diesen gehörte der eine Tag dem eigentlichen Vorpostendienste, der andere dem Lagern im Repli, in der ersten Verteidigungsstellung, der dritte dem Rückhalt in der Reserve. In der vordersten Linie, die noch im Dunkeln am frühen Morgen bezogen wurde, durfte kein Feuer angezündet werden. Das Wetter wurde schon im Oktober ungewöhnlich rauh, dann trat Regen und Anfang Dezember scharfer Frost ein. Die Vorposten hatten viel zu leiden; 24 Stunden an einen Fleck festgebannt unter freiem Himmel, ohne Feuer in der langen Dunkelheit, in nächster Nachbarschaft eines stets unruhigen Feindes zuzubringen, war nicht angenehm.

St. Cloud nach dem Brande.

Dieser Feldzug nötigte, die Unbilden jeder Jahreszeit zu ertragen, die Hitze des Sommers, die Nässe des Herbstes, die Kälte des Winters, die Unbeständigkeit des Frühlings. Doch am schwersten lastete wohl der Winter; in den eisigen Nächten kroch der Frost den auf Feldwache Befindlichen bis ins innerste Gebein und schüttelte die erstarrten Glieder, daß man ihrer kaum Herr blieb. Am Tage mußte still liegen, wer nicht die erwärmende Bewegung als lebendige Zielscheibe erkaufen wollte. Mit welcher Sehnsucht lauschte man auf den in der stillen Nacht von weither schallenden Schritt der ablösenden Kameraden!

Viel Ruhe gab es auf Feldwache und auch in den rückwärtigen Stellungen nie. Die Pariser wurden des Geschützfeuers nicht überdrüssig; ohne erkennbaren Zweck, oft nur zur Unterhaltung oder bei der Ablösung ließen sie die schweren Stücke krachen. Wo sich etwas regte, selbst auf einzelne Männer, Reiter oder Wagen, warfen sie ihre Geschosse hin. Die vorliegenden Ortschaften wurden oft gewaltig bombardiert; mit wahrer Wut zerstörten die Franzosen ihr Eigentum. Am 13. Oktober schoß der Mont Valérien absichtlich das an geschichtlichen Erinnerungen und Kostbarkeiten reiche Schloß St. Cloud in Brand, und die deutschen Truppen waren es, welche mit Gefahr eine Anzahl von Kunstgegenständen und fast die ganze kaiserliche Bibliothek retteten. Die gleichfalls bedrohten Sammlungen der berühmten Porzellanfabrik von Sèvres ließ der Kronprinz in Versailles bergen. Zum

Glück that der reiche Granatenſegen den Deutſchen wenig Schaden. Die Geſchoſſe von gewaltiger Größe, die „Zuckerhüte", wie ſie die Unſern nannten, hörte man ſchon auf weite Entfernung durch die Luft heranrauſchen, aber ſie platzten ſelten oder nur in wenige Stücke. Wahre Ungeheuer entſandte von dem Mont Valérien, dem „Bullerjan", die Rieſenkanone Valérie, die jetzt in Berlin ſteht. Schließlich kümmerte man ſich kaum noch um dieſe Dinger. Noch lebhafter und ſelten ganz ſchweigend war das Gewehrfeuer. Nicht nur beſchoſſen ſich die Patrouillen im Vorraum, vielfach ſtanden die beiderſeitigen Poſten auf wenige hundert Schritte einander gegenüber, und da knallten die Franzoſen bei jeder Ablöſung oder jedem Rundgange. Um ihnen eine harmloſe Freude zu machen, ſtellten die Soldaten bekleidete Strohpuppen auf, die von Kugeln durchſiebt wurden. Da die „Jagd auf die Preußen" ein Sport war, legten ſich auch Pariſer Schützen in gedeckten Hinterhalt und entſandten von dort zu ihrer höchſten Genugthuung ſelten treffende Kugeln. Um die Deutſchen in ermüdender Unruhe zu halten, kamen wohl auch ganze Abteilungen vor, die ins Blaue hinein ein raſendes Feuer eröffneten. In der Nacht erreichten ſie manchmal ihren Zweck, und die ganze Vorpoſtenkette mußte vorſichtshalber alarmiert werden. Es war daher gar nicht möglich, die Kleider zur Nachtruhe abzulegen. Die Deutſchen antworteten wenig, denn wurde einmal ein Feldgeſchütz vorgezogen, richteten gleich die Forts ihr ſchweres Feuer darauf. Es war freilich verdrießlich, ſich immerfort ohne Erwiderung beſchießen zu laſſen, aber dieſe vornehme Ruhe gegenüber dem franzöſiſchen Queckſilber hatte etwas Großartiges an ſich.

Die Verpflegung in den erſten Wochen war ſehr mäßig, dann wurde ſie beſſer, bis wieder empfindliche Störungen eintraten. Zu Anfang gab es oft nur Speck und ſchlechtes Brot, da mußten die vortrefflichen Kartoffeln herhalten. Später wurden die Felder in geordneter Weiſe ausgenommen, und große Abteilungen zogen zur Kartoffelarbeit hinaus. Da hieß es, umgekehrt wie im Märchen, die guten ins Kröpfchen, die ſchlechten in den Sack; an luſtigen Feuern wurden die ſchönſten geröſtet, bis in der Regel die Franzoſen durch einige Granaten zur Vorſicht mahnten. Auch die Pariſer holten auf ihrer Seite fleißig die Erdfrucht. Da ſich unter die Sammelnden auch Männer in Weiberröcken miſchten, mußten ſie vertrieben werden; am bequemſten war, erſt die Säcke füllen zu laſſen und ſie dann nach einigen verſcheuchenden Schüſſen ſelber zu holen. Später buken die Truppen an Ort und Stelle ihr Brot aus geſchrotenem Korn, und da fiel manchmal für Leckermäuler Kuchen ab. Allmählich kam Fleiſch in ausreichenden Mengen, der Rinderpeſt wegen wochenlang nur vom Hammel, was zu vielen Scherzen Anlaß gab. Die Erbswurſt und Konſerven füllten die Lücken aus; etwa vom Januar ab herrſchte geradezu Überfluß. Da die Poſt ihren ſchweren Dienſt in wahrhaft glänzender Weiſe erfüllte, trafen auch die Sendungen aus der Heimat in Fülle ein. Endlich floſſen die Liebesgaben reichlich. Wären nicht die Enge und der Schmutz der Quartiere geweſen, die Langeweile und der beſchwerliche Vorpoſtendienſt, ſo hätten ſchließlich die Deutſchen vor Paris wie Gott in Frankreich leben können.

Ein eigen Ding war es mit dem Wein. Einzelne Truppenteile fanden große Niederlagen, die für die ganze Zeit ausreichten, bei anderen war es damit kümmerlich beſtellt, ſo daß man nur bei den Marketendern Wein oder Branntwein und manchmal auch koſtbares Bier haben konnte. Natürlich ließen ſie ſich die nicht immer gefahrloſe Mühe des Herbeiholens ſchwer bezahlen und nahmen zu den hohen Preiſen, die ſie ſelber entrichteten, ihren Zuſchlag. Am teuerſten war die Butter; eine halbe Mark kam der ſchwelgeriſche Genuß einer einzigen Butterſtulle zu ſtehen. Selbſt in Orten, die dem Bombardement ausgeſetzt waren, errichteten allmählich betriebſame Händler große Läden, die ſtarken Umſatz hatten. Je mehr die Pariſer darbten, deſto beſſer nährten ſich die Belagerer.

Am 5. Dezember hatte Moltke die Liebenswürdigkeit, der Pariſer Regierung mitzuteilen, daß die Loire-Armee am vorhergehenden Tage bei Orléans beſiegt worden war. Trochu ließ den Brief anſchlagen, begleitet mit den Worten: „Dieſe Nachricht raubt uns nicht das Recht, zu der großen Bewegung Frankreichs, welches uns zu Hilfe eilt, Vertrauen zu haben. Sie ändert nichts in unſern Entſchlüſſen, noch in unſern Pflichten, die ein einziges Wort zuſammenfaßt: Kampf!" Hatte Trochu vordem behauptet, Paris werde Frankreich retten, ſo beruhte jetzt die alleinige Hoffnung der Hauptſtadt auf dem Beiſtande des Landes.

Zwölfter Abschnitt.

Der Feldzug an der Loire.

In Orléans.

Als die eiserne Sperrkette um Paris ihre Glieder schloß, besaß Frankreich an Truppen nur eine unvollständige Division bei Bourges, einige Abteilungen im Osten und Scharen bretonischer Mobilgarden im Westen. Durch das Land, soweit es von den Deutschen berührt war, ging ein ziemlich allgemeiner, wenn auch zerstreuter Widerstand, der nicht unbeachtet bleiben durfte. Ihn hatte schon die kaiserliche Regierung hervorgerufen und die Republik sofort nach besten Kräften bestärkt und verstärkt. Die Behörden verteilten Waffen, soweit sie nicht schon vorhanden waren, um allenthalben Scharen von unregelmäßigen Kämpfern auszurüsten. Diese nannten sich Franctireurs, Freischützen oder Freischärler, und führten neben den in die Mobilgarde und in die Marschregimenter gestellten Mannschaften den Krieg auf ihr eigenes Glück und Wagen, freilich für nicht geringen Sold. Die meisten trugen eine Kleidung, die sie als Miliz kennzeichnete, kurze schwarze Blusen, Pluderhosen mit roten Streifen und farbige Schärpen, und vereinigten sich zu geschlossenen Haufen. Ihr Zweck war der kleine, der Guerillakrieg. Sie umschwärmten die Deutschen auf den Märschen und schnitten Zurückgebliebene ab, suchten kleine Abteilungen oder Wagenkolonnen zu überfallen, kurz, thaten Abbruch, wo es ging. Meist der Gegend genau kundig, mit der Bevölkerung im Einverständnis, kamen und verschwanden sie, lagen im Hinterhalt, wichen fliehend einem ernsten Angriff aus und erschienen bald wieder an einer andern Stelle. Sehr viele aber trieben ihr Wesen mit Heimtücke. Sie trugen nur Schärpe oder farbiges Halstuch, um sich vor ihren Landsleuten und im Fall der Gefangenschaft als Soldaten auszuweisen. Gar oft kam es vor, daß solche „Hannes“ oder „Pisangs“, wie unsere Soldaten die Bauern (paysans) nannten, in der landesüblichen blauen Bluse, breitbeinig, die Hände tief in der Hosentasche, den Pfeifenstummel im Munde, ruhig den Vorbeimarsch von Truppen mit ansahen, dann rasch ihre Flinten ergriffen und von der Seite oder von hinten feuerten; wurde dann der Wald oder das Dorf abgesucht, versteckte der Franctireur Gewehr und Abzeichen und stand in aller Unschuld als harmloser Bauer da. Die große Kriegführung konnte dadurch nicht gehemmt, wohl aber im einzelnen viel Unheil angerichtet werden, und das Schlimmste war als unvermeidliche Folge gegenseitige wütende Erbitterung. Den Franzosen selber trug diese veraltete, nur fälschlich als patriotisch betrachtete Kriegsweise den größten Schaden ein. Die moderne, menschlich gewordene Zeit führt allein Krieg mit den Soldaten und will die bürgerliche Bevölkerung schonen; das kann jedoch nur geschehen, wenn diese sich selber jeder kriegerischen Handlung vollständig enthält. Die deutsche Oberleitung wachte mit eiserner Strenge über der Schonung von Privatleuten und ihrem Eigentum; um so weniger durfte jener heillose Unfug geduldet werden. Daher verfuhr man mit diesem feigen Gesindel sehr kurz; die Ortschaften, deren

Die Bayern bei Orleans, 11. Oktober 1870, von C. Becker.

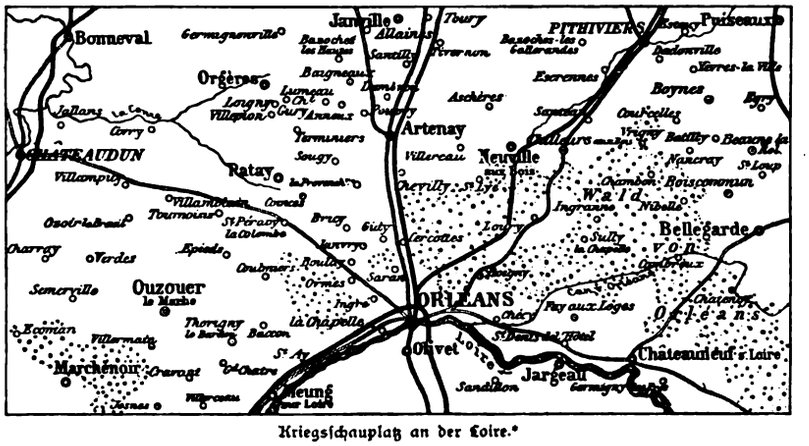
Mau

Einwohner die Waffen erhoben hatten, wurden niedergebrannt, den Gemeinden außerdem schwere Geldstrafen auferlegt. Diese vermeintliche Härte kam als Warnung den Franzosen selbst zu statten und verfehlte nicht ihre Wirkung. Gewöhnlich wurden in den besetzten Orten die Waffen eingefordert und vernichtet, und die Behörden waren oft recht eifrig, sie aufzuspüren und einzuliefern. Denn die Franctireurs belästigten auch ihre eigenen Landsleute, und neben sonst ehrlichen, nur verblendeten Männern gab es unter ihnen genug, die unter dem Deckmantel der Vaterlandsliebe nur schändliche Räuberei trieben.

Freiherr von und zu der Tann.

Es ließ sich gar nicht übersehen, wie stark diese Scharen und ob sie nicht die Vorläufer von regelmäßigen Truppen waren; denn sie dienten auch zur Deckung und Verschleierung neu entstehender Truppenkörper. Da die Armee bei Paris vor jedem Angriff gesichert werden mußte, schwärmte die starke deutsche Reiterei, sechs Divisionen, nach allen Seiten aus, um auszukundschaften und auch Lebensmittel aufzutreiben. Ringsum fielen kleine Gefechte vor, und als die 4. Kavalleriedivision feststellte, daß sich vor Orléans bedeutende Streitkräfte sammelten, wurde zu ihrer Bekämpfung am 6. Oktober eine besondere Heeresabteilung dem General v. d. Tann unterstellt, bestehend aus dem 1. bayerischen Korps und der 22. Division (die thüringisch-hessischen Regimenter 32, 95, 83, 94) unter General v. Wittich. Die 2. und 4. Kavalleriedivision begleiteten auf beiden Flügeln, die 6. sollte westlich die Flanke sichern.

Nördlich von der Loire erstreckt sich die eintönige, aber fruchtbare Landschaft der Beauce, der Kornkammer von Paris. Diese „schöne Au", eine leicht gewellte Ebene, erzeugt auf ihrem weichen, unerschöpflich tragfähigen Thonboden die herrlichsten Getreideernten und nährt einen bedeutenden Viehstand, Pferde und Schafe. Daher liegt Dorf an Dorf, Ferme an Ferme; die Bevölkerung ist dicht und wohlhabend, doch selbst ihre Landsleute urteilen über sie ungünstig. Für den großen Krieg eignet sich das Land wenig; die Gegend ist schwer zu übersehen, der starke Anbau hindert die Truppenbewegungen, beherrschende Punkte gibt es kaum. Weder die Artillerie noch die Kavallerie vermögen sich dort recht zur Geltung zu bringen, und der Kampf muß sich meist in kleineren Gefechten von Ort zu Ort hinziehen.



Kriegsschauplatz an der Loire.*

Unter den zahlreichen Städten ist die wichtigste das nur 270 Kilometer von Paris entfernte altberühmte Orléans, am rechten Ufer der prächtigen, schiffbaren Loire, mit den Vorstädten auf dem linken Ufer durch eine schöne, über 300 m lange Brücke verbunden. Reich an stattlichen Bauten, ein Hauptsitz der Industrie, mit wissenschaftlichen Anstalten ausgestattet, umgeben von breiten Boulevards, erfreut sich die Stadt mit ihren mehr als 50,000 Einwohnern eines blühenden Wohlstandes und vermittelt den Verkehr des Südens mit dem Norden und namentlich mit Paris.

* Die Pläne für die einzelnen Schlachten s. auf Tafel II.

General v. d. Tann ſtieß auf das erſte der neu aufgeſtellten franzöſiſchen Korps, das XV. unter de la Motterouge, das 128 Geſchütze und 60,000 Leute, faſt nur junge Mannſchaft, zählte. Trotz ſeiner Stärke wich der Feind, in ſeinen Flanken von der Kavallerie umklammert, nach längerem, für ihn verluſtreichem Gefecht am 10. Oktober bei Artenay vor den erſten drei bayeriſchen Brigaden. Der Rückzug wurde ſo fluchtartig, daß Motterouge das nördliche Loireufer zu räumen beſchloß. Am folgenden Tage marſchierte Tann in breiter Front nach Süden gegen Orléans. Die 22. Diviſion auf dem rechten Flügel geriet zuerſt an den Feind und ſtürmte nach langem Gefecht das etwa eine Stunde nordweſtlich von Orléans gelegene verſchanzte Dorf Ormes, konnte dann aber nur langſam durch Gärten und Häuſer bis zur Vorſtadt Le Petit St. Jean vorrücken. Auf dem linken Flügel fand die 3. bayeriſche Brigade, welche die große ſchnurgerade Straße von Paris her verfolgt hatte, heftigen Widerſtand bei Bel Air. Da von hier die auf beiden Seiten bis in die Stadt hinein dicht mit Häuſern beſetzte Straße leicht zu verteidigen war, ſuchten die Bayern im Rücken zwiſchen Straße und Eiſenbahn vorwärts zu kommen und gerieten darüber in hartnäckigen Kampf gegen die Gasfabrik und den Bahnhof Les Aubrays; auch die 4. Brigade, die rechts neben der 3. Brigade über Saran die feindliche Linie durchbrochen hatte, konnte nur die weſtliche Häuſerreihe nehmen. Daher ließ Tann den entſcheidenden Stoß von Nordweſten her führen, indem er um 5 Uhr die 1. Brigade zwiſchen die 4. und die 22. Diviſion einſchob. Es gelang den 32ern, den Bahndamm zu überſchreiten und den Feind zum Weichen zu zwingen; durch die Vorſtadt St. Jean ſtürmte dann das 1. bayeriſche Regiment vor bis an das den Eingang in die Stadt ſperrende Zollgitter. Major v. Lüneſchloß und ſämtliche Offiziere ſetzten ſich an die Spitze; durch eine geſprengte Nebenthür drangen ſie in die Stadt ein und bis zum Martroiplatz, auf dem das Reiterſtandbild der Jungfrau von Orléans prangt, die einſt die Stadt vor den Engländern gerettet hatte. In den Straßen trafen ſich Bayern und Thüringer; hier an der Loire wurde die bisherige Waffenbrüderſchaft zur innigſten Freundſchaft. Die 1. bayeriſche und die 43. Brigade beſetzten noch am Abend die wichtigſten Gebäude und die Loirebrücke. Die glänzenden Siege beider Tage koſteten etwa 1100 Mann, von denen ein beträchtlicher Teil auf die 3. bayeriſche Brigade fiel. Die Franzoſen verloren 4200 Mann, davon 2700 Gefangene.

Im Bahnhof Les Aubrays bei Orléans am 11. Oktober 1870: Aufhören des Feuerns.

Zwei Tage vor der Einnahme von Orléans hatte Gambetta in Tours die Regierungsgeſchäfte übernommen, das Innere und den Krieg, und mit mächtigem Wort das Volk zum Kampfe aufgerufen: „Große Pflichten werden euch auferlegt. Die erſte dieſer Pflichten iſt, daß ihr keinen andern Gedanken habt als den Krieg!“ Gambetta trat auf als Diktator; mit der gewaltigen Kraft ſeines Willens riß dieſer einzige, vielumfaſſende Kopf Frankreich mit ſich fort und ergoß einen neuen Geiſt durch das Volk. Ihm allein war die ungeheure Anſtrengung zu verdanken, der ſich das Land unterzog. Nicht weniger als elf Armeekorps, 600,000 Mann, ſtampfte er innerhalb von vier Monaten wie aus der Erde. Bewaffnung und keineswegs ſchlechte Ausrüſtung für dieſe Maſſen wurden blitzſchnell beſorgt, anfangs unter der ſtarken Beihilfe Amerikas und Englands, deren Kaufleute bereitwilligſt Gewehre und

Patronen lieferten. 1404 neue Feldgeschütze kamen ins Feuer; die Granaten erhielten jetzt Schlagzündung und wirkten weit mehr als die früheren. Schnell hergestellte Kriegskarten belehrten die Offiziere über die ihnen unbekannten Gegenden; ein tüchtiges Geniekorps bildete sich aus Privatleuten, meist Technikern der Fabriken. Vortrefflich verstand die Armeeleitung das Eisenbahnnetz auszunutzen. Ganz Frankreich war ein mobiles Kriegslager.

Gambetta zur Seite stand sein Freund und Gesinnungsgenosse Charles de Freycinet. Bisher war er Ingenieur für Bergbau und Eisenbahnen, doch niemals Soldat gewesen. Hochbegabt, gewandt, unerschütterlich ruhig, unternehmend, erfinderisch und unbedenklich in Mitteln, unbekümmert um Gesetze und Menschen, unternahm Freycinet, nicht nur die Werkzeuge für den Krieg zu schaffen, sondern ihn auch zu leiten, überzeugt von seiner Allbefähigung. An Willkür kam er Gambetta gleich, und selbst dieser stand unter dem Einflusse seines Mitarbeiters. Freycinet war die regelnde, Gambetta die anstoßende Kraft in ihrem gewaltigen Uhrwerk, zu dem sie Frankreich machten. Der Diktator verkörperte die nationale Verteidigung, leidenschaftlich, schnell fassend und schnell entscheidend, aber auch rasch wechselnd, selber erfüllt von dem Zauberreiz der Republik und eine solche Staatsverfassung für unwiderstehlich haltend. Die Generale der Kaiserzeit betrachtete er als unfähige Menschen, er wollte Frankreich wieder beleben durch den Sturm republikanischer Begeisterung unter neuen Männern. Der Zahl und dem Schwunge der jungen französischen Mannschaften müßten die Preußen, die Fürstenknechte, erliegen. Die Masse sollte es bringen, damit für die verbrauchten Truppen sofort andere eintreten könnten, denn schonungslos gab er Menschen preis. Er hielt sich für berechtigt, selber den Heerführer abzugeben, mit den Generalen schaltete er wie mit Schachbrettfiguren. Zuversichtliches Auftreten allein vermochte das geschwundene Selbstvertrauen der Nation zu heben. Daher funkelten Gambettas Kundgebungen in dem Brillantfeuer herrlicher Wortfügungen, und der nackten Wahrheit über den Thatbestand zog er die schöngeschminkte Selbsttäuschung vor.

v. Wittich.

Gambetta elektrisierte Frankreich. Der Krieg, der vielen schon fast beendet schien, trat in völlig neue Verhältnisse ein und verlängerte sich ins Ungewisse. Für Frankreich wurde jetzt der Kampf ein Volkskrieg. Wieder nahm er einen dramatischen Zug an, der seit Metz und Sedan geschwunden war, die Entwickelung erregte aufs neue erwartungsvolle Spannung. Ganz Europa, dessen Völker die unerhörten Siege der bisher gering geachteten Deutschen nicht ohne einige Mißgunst gesehen hatten, verfolgte mit höchstem Interesse den wiederbelebten Waffengang. So oft ganze Völker in eigener Sache aufgestanden waren, fast immer hatten sie Erfolge errungen. Nur täuschten sich die Franzosen, wenn sie meinten, lediglich gegen einen beutegierigen König und dessen blutdürstige Generale zu streiten; in dem deutschen Heere stand ihnen ebenfalls ein Volk gegenüber, und jeder seiner Mannen fühlte sich als Streiter für das ganze Vaterland. Hier ernstes Pflichtgefühl, dort glühender Haß und sprühende Leidenschaft! Volk gegen Volk! Welches wird siegen?

Da der Feind über die Loire bis nach Salbris gewichen war, beschränkte sich Tann bei der geringen Zahl seiner Truppen darauf, den Flußabschnitt bei Orléans zu halten, während die 22. Division und die 4. Kavalleriedivision die zahlreichen Freischaren im Nordwesten vertreiben sollten. Am 18. Oktober fanden sie die offene Stadt Châteaudun durch Barrikaden verschlossen und von Franctireurs, denen sich die Einwohner kämpfend zugesellten, hartnäckig verteidigt. Die Division stürmte die in Brand geschossene Stadt noch spät abends in gräßlichem Handgemenge; Châteaudun, großenteils ein rauchender Schutthaufen, büßte mit fast völligem Ruin. Durch sein grausiges Schicksal gewarnt, ergab sich am 21. Chartres, wo den regulären Truppen Abzug gewährt wurde.

Der von Gambetta ernannte neue Oberbefehlshaber, General d'Aurelle de Paladines, der in kurzer Zeit durch Strenge und fleißige Übung seine lockeren Scharen zu leidlich brauchbaren Kriegern machte, vereinigte das XV. und das unter General Chanzy eben gebildete XVI. Korps und zog, von starker Artillerie und Kavallerie begleitet, von Blois her auf dem rechten Loireufer gegen Orléans, mit der Absicht, zugleich dem Gegner den Rückzug nach Norden abzuschneiden. General v. d. Tann, der die Stärke des Feindes nicht kannte und durch den Abmarsch der 22. Division geschwächt war, beschloß, den Feind westlich von der Stadt zu empfangen, da sie selbst zur Verteidigung ungeeignet war. Am Morgen des 9. November mußten die Bayern vor der Mehrzahl und dem starken Geschützfeuer der Franzosen, die in guter Haltung heranrückten, erst Baccon, dann nach langem Widerstand um 2 Uhr auch La Renardière aufgeben und sich nach dem Saume des Waldes von Montpipeau zurückziehen. Im Norden vereitelte die 2. Brigade unter General v. Orff alle Umgehungsversuche und erstritt Vorteile, bis die Übermacht des Feindes es ratsam machte, vom Angriff abzusehen und nur die Stellung bei St. Sigismond aufs äußerste zu verteidigen. Nachdem die 4. Brigade mehrere Gewaltanstürme des Feindes auf Coulmiers kräftig zurückgewiesen hatte, wollte Tann nicht seine Reserve daran setzen und ließ deshalb das Gefecht um 4 Uhr abbrechen. In bester Ordnung, den Feind stets zurückhaltend, zog das Korps über Artenay nach Toury zurück, wo es stehen blieb. Die Stadt Orléans war bereits am Nachmittage geräumt worden, nur die Lazarette mit den Verwundeten und Kranken blieben zurück. Am Abend besetzten die Franzosen die Stadt aufs neue.

Bei Coulmiers.

Dieses Treffen von Coulmiers ist das einzige größere, das die Deutschen in diesem Kriege verloren haben. Aber ihrer 15,000 mit 90 Geschützen hatten 71,000 Feinde mit 140 Geschützen gegen sich. Mit Ruhm und ohne allzu große Verluste war sieben Stunden lang gestritten worden, und die Franzosen wagten keine Verfolgung. Und wenn diese nach jeder verlorenen Schlacht der Auflösung anheimfielen, kamen die Deutschen nicht einen Augenblick in Verwirrung, obgleich manche Abteilungen seit 36 Stunden nicht geruht hatten. Die Franzosen zauderten daher, ihren Erfolg auszunutzen; dennoch waren sie höchst befriedigt, und dieser Sieg half ihnen sogar über die Bestürzung hinweg, welche die Kapitulation von Metz hervorgerufen hatte. Soviel hatten sie auch wirklich erreicht: die Loirearmee, an deren Wert viele nicht hatten glauben wollen, war eine Thatsache geworden, mit der ernstlich gerechnet werden mußte. Die deutsche Heeresleitung hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen; Paris fesselte zu viele Kräfte, während fortwährend ringsum neue Armeen aus der Erde schossen. Es war die höchste Zeit, daß Metz fiel, sonst wurde die weitere Belagerung der Hauptstadt in Frage gestellt.

Schon am 7. November hatte König Wilhelm den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg zum Oberbefehlshaber einer „Armeeabteilung" ernannt. Sie umfaßte das 1. bayerische Korps, die 22. Division, vier Kavalleriedivisionen (2. 4. 5. 6.) und die 17. Division, die unter dem Befehl des Generals v. Treskow die hanseatischen

Feldzug an der Loire: Das Eintreffen der ersten Mecklenburger von C. Becker.

MAU

Regimenter 75, 76 und die mecklenburgiſchen 89, 90 enthielt. Erſt Ende Auguſt hatte die Diviſion die deutſche Küſte, deren Schutz ihr bis dahin oblag, verlaſſen und war nach der Belagerung einiger Feſtungen vor Paris angekommen. Bei Dreux traf ſie mit ihren jetzigen engeren Waffengefährten zuſammen, und herzlich drückten die ſtrammen Burſchen der oberdeutſchen Hochebene ihren plattdeutſchen Brüdern vom Seeſtrande die ſtarke Rechte. Da der Großherzog lediglich die Einſchließungsarmee von Paris gegen den Weſten ſchirmen ſollte, ſchlug er den Weg nach Le Mans ein, bei ſchlechtem Wetter auf beſchwerlichen Wegen die hügelreiche, pferdenährende Landſchaft der Perche durchziehend. Unter fortwährenden Gefechten mit Freiſcharen drang er bis über Nogent le Retrou vor. Dort mußte er umkehren, um ſich auf allerhöchſten Befehl der zweiten Armee anzuſchließen. Am 29. November gewann der Großherzog weſtlich von Toury Fühlung mit dem 9. Korps.

Denn nun war über Troyes die große und breite Lawine von Metz herangenaht. Nach beſchleunigten Märſchen traf am 14. November das 9. Korps bei Fontainebleau ein, das 3. erreichte die Yonne bei Sens, das 10. hatte die obere Seine bei Châtillon überſchritten. Prinz Friedrich Karl wollte erſt alle Kräfte vereinen, ehe er angriff.

Ungeduldiger war Gambetta. Er gedachte dem Prinzen zuvorzukommen und hatte von Trochu Botſchaft erhalten, daß die Pariſer am 29. November ausbrechen würden. D'Aurelle beabſichtigte, um erſt die neuen Truppen zu formen, die Deutſchen mit ſeiner ganzen Macht in den befeſtigten Stellungen vor Orléans abzuwarten, doch Gambetta ſchalt ihn ob ſeines Zauderns und ſchrieb ihm geradezu die Bewegungen vor; der Feind ſollte geſchlagen und der Marſch auf Paris angetreten werden.

Friedrich Franz,
Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Ein Blick auf die Karte erleichtert die Überſicht der ſich vorbereitenden Ereigniſſe. An dem großen Bogen, den die Loire macht, liegt auf dem nördlichſten Punkte Orléans, ungefähr gleichweit weſtlich Blois, öſtlich Gien, Plätze, welche hauptſächlich zur Sammlung dieſer neuen Armeen gedient hatten. Die Straße nach Paris führt von Blois im Bogen ausholend über Châteaudun und Chartres, von Gien über Montargis und Fontainebleau. Der nächſte und geradeſte Weg iſt der von Orléans über Artenay, Etampes und Longjumeau, doch gibt es auch einen zweiten mehr öſtlich über Pithiviers nach Malesherbes. Hier gabelt ſich die Chauſſee; der eine Strang geht auf Corbeil, der andere öſtlich nach Fontainebleau, und dieſen wollte Gambetta eingeſchlagen wiſſen. In dem großen Walde bei Fontainebleau, der ſich bis zur Seine erſtreckt, ſollte die Loirarmee die Pariſer nach glücklichem Durchbruch treffen.

Der Diktator ſtellte drei neue Korps zur Verfügung, das XX. unter Crouzat, das von der Saône herkam und brauchbar war, und das XVII. und XVIII. unter Sonis und Billot, beide in überſtürzter Eile zuſammengebracht. Mit dieſen an Zahl gewaltigen Truppen, 200,000 Mann, marſchierte d'Aurelle vorwärts in weit ausgedehnter Linie, die ſich etwa von Montargis bis über Artenay hinaus erſtreckte, im Rücken den großen, faſt ungangbaren Forſt von Orléans.

Gleich am 24. November ſtörte von Montargis her das 10. Korps, der linke Flügel der zweiten Armee, durch die Gefechte von Ladon und Maizières die feindliche rechte Flanke. Am 28. November ſtieß Crouzat bei ſeinem Vormarſch mit 58,000 Mann und 146 Geſchützen auf die 38. und 39. Brigade, zu denen ſpäter noch das 91. Regiment trat. Die 38. Brigade (Reg. 16 und 57) ſtand bei Beaune la Rolande, einem kleinen Städtchen, deſſen alte, teilweiſe noch erhaltene Mauer nebſt dem Kirchhof zur Verteidigung eingerichtet war; die 39. Brigade (Reg. 56 und 79) hatte öſtlich bei Long Cour eine gute Stellung genommen. Die Vorpoſten, die ſich von Batilly bis Corbeilles erſtreckten, mußten, nachdem der Kampf beſonders um Juranville lange geſchwankt hatte, nach Mittag ſämtlich vor der gewaltigen Übermacht geräumt werden; doch bei Long Cour trieb die Artillerie das von Oſten her an-

greifende XVIII. Korps zurück. Dagegen verloren die Preußen bei Les Cotelles ein in den Boden eingesunkenes und seiner Bespannung beraubtes Geschütz.

Mit drei Divisionen bedrängte Crouzat von Süden und Westen her Beaune; bis auf hundert Schritt kamen seine Reihen an die Mauern heran. Schon erstieg der Feind auch im Nordosten die nahe Höhe von Les Roches, aber Major Körber, der Tapfere von Bionville, hielt ihn mit seinen Batterien fest. Um 1 Uhr war Beaune fast umstellt, die Munition fing an auszugehen, auch Artillerie ergoß ihren Eisenhagel über die drei Bataillone der 16er und 2 Kompanien 57er unter Oberstleutnant Sannow. Zwar machte General v. Woyna mit 57ern einige Luft im Osten, allein noch immer schwebten die tapfer Ausharrenden in höchster Gefahr. Da kam die 5. Division von Pithiviers her über Boynes, an ihrer Spitze die 52er, 12er und 3. Jäger. Dennoch versuchte Crouzat, selbst voranschreitend, noch einen Sturm auf Beaune; zurückgeschlagen konnte er die Seinen nicht mehr halten. Er verlor außer 2000 Gefangenen gegen 3000 Tote und Verwundete, der Sieger nur 900 Mann. Die Anmarschlinie der Franzosen war durchbrochen.

Sturm auf Loigny am 2. Dezember 1870. 7. Kompanie des bayerischen 12. Infanterie-Regiments.

Die nächsten Tage vergingen unter Bewegungen und kleinen Gefechten. Auf erneuten Befehl aus Tours mußte d'Aurelle, der lieber seine zerstreuten Korps hinter dem Forste von Orléans gesammelt hätte, wiederum auf Pithiviers vorgehen. Seine Schwenkung führte am 1. Dezember zum Stoß auf die Armeeabteilung des Großherzogs und zu einem hitzigen Gefechte bei Villepion westlich von Artenay, in dem Chanzy die Bayern etwas zurückdrängte. Der kleine Vorteil machte den Franzosen neuen Mut, um so mehr, da auch Trochu seine gleichzeitig vor Paris errungenen Vorteile in günstigem Lichte darstellte.

Der Großherzog ging am folgenden Morgen, am 2. Dezember, mit vereinten Kräften dem Angreifer entgegen. Der erste Kampf der Bayern nördlich von Loigny an der Straße Orléans-Chartres war sehr hart, bis auf ihrem rechten Flügel die bayerischen Küraſſiere und die 4. Kavalleriedivision glücklich eingriffen und links die 17. Division Lumeau stürmte und gegen heftige Rückstöße behauptete. Teile der 22. Division besetzten das benachbarte Anneux; schon fing hier der Feind sich zu lösen an. Besonders günstig wirkte das Einschieben der 33. Brigade; die Hanseaten (Reg. 75, 76) fielen den gegen Château Goury stürmenden Franzosen in die linke Flanke und eroberten unterstützt von den Bayern Loigny mit dem Bajonett; die päpstlichen Zuaven, die nochmals tapfer vorgingen, wurden von den aus dem brennenden Dorfe ungestüm Vorbrechenden über den Haufen geworfen. Mittlerweile hatte Wittich seine 22. Division nach Artenay zu geführt. In atemlosem Lauf erreichten die 32er den hochgelegenen Ort Poupry und verteidigten ihn nachdrücklich; nur mit schwerer Mühe konnte sich dieser Flügel halten. Hier fiel der Brigadier Oberst v. Kontzki, mit ähnlichen Worten wie General v. François bei Spicheren von den Seinen Abschied nehmend. Von den 42,000 Deutschen wurden in dieser heißen Schlacht bei Loigny-Poupry 4000 Mann getötet oder verwundet, von den 78,000 Franzosen, die außerdem 2500 Gefangene gaben, 5000. Sie waren auf dieser ganzen

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Die Bremer bei Loigny, nach E. Hünten.

MAU

Linie geſchlagen oder feſtgehalten, ihr Plan, die Hauptſtadt zu entſetzen, vereitelt. An dieſem ſelben 2. Dezember hatte auch Trochu das Fehlſchlagen ſeines Ausfalls erkennen müſſen.

Um der Unſicherheit vor Paris ein Ende zu machen, befahl König Wilhelm, bei Orléans eine Entſcheidung herbeizuführen. Am 2. Dezember war, wie vor Paris, harter Froſt eingetreten. Am 3. rückte die geſamte deutſche Armee bei heftigem Schneetreiben vor, unter mancherlei Gefechten, in denen meiſt die Artillerie das große Wort führte. Das am weiteſten öſtlich zwiſchen Beaune la Rolande und Pithiviers ſtehende 10. Korps ſchob ſich heran, während das 3. Korps der Straße von Pithiviers nach Orléans folgend durch den großen Wald die offene Gegend bei Loury erreichte. Das 9. Korps ſchlug die Straße von Artenay ein, die Armeeabteilung begleitete es auf der rechten Flanke, und Wittich nahm noch abends Chevilly. Nur zwei Meilen war Orléans entfernt. Am folgenden Tage wurde der Marſch fortgeſetzt. Das 3. Korps traf erſt nachmittags auf ſtarken Widerſtand bei Baumainbert, der öſtlichen Vorſtadt von Orléans, und ſchob den Angriff für den folgenden Tag auf; das 9. Korps arbeitete ſich, nachdem die 36er Cercottes geſtürmt hatten, in Einzelkämpfen bis an den Bahnhof nördlich der Stadt heran. Die Armeeabteilung, bei der alle Waffengattungen in erfolgreiche Thätigkeit traten, rückte im Nordweſten, in eben der Gegend, wo dieſelben Truppen am 11. Oktober gefochten hatten, dicht an Orléans heran. D'Aurelle hatte ſchon am Nachmittag den Rückzug begonnen; noch in der Nacht öffnete Kapitulation die Stadt, in welche um 12½ Uhr der Großherzog einzog.

Das Schlachtfeld von Artenay.

Als Frucht dieſer Gefechte vom 3. und 4. Dezember, welche man als die Schlacht von Orléans zuſammenfaßt, fielen den Deutſchen, die nur 1700 Mann einbüßten, 4 Kanonenbote, 74 Geſchütze und 18,000 Gefangene, von denen 6000 vorläufig in der herrlichen Kathedrale eingeſperrt wurden, in die Hände. Der Feind war aufgelöſt und ſeine gewaltige Armee, die ſo große Hoffnungen erweckt hatte, zerſprengt und durchſchnitten. Sein XV., XVIII. und XX. Korps wichen öſtlich von Orléans auf das linke Loireufer, nur das XVI. und XVII. ſtanden noch weſtlich von der Stadt auf dem rechten Flußufer. Während der Schlacht hatte Gambetta ſelbſt zur Sache ſehen wollen; der Eiſenbahnzug, in dem er ſich befand, wurde bei La Chapelle durch die Geſchütze der weit vorgedrungenen 2. Kavalleriedivision zum Umkehren genötigt. Bereits ſchien Tours ſo bedroht zu ſein, daß die Regierung am 8. Dezember ihren Sitz weit vom Schuß, bis nach Bordeaux, verlegte. D'Aurelle, deſſen weiſe Vorſicht in Gambettas Syſtem nicht paßte, wurde zum alten Eiſen geworfen; als neue Glücksſterne Frankreichs leuchteten nun Bourbaki, der die öſtliche Armee als erſte Loirearmee erhielt, und Chanzy, der die weſtliche als zweite übernahm. Die auf ihn gefallene Wahl war allerdings glücklich, denn Chanzy, ein ſchöner, liebenswürdiger Mann, ruhig und dabei zuverſichtlich, verſtand ſich auf die Führung. Ihm wurde noch ein neues, das XXI. Korps, übergeben, das im Forſte von Marchénoir vor dem Loir, einem rechten Nebenfluß der Loire, Stellung nahm.

Ein weiteres Feſtſetzen des Feindes an der Loire durfte nicht geduldet werden. Prinz Friedrich Karl behielt nur das 10. Korps bei ſich, das 3. ſchickte er das rechte Loireufer ſtromaufwärts nach Oſten. Die 18. Diviſion

mit der 6. Kavalleriedivision hatte südwärts bis nach Vierzon hin die Sologne zu durchstreifen, die Landschaft zwischen der Loire und dem Cher, die Wüste Frankreichs, ärmlich, ungesund, mit dürren Heiden, sandigen Weiden und kümmerlichen Äckern, deren undurchlässiger Boden im Winter das Land in einen Sumpf verwandelt, von dem unzählige Seen und Teiche dicht nebeneinander wie die Löcher eines Siebes den Sommer überdauern. Die 25. Division begleitete stromabwärts am linken Ufer der Loire den Zug des Großherzogs, der sich mit seiner Armeeabteilung gegen Chanzy wandte, der bei Beaugency Stellung genommen hatte.

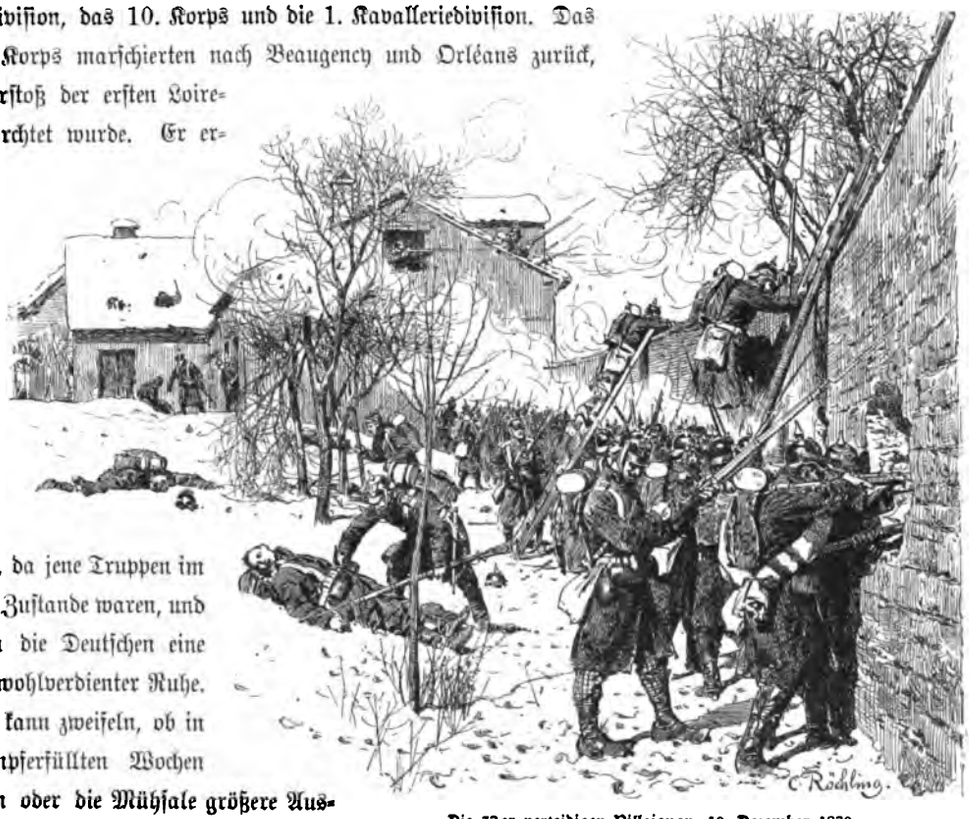
Am 7. Dezember traf die gesamte Armeeabteilung in ihrer drei Meilen breiten Front, deren Mitte die Bayern einnahmen, überall auf starken Widerstand. Die 17. Division nahm Meung und unterstützte von La Bruère aus die Bayern, die bei Grand-Chatre in ein heftiges Feuergefecht gerieten; auch die 22. Division hatte auf dem rechten Flügel bei Ouzouer starke Feindesmassen vorgefunden. Chanzy wollte, an den Wald von Marchénoir gelehnt, den Weg auf Vendôme und Tours verlegen und hielt wacker stand, indem er den von französischen Führern so oft gemachten Fehler, seine Scharen zu zersplittern, vermied. Am folgenden Tage, am 8. Dezember, nahm er den Kampf wieder auf, seine starke Artillerie, 300 Geschütze, geschickt verwertend; der mächtige Kanonendonner erinnerte an Sedan. Nachdem die Bayern bei Beaumont den Feind scharf zurückgeworfen hatten, bot er alles auf, um bei dem vorspringenden Dorf Cravant die Gefechtslinie zu durchstoßen Immer neue dichte Kolonnen schickte Chanzy vor und bedrängte aufs äußerste die Bayern, die ihre letzten Reserven heranziehen mußten und von der 22. Division wacker unterstützt wurden. Doch sie behaupteten sich nicht nur, sondern rangen dem Feinde noch Boden ab. Die 17. Division nahm Messas nach langem Streit, und die 14. Jäger, unterstützt von Kameraden der anderen Regimenter, eroberten auch das Städtchen Beaugency, das bereits von dem andern Loireufer her durch Batterien des 9. Korps beschossen wurde.

Bayerische Plänkler bei Beaugency.

Ebenso heiß ging es am 9. Dezember auf diesem engen, wenige Kilometer breiten Schlachtfelde her. Die Bayern mußten alle Kräfte aufbieten; noch gegen Abend gewannen die 17. und 22. Division nordwestlich von Beaugency bedeutenden Raum, bis Origny hin. Chanzy, dadurch auf seiner Rückzugslinie bedroht, schickte am frühen Morgen des 10. eine ganze Division vor. Sie überfiel in Origny die 7. und 8. Kompanie der 32er, deren Reste sich nach tapferem Widerstande mit der blanken Waffe den Rückzug bahnten, ebenso die 1. und die 12. in den dicht dahinter liegenden Dörfern Villejouan und Villemarceau. Alles mußte wieder in das Gefecht, das die Artillerie bis über Mittag hielt. Nachdem herangekommene Teile des 10. Korps den linken Flügel verstärkt hatten, nahmen die 76er trotz verzweifelten Widerstandes Villejouan wieder, und nach heftigem Geschützkampf brachen die Franzosen das Gefecht ab.

Diese viertägige Schlacht bei Beaugency, die 44,000 Deutsche gegen 112,000 Franzosen schlugen, raubte den Siegern 4000, den Unterlegenen 7000 Mann. Der Rückzug Chanzys auf Vendôme durfte nicht ungestört erfolgen. Von Versailles war der Befehl gekommen, mit allen Kräften auf Tours loszugehen. Die Bayern, die in diesen Dezembertagen über 5600 Mann eingebüßt hatten, wurden nach Orléans zurückgenommen, von wo

sie Ende Dezember nach Paris gingen, um dort die Stelle des nach dem Südosten abgerückten 2. Korps einzunehmen. Alle anderen Truppenteile machten sich auf die Verfolgung des Feindes, bei der seine arge Zerrüttung offenbar wurde. Das eingetretene Tauwetter verursachte große Beschwerden, doch der Ausgang lohnte sie. Chanzy vermochte sich auch vor Vendôme nicht zu halten und führte nach einigen Gefechten seine kampfunfähigen Truppen bis Le Mans zurück. Vendôme wurde am 16. besetzt, so daß die Deutschen nun die Linie Chartres-Châteaudun-Vendôme-Blois einnahmen. Von letztgenannter Stadt hatte nämlich die 25. Division, die inzwischen am linken Loireufer weitergegangen war, am 13. Dezember Besitz ergriffen. Unterwegs stürmten am 9. ungefähr 50 Mann vom 4. hessischen Regiment das große Schloß Chambord, das nebst dem prächtigen Park 3000 Freischärler verteidigten. Der Großherzog von Mecklenburg übernahm wieder selbständig den Oberbefehl im Westen über die 22. und 17. Division, das 10. Korps und die 1. Kavalleriedivision. Das 3. und 9. Korps marschierten nach Beaugency und Orléans zurück, da ein Vorstoß der ersten Loirearmee befürchtet wurde. Er erfolgte nicht, da jene Truppen im traurigsten Zustande waren, und so genossen die Deutschen eine kurze Zeit wohlverdienter Ruhe.



Die 32er verteidigen Villejouan, 10. Dezember 1870.

Man kann zweifeln, ob in diesen kampferfüllten Wochen das Fechten oder die Mühsale größere Ausdauer verlangten. Jedenfalls hatten die Truppen nach beiden Seiten hin ihre gewohnte Trefflichkeit bewährt. Während im ersten Teile des Krieges die Deutschen wenigstens zum Schluß der Schlachten immer die größere Zahl auf ihrer Seite zu vereinigen wußten, war das jetzt gegenüber den gewaltigen Massen der Franzosen nie möglich. Doch obgleich diese in allen einzelnen Kämpfen eine bedeutende Übermacht besaßen, sie gelangten nicht dazu, sie einheitlich zu verwerten. Allerdings handelte auch die deutsche Armeeleitung mit größerer Zurückhaltung als früher; die Ungewißheit über die Verteilung der feindlichen Streitkräfte und ihre Absichten, die Erwägung, wieviel auf dem Spiele stand, die Rücksichtnahme auf die eigenen Truppen, die nicht über jedes Maß erschöpft werden sollten, geboten Vorsicht. Auch die Ausrüstung bedurfte der Ergänzung. Die Geschütze der Bayern und der 22. Division hatten ihre Stimme so überanstrengen müssen, daß sie es schließlich nicht mehr ertrugen; ihr Kehlkopf versagte infolge von Ausbrennungen am Verschluß. Die Stärke der Truppenteile war bei allen weit unter der normalen; die 22. Division zählte keine 6000 Mann mehr. Besonders fehlte es an Offizieren. Und hart genug war der Streit gewesen, obgleich er nicht zu so großen Verlusten führte, wie man hätte befürchten müssen. Diese Kämpfe an der Loire waren zwar auch bedeutende Schlachten, aber keine rechten Feldschlachten, und ihr Verlauf fesselt nicht so das

Intereſſe, wie der der früheren. Sie beſtehen mehr aus Stößen und der Wegnahme von Gehöften und Dörfern, weniger aus groß durchgeführten taktiſchen Bewegungen. Für die Franzoſen war dieſe Kriegsweiſe die günſtigſte. Dennoch, ſo brav dieſe jungen Mannſchaften ins Feuer gingen, mit ihren kriegsgewohnten, eiſenfeſten Gegnern konnten ſie es nicht aufnehmen. Die Franzoſen, denen ihre Offiziere das beſte Beiſpiel gaben, machten die erſten Angriffe ganz gut, allein ſie ließen Ruhe und Nachhaltigkeit vermiſſen. Sie entfalteten ein unmäßiges Geſchütz- und Gewehrfeuer und ſchoſſen aus Mangel an Ruhe und Übung meiſt zu hoch. Dagegen bewahrten die Deutſchen ſtets ihre wunderbare Sicherheit; wie oft ließen kleine Haufen die wimmelnden Rothoſen bis in die nächſte Nähe heran, um ihnen dann die mörderiſche Salve, von der kein Schuß fehlging, entgegenzuſenden. Dann wankten die Feinde zurück, und da ihnen jede Wiederholung des Angriffes die gleiche blutige Lehre eintrug, hielten ſie ſchließlich nicht mehr ſtand. Wo das deutſche Granatfeuer freie Bahn hatte, erfüllte es dieſe ungeübten Republikaner mit nicht geringerem Entſetzen, als die altgedienten kaiſerlichen

Hauptmann Kattrein und die Heſſen erſtürmen Schloß Chambord.

Linientruppen. Am beſten hielten ſich die Franzoſen in feſten Stellungen, namentlich in Dörfern und Häuſern oft bis aufs letzte. Den Angriff im offenen Felde vertrugen ſie kaum. Die Deutſchen, wohl wiſſend, daß ihnen das feindliche Feuer in größerer Entfernung am meiſten ſchadete, pflegten, unbekümmert um die Zahl der Gegner, das Gewehr auf der Schulter, die „Flucht nach vorn“ zu ergreifen, die dann regelmäßig drüben die Flucht nach hinten hervorrief, und dann ſchlugen die Franzoſen gewöhnlich einen noch eiligeren Schritt ein. Um Neulinge zu ausdauernden Soldaten zu machen, ſind Siege mehr als ein Bedürfnis, ſie ſind eine Notwendigkeit. Niederlagen aushalten kann nur eine wohlgefügte, bis ins innerſte Mark wohlgeſchulte Armee. Dem Freudenrauſch über Coulmiers und Villepion folgte eine ſo ſtarke Ernüchterung, daß die übeln Folgen nicht ausbleiben konnten. Es war hoch anzuerkennen, daß Chanzy vier Tage lang ſeine Korps vorführen konnte, aber das Schickſal, das bisher alle geſchlagenen Heere der Franzoſen ereilt hatte, vermochte auch er von dem ſeinen nicht abzuwenden. Nach den Bluttagen von Beaugency ſchmolz die Widerſtandskraft ſchnell dahin, und ſeine Truppen wurden ſo weich wie der waſſertriefende Erdboden; die feſteſten Stellungen bei Vendôme und nördlich davon bei Fréteval räumten ſie faſt ohne

Schwertſtreich zur vergnügten Verwunderung der Verfolger. Scharenweiſe ließen ſich die Leute gefangen nehmen, und nicht ſelten verminderte auch Fahnenflucht die franzöſiſchen Reihen. Bei den Galliern verrauchte die feurige Leidenſchaft im Unglück, die Germanen bewahrten ihre unerſchütterliche Ausdauer. Wie anders klang ſchon das kräftige „Hurra“ unſerer Krieger, als das heiſere, kreiſchende Geſchrei: „En avant!“

Den letzten Reſt gaben den Franzoſen Witterung und Not. Nach der ſtrengen Kälte machte in dieſen lehmigen Gegenden andauernder Regen die Straßen faſt ungangbar; der Marſch wurde zur aufreibenden Anſtrengung, das Biwakieren zur Qual. Den Deutſchen trocknete freilich auch keine Sonne ihre Pfade, aber ſie marſchierten dennoch friſch vorwärts. Alle Truppenteile hatten die längſte Zeit hindurch gewaltige Wegſtrecken zurückgelegt, und die verheißenen Ruhetage waren ihnen oft wie für Moſes nur das Gelobte Land: ſie blieben aus oder brachten Gefechte. Namentlich die Truppen Tanns und des Großherzogs jagten kreuz und quer, vorwärts und oft denſelben Weg rück-

Unſere Stiefelkranken an der Loire (1. bayeriſches Korps und 22. Diviſion).

wärts; die 22. Diviſion, die ſich am meiſten hatte umſehen können, hieß daher die „Kilometerdiviſion“. Die durchſchlagenden Erfolge wurden nicht zum wenigſten mit den Beinen errungen.

Die Stiefel waren leider nicht von Eiſen und ſpannten aus, und ſo manchem ging es zudem wie den Römern im Teutoburger Walde, daß er Stiefel und Strumpf im Sumpfe ſtecken ließ; ſchließlich mußte erlaubt werden, Schuhwerk zu nehmen, wo es zu haben war, und wenn man es den Franzoſen, die ja daheim bleiben konnten, auf der Straße abzog. So wandelten die deutſchen Krieger über gefrornen Boden, durch Schnee und knietiefen Kot in den mannigfachſten Fußfutteralen, in Stiefeln, denen man, weil ſie zu kurz waren, die Kappe abſchnitt, in Holzſchuhen, in Stoffpantoffeln, manche nur in Lappen oder gar barfuß. Das paßte gut zu dem übrigen Anzug. Die Helmſpitzen waren verbogen oder abgeſchoſſen; die Röcke verblichen, verſchmutzt, zerriſſen oder einer bunten Landkarte gleich notdürftig mit Lappen geflickt. Auch die Mäntel gingen den Weg alles Tuches; ſtatt ihrer hüllte ſich abenteuerlich in wollene Decken, wer einer habhaft wurde. Die Lumpenröcke erinnerten wenigſtens noch an Soldaten; das thaten die Hoſen nicht mehr. Die von Haus mitgenommenen tuchenen ſchmückten ſchon lange nicht

mehr dieſe unermüdlichen Schenkel; die leinenen hielten eher noch vor, aber für einen Winterfeldzug waren ſie etwas luftig. Daher ſchuf ſich jeder Erſatz wie er konnte. Die blauen Hoſen der Mobilgarden, die ſchwarzen der Francstireurs, die bunten Beinkleider der bürgerlichen Herren Franzoſen, die ſamtnen des Stutzers, die ſeidenen des Beamten, die groben des Bauern, ſie alle waren gleich willkommen, die Blöße zu bedecken. Daß man auch die Leibwäſche gern mit friſcher vertauſchte, entſprach dem natürlichen Wunſche, Menſch zu bleiben.

Da die Zufuhr mit den größten Schwierigkeiten verknüpft war, konnten mannigfache unausweichliche Bedürfniſſe nur auf Koſten der Bevölkerung gedeckt werden, und die rauhe Notwendigkeit trat ein, zu nehmen, was nicht anders zu haben war. Auch in dieſen Gegenden hatten die Bewohner, irre geführt durch die verlogenen Berichte ihrer Zeitungen, vielfach die Häuſer verlaſſen. Was blieb dem Soldaten, der Obdach haben mußte, übrig, als in die leeren Wohnſtätten mit Gewalt einzudringen und dort zu ſuchen, was er brauchte? Nachher ſchrieen die Franzoſen über Plünderung. Wo die Leute geblieben waren, erlitten ſie wenig Schaden, und nirgends wurde wirklich geraubt; die Francstireurs griffen oft ganz anders zu. Die gründliche Unterſuchung der verlaſſenen Häuſer galt auch nicht Schätzen, die Motten und Roſt freſſen, ſondern ſolchen, wie ſie Menſchen zu verzehren lieben. Die Verpflegung verſagte oft ganz, und in den wirren Schlachttagen konnten auch die Requiſitionen nicht geſchehen; die kämpfenden Truppen bekamen manchmal tagelang buchſtäblich nichts zu beißen und zu brechen. Sie mußten ſich ſelber um „außeretatsmäßige Eßwaren" kümmern. Die flüchtenden Franzoſen wollten natürlich Wein und Vorräte den deutſchen Mägen vorenthalten und vermauerten oder vergruben ſie. Dieſe plumpe Schlauheit half ihnen wenig, veranlaßte ſogar viele Beſchädigungen der Häuſer. Der Soldat erlangte frühzeitig die nötige Findigkeit; kein naſſer Fleck an Mauern, der auf friſchen Kalkbewurf hindeutete, entging ſeinen forſchenden Augen, das Ohr hörte fein, wo es hinter der Wand hohl klang, und dann fiel raſch die von den Früchten des Paradieſes trennende Steinſchicht unter kräftigen Stößen. Auch der Garten wurde durchmuſtert, nicht allein nach Gemüſen und Früchten. Säbelſtiche in den Erdboden verrieten, wo friſch gegraben war; mit beſonderm Vergnügen bemerkte man, wenn etwa friſch gepflanzte Kräuter ihre Häupter welk hängen ließen. Sie konnten in der That trauern, denn die Deutſchen waren ſcharfſinniger als der Landmann, der die Stätte, wo er ſein Gut geborgen hatte, unkenntlich machen wollte. Daß unter dem übelduftenden Miſt die ſchönſten Weinfäſſer liegen konnten, wußten ſie auch. In den ſpärlichen Ruheſtunden ergötzten ſich die Soldaten am liebſten mit ſolchen nahrhaften Forſchungsarbeiten.

Außeretatsmäßige Eßware.

Übrigens verheimlichten auch zurückgebliebene Bewohner häufig ihre Vorräte, ſelbſt wenn ihnen reichlich Geld geboten wurde. Verſtockt beantworteten ſie alle Fragen mit einem „nix" oder „caput", den einzigen deutſchen Worten, die ſie geläufig redeten, gewöhnlich mit lebhaft beſtätigenden Gebärden, den Daumen mit den Zähnen beißend und ihn dann ſeitwärts wirbelnd. Da mußte geſucht werden, und gewöhnlich tranken dann die Entlarvten fröhlich an einem Tiſch mit den glücklichen Findern. Wieviel wurde bei dieſen Gelegenheiten vergeudet, von dem ein bereitwillig gegebener Teil ſchon den frohen Dank Schmachtender und außerdem Bezahlung eingetragen hätte! Ähnlich ging es mit den eßbaren Dingen. Zwar ſollte der Soldat auch ſie nicht mit Gewalt nehmen, doch er mußte leben, und oft verſchleierte der Humor die Übertretung. Ein ſeltſamer Geiſt war namentlich in die „Pule", die Hühner, gefahren; ſie ſchienen eine wahre Leidenſchaft zu haben, ſich unter Wagen und Pferde zu werfen und tottreten zu laſſen wie die indiſchen Büßer. Die Hähne, von alters her das Symbol des galliſchen Hochmuts, fühlten ſich berufen, die Feinde des Vaterlandes anzugreifen, und ſetzten den Krieger in die Notwehr, ſie zu morden. Und wenn die toten Hühner nicht in den Kochkeſſel gewandert wären, hätten ſie ja ihren Beruf verfehlt!

Daß unter ſolchen Verhältniſſen bei den Deutſchen manchmal die Gemütlichkeit aufhörte und ſie die widerhaarigen Piſangs mit rauhen Händen anfaßten, war nicht zu verwundern. Doch keine ſchändliche Gewaltthat, etwa Frauen gegenüber, iſt je verübt worden, und die Franzoſen ſahen überall ein, daß dieſe angeblichen Teufel im Grunde gutherzige Menſchen waren. Dann kam auch bei ihnen oft der liebenswürdige Charakter der Nation unter der traurigen Hülle von Verblendung und Fanatismus zum Vorſchein. Beſonders ſtaunten ſie über die durch nichts zu erſchütternde deutſche Kriegszucht und den unverbrüchlichen Gehorſam der Soldaten gegen alle Vorgeſetzten. Der Krieg wird immer eine ſchwere Geißel ſein, und daher gebietet verſtandesgemäße Selbſterhaltungspflicht den Angehörigen des beſiegten Volkes, die keine Waffen tragen, den Siegern eine ſchonende Kriegführung zu ermöglichen. Die Franzoſen vergaßen das gar ſehr und mußten dafür büßen; ſie klagten dann über traurige Vorgänge, die ſie ſelbſt hervorriefen, und erfüllten die Welt mit ungerechtfertigten Beſchuldigungen gegen die wilden „Pruſſiens“. Leider mißbrauchten ſie auch die ihnen erwieſene Güte nicht ſelten und wurden erſt recht aufſäſſig. Wie oft kam den Unſern der Gedanke: gottlob, daß nicht die Franzoſen nach Deutſchland gekommen ſind; unzweifelhaft würden dieſe in ihrem durch Siege geſteigerten Übermut ganz anders gehauſt haben. Schon die höhere Bildung der Deutſchen, von denen ſo viele die Sprache des fremden Landes redeten, brachte den Franzoſen große Erleichterungen.

Bayeriſche Ortswache in Foinard.

Fechten, frieren, hungern, hetzen war das Los der Deutſchen an der Loire. Die Franzoſen jammerten über die Leiden ihrer Landsleute, die doch den großen Vorteil hatten, in der Heimat zu ſein. Die Deutſchen, den gleichen Drangſalen in der feindlichen Fremde ausgeſetzt, ſehnten ſich wohl nach dem Frieden, aber waren dennoch bereit, ſo weiter um die ganze Welt zu laufen, um ihn zu einem ehrenvollen zu machen.

Unendliches Elend kam über dieſe Gegenden. Zahlreiche Dörfer auf den Schlachtfeldern lagen öde und von Menſchen gemieden in Aſche, unzählige Bewohner in den von den endloſen Truppenzügen heimgeſuchten Strichen verloren ihre ganze Habe. Krankheiten brachen aus, von denen auch die Deutſchen nicht verſchont blieben. Zum Glück waren ſie wenigſtens durch die beim Heer übliche Impfung gegen die ſchwarzen Pocken, die unter den Franzoſen fürchterlich wüteten, faſt ganz gefeit. Wie viele Menſchen die Franzoſen in dieſen Loirekämpfen auch außerhalb der Schlachtfelder einbüßten, iſt kaum zu ermeſſen. Nicht bloß, daß von ihren ſchlecht und gar nicht gepflegten Verwundeten eine überaus große Menge einging, auch Unverſehrte brachen entkräftet zuſammen. Die Straßen lagen voll von dieſen Unglücklichen. Und dennoch hat die Beauce nur einen Teil des Jammers, den die Fortſetzung des Krieges auf Frankreich häufte, geſehen: auch andere Gebiete mußten ein gleich vollgerütteltes Maß auf ſich nehmen.

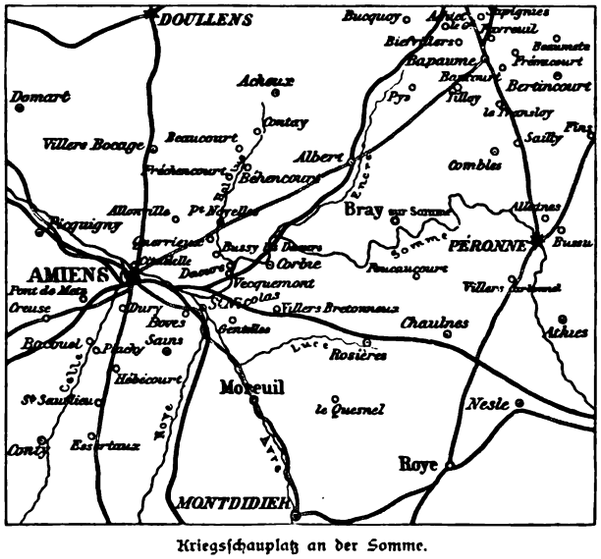
Dreizehnter Abſchnitt.

Der Krieg im Norden und im Südoſten.

Badiſche Patrouille bei Montbéliard.

Wie nach dem Süden zu, mußte das deutſche Heer vor Paris auch gegen den Norden hin ſichergeſtellt ſein; nirgends durfte der Feind ungeſtört neue Kriegsſcharen zuſammenziehen. Hier war der erſten Armee unter ihrem neuen Führer das Feld der Thätigkeit gewieſen. Edwin v. Manteuffel, einem bekannten alten und weitverzweigten Geſchlechte entſproſſen, 1809 geboren, wurde früh mit dem Vertrauen der königlichen Familie beehrt. Wie die Hochſchätzung Friedrich Wilhelms IV., gewann er die Freundſchaft des Prinzen Wilhelm. Der kenntnisreiche und gewandte Offizier erhielt auch diplomatiſche Sendungen übertragen; als Chef der Abteilung für perſönliche Angelegenheiten wirkte er bei der Umgeſtaltung des Heeres einflußreich mit. Nach dem däniſchen Kriege zum Gouverneur von Schleswig ernannt, begründete Manteuffel dort die neue Verwaltung und ſuchte namentlich die Bevölkerung für Preußen zu gewinnen. Im Kriege 1866 übertrug ihm der König kurz vor dem Ende des Feldzuges den Oberbefehl über die Mainarmee, deren letzte Kämpfe er leitete.

Da das 7. Korps und bedeutende Teile des 1. vor der Hand anderweitige Beſchäftigung, beſonders im Feſtungskriege, erhielten, konnte Manteuffel zunächſt nur mit dem 8. Korps, der 3. Infanteriebrigade und der 3. Kavalleriedivision in zwei Heeresſäulen den Marſch von Metz über Reims und Rethel, dann nach Weſten über Compiègne und Noyon antreten. Als Ziel ſetzte ihm das große Hauptquartier Rouen. Die Gegend, in welche die erſte Armee eintrat, iſt dicht bevölkert. Tief eingeſchnittene Flußläufe bieten treffliche Verteidigungslinien, zahlreiche Feſtungen bis zur belgiſchen Grenze hin gewährten den Franzoſen gute Sammelpunkte. Als ſich ergab, daß in und bei Amiens ein ſtärkerer Feind ſtand, bog Manteuffel ſofort dorthin ab und berief auch die 1. Diviſion von Mézières zu ſich. Das 1. Korps führte nun General v. Bentheim. Die Streitkräfte betrugen etwa 30,000 Mann. Auf dem rechten Flügel folgte die Kavallerie der Eiſenbahn von Ham nach Amiens, auf dem linken marſchierte das 8. Korps über Montdidier, in der Mitte das 1. Korps. Nach kleinen Gefechten kam es nahe vor Amiens am 27. November zur Schlacht.



Kriegsſchauplatz an der Somme.

Bei Amiens, der Hauptstadt der Picardie, hatte General Farre gegen 25,000 Mann vereinigt, zusammengewürfelt aus Marinesoldaten, Rekruten, Mobilen und entwichenen Kriegsgefangenen. Die fruchtbare Landschaft enthält breite Hochflächen, ist dörferreich und durch Nebenbäche der Somme und kleine Leitungskanäle gut bewässert. Waldflecke begünstigen die Verteidigung, für die außerdem durch Verschanzungen reichlich gesorgt war. Der Angriff begann im Südosten der Stadt, indem das 4. Regiment Gentelles nahm und sich weiter nach der rechten Flanke ausdehnte, auf der das 44., unter schwerem Feuer sprungweise vorgehend, in erbittertem Handgemenge starke Verschanzungen bei dem Dorfe Villers Bretonneux stürmte. Beide Regimenter unterhielten ein langes Feuergefecht, in dem sie die ganze Munition verschossen, bis abends mit Hilfe des Regiments Kronprinz das Dorf Villers selbst erreicht und unter Trommelschlag erobert wurde. Obgleich der Feind inzwischen Gentelles wiedergenommen hatte, wagte er nicht, dort weiter vorzudringen, denn bereits war die klaffende Lücke, welche bis Mittag rechts und links von dem sumpfigen Gelände der Avre die deutschen Heeresteile trennte, geschlossen worden, indem die rheinische 15. Division, jetzt von General v. Kummer befehligt, den bisher gegen gewaltig überlegene Kräfte streitenden Ostpreußen einigermaßen die offene Flanke deckte. Die 28er stürmten St. Nicolas am rechten Avreufer, dann wurden die Franzosen aus dem gegenüberliegenden großen Dorfe Boves herausgeworfen. Auf dem linken Flügel drang die 16. Division ohne allzu großen Widerstand, bei dessen Niederwerfung sich die 9. Husaren hervorthaten, gegen das Dorf Dury vor. Die 70er nahmen den Kirchhof, obgleich er unter dem Schutze von Schanzen lag, mit denen sich ein lebhafter Geschützkampf entspann. Für den Morgen bereitete der Oberbefehlshaber die Fortsetzung der Schlacht vor, allein die Franzosen, durch den Verlust von Villers Bretonneux eingeschüchtert, räumten ihre Stellungen und ebenso die von herrlichen Gärten umgürtete, altertümlich enge Stadt Amiens, in welche General v. Göben in der Mittagsstunde einzog. Auch die Citadelle kapitulierte am 30., nachdem der die Übergabe verweigernde Kommandant gefallen war. Die am 27. erfolgte Einnahme der teilweise in Brand geschossenen Festung La Fère öffnete die Eisenbahnlinie Reims—Amiens.

Füsilier-Bataillon 70 erstürmt den Kirchhof von Dury bei Amiens.

Den Verlust von 1300 Mann trugen zur größeren Hälfte die beiden Regimenter 4 und 44. Die Franzosen, die schlecht geführt wurden und nur in guten Deckungen recht standhielten, büßten ebensoviel und außerdem 1000 Gefangene ein; in übler Verfassung gingen sie nach Arras zurück.

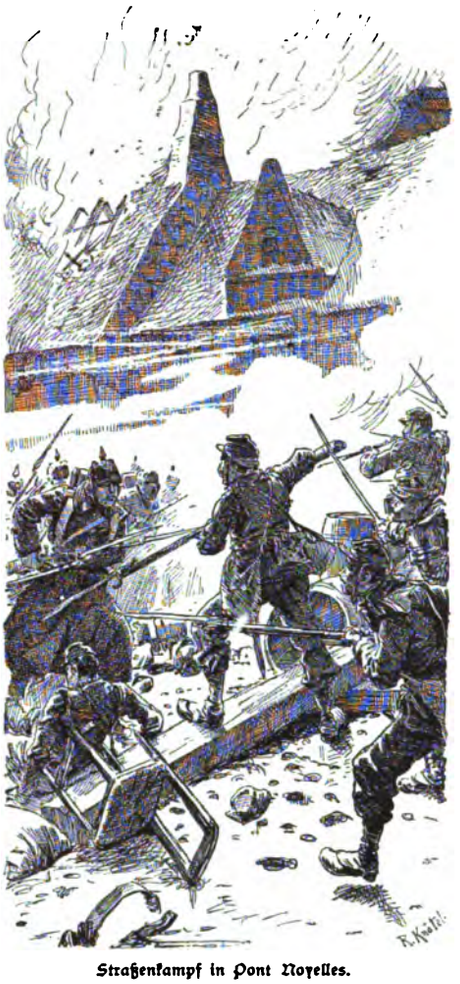
Die erste Armee, nunmehr für längere Zeit gegen den Osten gesichert, setzte ihrem Auftrage gemäß den Marsch nach Rouen fort, das 8. Korps über Poix und Forges, das 1. über Breteuil und Gournay, den schwachen Feind in siegreichen Gefechten vor sich hertreibend. Am 5. Dezember, an demselben Tage, an welchem Prinz Friedrich Karl in das wiedergewonnene Orléans einzog, besetzte das 8. Korps die über 100,000 Einwohner zählende,

mit großartigen Bauwerken und Denkmälern geſchmückte Hauptſtadt der Normandie. Ausſtrahlende Abteilungen durchſuchten das Land weit über die Seine hinaus. Frohlockend begrüßten die Deutſchen das Meer, auch die Hafenſtadt Dieppe betraten ſie. Der feindliche General Briand blieb bei Le Hâvre ſtill liegen. Dafür übernahm mittlerweile im Oſten General Faidherbe, ein ehemaliger Ingenieuroberſt, der ſich namentlich im Koloniedienſte bethätigt hatte, zugleich ein gelehrter Herr, den Oberbefehl über die bei Lille geſammelten Truppen, das XXII. Korps. Er hatte ein treffliches Ordnungstalent; klug und vorſichtig ſchonte er ſeine jungen Truppen und verſtand dennoch, den Gegner fortwährend in Atem zu halten, obgleich ihn der Mangel an Kavallerie ſehr hinderte. Durch die Überrumpelung einer Abteilung in Ham am 9. Dezember und durch die Bedrohung von Amiens nötigte Faidherbe Manteuffel, ihm mit dem 8. Korps entgegenzugehen.

Von Amiens aus, das er wieder beſetzte, weil die Stadt mit Ausnahme der Citadelle geräumt worden war, befahl Manteuffel am 23. Dezember den Angriff. Faidherbe ſtand nicht weit im Nordoſten an der Hallue. Dieſer kleine Bach, von Norden her in die Somme fließend, durchſchneidet eine Hochfläche, deren öſtlicher Rand den weſtlichen überragt und gute Aufſtellung für Geſchütz und Infanterie darbietet. Die ſchmale Bachniederung iſt von mehreren Dörfern beſetzt, in und über denen die Franzoſen ſtanden, 43,000 Mann und 82 Geſchütze ſtark, während die Deutſchen, durch Teile des 1. Korps verſtärkt, etwa 26,000 Mann mit 108 Geſchützen zählten. Der Tag war klar und kalt, zum Gefecht günſtig. Die 16. Diviſion, welche den rechten franzöſiſchen Flügel bei Contay umgehen ſollte, marſchierte nördlich, während die 15. geradeaus vorrückte und dadurch früher zum Schuß kam. Am Mittag nahmen die mit heftigem Feuer empfangenen 33er und 65er das ziemlich in der Mitte der feindlichen Stellung gelegene Dorf Querrieux und von dort auf dem linken Ufer der Hallue Pont Noyelles, weiter ſüdlich fielen Buſſy und mit Hilfe der 8. Jäger und eines Bataillons des 3. Regiments nach hartem Kampf auch das ausgedehnte Dorf Becquemont in ihre Hände. Obwohl ſpäter die 28er und 68er Fréchencourt eroberten, erwehrte ſich dieſe kleine Schar nur mit Mühe der Übermacht; zwar wurde der vorgeſchobene Poſten Noyelles tapfer behauptet, aber ein Verſuch, die den Ort beherrſchende nördliche Höhe zu ſtürmen, ſchlug fehl. Deshalb brach die 16. Diviſion ihren Umgehungsmarſch ab und griff unmittelbar ein gegen Béhencourt, das 70er und 27er auf ſchnell gemachtem Steg über den Bach eilend eroberten. Schon war es dunkel geworden, doch die von den Franzoſen in Brand geſchoſſenen Dörfer erleuchteten weithin das Feld und gaben ihrer Artillerie bequeme Zielpunkte. Von dieſer unterſtützt, machten die Franzoſen mehrfache Verſuche zur Wiedereroberung, welche die 65er Füſiliere, die ihre Patronen gänzlich verſchoſſen hatten, von Pont Noyelles zweimal mit dem Bajonett vorgehend, zurückwarfen. Auch Daours wurde noch dem Feinde entriſſen. So war das Ergebnis des Tages, daß die Preußen ſämtliche Dörfer an der Hallue innehatten, während Faidherbe die Höhen noch feſthielt. Zwar unternahm er am nächſten Morgen neue Angriffe, aber ſeine Truppen, die in der heftigen Kälte biwakiert hatten, waren nicht mehr leiſtungsfähig. Er führte ſie daher in leidlicher Ordnung in den Schutz der Feſtungen Arras und Douai zurück; am Morgen des Weihnachtstages fanden die Preußen ſeine Stellungen verlaſſen. Sie feierten das Feſt mit ſcharfen Verfolgungsmärſchen; bis in die Feſtung Cambrai hinein ſprengte die Reiterei. In der Schlacht an der Hallue fielen tot oder verwundet 900 Mann, die reichliche Hälfte vom 33. und 65. Regiment. Faidherbe verlor etwas mehr und außerdem gegen 1000 Gefangene.

v. Manteuffel.

Manteuffel sammelte das 1. Korps wieder um Rouen und ließ in mehreren glücklichen Gefechten die feindlichen Scharen an der untern Seine zurückdrängen. Der rührige Faidherbe erschien bald von neuem auf dem Schauplatz, um die wichtige Festung Péronne, mit deren Umschließung die 31. Brigade unter General v. Barnekow beauftragt war, zu entsetzen. Göben erwartete den Angriff bei Bapaume, einem Städtchen an der großen Straße mitten zwischen Arras und Péronne. Nur die 15. Division nebst Teilen der 32. Brigade sowie die 3. Kavalleriedivision und eine Garde-Kavalleriebrigade unter Prinz Albrecht (Sohn), im ganzen 15,000 Mann, traten den 34,000 Franzosen entgegen. In einem hitzigen Gefecht nördlich der Stadt bei Sapignies am 2. Januar hielt die schwache Vorhut tapfer ihre Stellung fest. Am 3. Januar, einem trüben und kalten Tage, entwickelte sich die eigentliche Schlacht. Während Kummer Bapaume hielt, sollte die Kavallerie auf beiden Flügeln den Feind umfassen. Die 30. Brigade stand vor der Stadt, die 29. Brigade teils westlich, teils hinter ihr. Die Franzosen griffen lebhaft an. Nach einem verzweifelten Bajonettkampf um Biefvillers mußten die 33er dieses Dorf wie das südlich gelegene Grévillers aufgeben, ein Nachteil, den ein Gewinn auf der rechten Flanke nicht aufwog. Schließlich mußte sich Kummer darauf beschränken, die Stadt allein zu halten, und traf Vorkehrungen zu ihrer äußersten Verteidigung; die Artillerie deckte unter feindlichem Kreuzfeuer mit höchster Anstrengung den Rückzug der Fußtruppen. Da Faidherbe die Stadt nicht einem verwüstenden Bombardement aussetzen wollte und Kräfte genug hatte, suchte er sie zu umschließen, und es gelang ihm auch, in das südwestlich gelegene, von den zu Hilfe gekommenen 8. Jägern besetzte Dorf Tilloy einzudringen. Die Sicherung der Flanke erforderte die Wiedereinnahme, für die andere herbeigeeilte Truppenteile bereit waren; die Franzosen gingen jedoch hier und an der Stadt zurück. Inzwischen hatte auch Prinz Albrecht nördlich von Bapaume eingegriffen und durch die 40er das dicht vor der Stadt liegende St. Aubin wieder erobern lassen.



Straßenkampf in Pont Noyelles.

Bajonettkampf in Biefvillers.

Göben dachte trotz seines Erfolges an Rückzug, weil die Truppen hart angestrengt und die Munition sehr erschöpft war. Am folgenden Tage zeigte sich jedoch, daß der Feind einen nochmaligen Angriff aufgegeben hatte. Faidherbe wollte mit seinen müden Mannschaften, die unter der Kälte litten und keineswegs alle zuverlässig waren, nicht zu viel wagen. Er hatte 1300 Mann verloren, die Preußen über 600, am meisten die 33er, die 12 Offiziere und 209 Leute einbüßten. Wenn Faidherbe glaubte, Péronne Luft gemacht zu haben, so täuschte er sich. Die Werke der Festung, die seit dem 26. Dezember eingeschlossen war, vermochten

schwerem Geschütz nicht zu widerstehen, und als solches von La Fère herangebracht wurde, ergab sie sich am 9. Januar. Bestürzt erfuhr der französische Feldherr, daß der Schlüssel des Sommethales dem Gegner gehörte.

Auch der Nordarmee war keine leichte Arbeit zu teil geworden; Gefechte, anstrengende Märsche, Kälte und Schnee blieben ihr nicht erspart. Doch hatte sie ein günstigeres Los gezogen als die an der Loire kämpfenden Kameraden. Sie besaß bessere Verbindungen nach rückwärts, konnte unter Umständen sogar die Eisenbahnen zur Truppenbeförderung benutzen. Die Verpflegung setzte nicht so oft aus; da das Land nicht schwer litt, blieb es leistungsfähiger, und für Geld ließ sich in den größeren Orten bessere Erquickung schaffen. Merkwürdig, daß zwei Armeekorps dieses weite, dichtbevölkerte Gebiet einnehmen und behaupten konnten. Der von der Regierung ausgehende Antrieb wirkte hier nicht so mächtig wie im Süden Frankreichs; obgleich Faidherbe seine Streitmacht stets zu ergänzen vermochte, nahm sie an Zahl nicht beträchtlich zu, und nur ein neues Armeekorps, das XXIII., hat er später noch gebildet. Dafür hielt sich sein Heer besser als die anderen der Republik. Die Bevölkerung des besetzten Gebietes blieb bei allem Haß gegen den Feind verhältnismäßig ruhig. Gambetta warf eben alle seine Kraft auf die Loire und zog den Norden weniger in seine Berechnungen, obgleich Chanzy anderer Meinung war. Auch als die Hoffnungen, die Gambetta auf die Loirearmee gesetzt hatte, sich nicht erfüllen wollten, wandte er seinen beweglichen Geist nicht dem Norden, sondern dem Südosten zu. Dort, auf dem vierten Kriegstheater, hatten die deutschen Truppen bisher schwere Mühsale ertragen müssen.

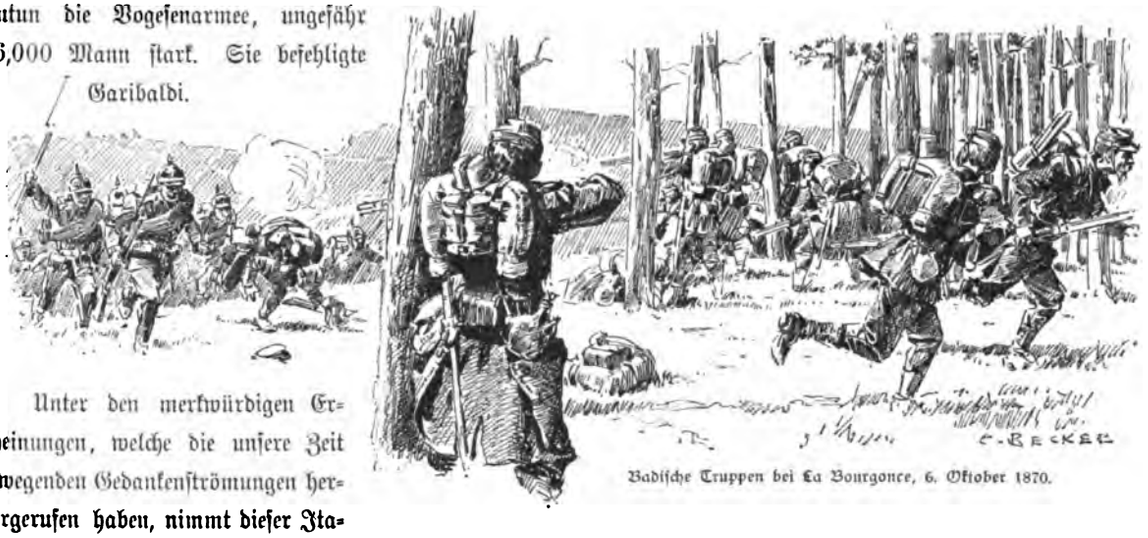
Schon die Sicherung des zurückerworbenen Elsaß erforderte die Ausdehnung der Streitkräfte nach dem Westen und dem Süden; ferner war Lyon der Schöpfungsort neuer französischer Heere, die unter Umständen auch den Oberrhein gefährden konnten. Im Westen erschwerten zwar die Vogesen die Annäherung, von Süden her aber führte ein offener Weg durch das große Thor bei Belfort. Diese Festung liegt in einer Einsenkung zwischen Vogesen und Jura, der sogenannten Lücke (La Trouée de Belfort), durch welche von Norden nach Süden die Savoureuse einem rechten Nebenfluß des Doubs, der Allaine, zufließt. Die zu allen Jahreszeiten gangbare Straße bietet bequeme Vermittelung zwischen dem Elsaß und dem Süden und wird von einer Eisenbahn begleitet, welche die Linien von Vesoul, Besançon, Mülhausen und Basel verbindet. Daher mußte in erster Stelle Belfort unschädlich gemacht werden, und der Schutz der Belagerung gab für alle kriegerischen Unternehmungen in diesen Gegenden den leitenden Gesichtspunkt.

Anfang Oktober erhielt General v. Werder den Oberbefehl über ein 14. Korps, das aus der badischen Felddivision unter General v. Beyer, dem rheinischen Infanterieregiment Nr. 30 und dem pommerschen Füsilierregiment Nr. 34 unter General v. d. Goltz sowie einer Reserve-Kavalleriebrigade zusammengesetzt und 23,500 Mann nebst 72 Geschützen stark war. August v. Werder stammte aus einem altadeligen Geschlecht und war 1808 zu Schloßberg bei Norkitten in Ostpreußen geboren. In den Jahren 1842—43 machte er den russischen Feldzug im Kaukasus mit, in dem er schwer verwundet wurde. Nachdem er vielfach wechselnde Armeeämter bekleidet hatte, nahm er 1866 als Führer der 3. Division hervorragenden Anteil an den Kämpfen in Böhmen. Soeben hatte die Einnahme Straßburgs seinen Namen berühmt gemacht.

Das Große Hauptquartier gab Werder die Richtung auf Troyes und Châtillon an der obern Seine, doch fand er gleich von Anfang an Aufenthalt durch die „Vogesenarmee" unter General Cambriels, der sich der Kriegsgefangenschaft von Sedan entzogen hatte. Die Grenze des Elsaß bei St. Dié deckten starke Freischaren, welche in den dortigen Waldgebirgen ihr rechtes Feld hatten.

Die Vorhut unter General v. Degenfeld machte bei Raon l'Etape die Päße ins Meurthethal frei und nötigte am 6. Oktober den Feind durch ein heftiges, siebenstündiges Gefecht bei La Bourgonce, St. Dié zu räumen. Weitere Gefechte der nachrückenden Hauptmacht am 9. Oktober bei Rambervillers und am 11. bei Bruyères verschafften den Deutschen den Besitz der Stadt Epinal an der obern Mosel, welche Werder zu einem Hauptpunkt der Landesbesetzung machte. Hier übernahm Prinz Wilhelm von Baden, der Bruder des Großherzogs Friedrich, die 1. Brigade. Entsprechend dem Befehle der obersten Heeresleitung, zunächst mit der

französischen Streitmacht im Südosten aufzuräumen, beschloß Werder, ehe er die weitere Weisung, über Dijon nach Bourges zu marschieren, ausführte, den in der Gegend von Besançon versammelten Feind zu schlagen, und wandte sich südlich in das weitausgedehnte Flußgebiet der Saône. Von Vesoul aus griff er am 22. Oktober an dem von Osten nach Westen laufenden linken Nebenflüßchen der Saône, dem Ognon, an, wo die badischen Regimenter in langwierigem Gefechte die Übergänge bei Etuz nahmen. Werder erhielt nun den Auftrag, mit Hilfe der ebenfalls unter seinen Befehl gestellten 1. und 4. Reservedivision das Elsaß zu schützen, die noch widerstehenden Festungen zu belagern und von Vesoul aus den vor ihm befindlichen Feind festzuhalten, eine sehr inhaltreiche Aufgabe; später wurde er angewiesen, auch möglichst südlich, nach Dôle und Châlon an der Saône vorzustoßen. Als die 1. badische Brigade nach verlustreichem Gefechte am 30. Oktober das wichtige Dijon an der Ouche, dessen Behörden die Stadt nicht einem Kampfe preisgeben wollten, besetzt hatte, stellte sich heraus, daß der Feind sehr viel stärker war, als das Große Hauptquartier voraussetzte. An Saône und Doubs waren nunmehr 55,000 Mann unter General Crouzat an Stelle des beseitigten Cambriels vereinigt; außerdem stand im Westen bei Autun die Vogesenarmee, ungefähr 16,000 Mann stark. Sie befehligte Garibaldi.



Badische Truppen bei La Bourgonce, 6. Oktober 1870.

Unter den merkwürdigen Erscheinungen, welche die unsere Zeit bewegenden Gedankenströmungen hervorgerufen haben, nimmt dieser Italiener einen eigenartigen Platz ein: ein Schwärmer echtesten Schlages und bei aller Wunderlichkeit ein edel angelegter Mann. Den Idealen seiner Jugend ist er allzeit getreu geblieben. Garibaldi glühte für die Einheit und Freiheit Italiens, und unzweifelhaft hat er sich um sein Vaterland die größten Verdienste erworben. Aber ebenso begeisterte er sich für allgemeine Völkerfreiheit, und diese schrankenlose Idee war in ihm so mächtig, daß sie ihn der klaren Einsicht in die Wirklichkeit beraubte. Ohnehin zum Abenteurer angelegt, mit starkem theatralischen Zuge, stets auf der Schneide zwischen dem Erhabenen und dem Lächerlichen, hielt sich Garibaldi verpflichtet, seine Gesinnungen überall zu bethätigen. Seitdem Frankreich Republik geworden war, sah er in den Deutschen nur Feinde der Freiheit. Er vergaß, wieviel sein geliebtes Italien Deutschland verdankte, und daß dieses schon im Jahre 1866 mächtig zur nationalen Wiederherstellung Italiens beigetragen hatte. So eilte er mit seinen Söhnen nach Frankreich, um dort seinen Degen anzubieten; er wollte in einer Reihe fechten mit den päpstlichen Zuaven, seinen bisherigen Todfeinden, die auch unter die französischen Fahnen gegangen waren. Er beging einen Donquixoteſtreich, den er später bereut hat. Die Regierung in Tours nahm ihn an, in Rechnung auf seinen glänzenden Namen. Garibaldi war nie mehr als ein Freischarenführer gewesen und jetzt, von alten Wunden und Krankheit gebrochen, nur noch ein Schatten früherer Lebensfrische, kaum fähig, sich auf dem Pferde zu halten; in seinem roten Hemde, das ein weiter, grauer Mantel schwungvoll umwallte, mit langem, schneeweißem Haar und Bart und blassem Gesicht sah er aus wie ein dem Grab entstiegener Zauberer vergangener Zeiten. Er hing ganz von seiner Umgebung ab. Um ihn sammelte sich eine wunderbare Schar aus den verschiedensten Ländern, vorwiegend Italiener, dann Polen, Griechen, Spanier, teils Schwärmer

wie er selbst, die allenthalben für republikanische Zwecke fochten, zum größern Teil haltlose Leute, die den Boden unter den Füßen verloren hatten und sich in der Welt herumtrieben. Zu ihnen stießen zahlreiche französische Freischaren. Die Hauptsache für sie waren Anzug, Name, gute Versorgung und lustige Gesellschaft. Mächtige Hüte mit wehenden Hahnenfedern, rote oder schwarze Hemden mit allerlei Flitter geziert, gaben diesen Freiheitskämpfern den Anstrich von Seiltänzern. „Schützen des Todes" oder „Schützen der Rache" waren die einfachsten Titel, welche sich die Bataillone beilegten. „Wir essen gut, wir trinken gut, Frankreich zahlt gut, und alles geht gut", solch Sprüchlein hat man nachher in Frankreich diesen teuren Bundesgenossen in den Mund gelegt.

Werder sah sich mit seiner schwachen Macht in einen sehr schwierigen Wirkungskreis gestellt, völlig getrennt von den anderen deutschen Armeen, da das 7. Korps, das die Lücke an der obern Seine füllen sollte, sich eben erst von Metz aus in Marsch setzte. Ein wildes Franctireurwesen war in der ganzen Gegend allgemein verbreitet; daher mußte in erster Stelle eine Störung der rückwärtigen Verbindungen in diesem schwer zu beherrschenden Gebirgslande verhindert werden. Die nach allen Seiten hin erforderlichen Erkundungen strengten die nie zur Ruhe kommenden Truppen mit Hin- und Hermärschen ohne erfrischende Gefechte, dem Verdrießlichsten, was es im Felde geben kann, gewaltig an und zwangen zur Zerstreuung der Streitkräfte. Mitte November nahm Werder eine nach Süden gewandte Front Dijon—Pontailler—Gray ein, in der er die Ankunft der 4. Reservedivision abwartete. Sie bestand unter dem Befehle des Generals v. Schmeling aus dem 1. rheinischen Infanterieregiment Nr. 25, ostpreußischen Landwehren und der 4. Reserve-Kavalleriebrigade. Die 1. Reservedivision begann inzwischen die regelrechte Belagerung der in den ersten Novembertagen eingeschlossenen Festung Belfort. Den Stützpunkt für sie bot das südlich gelegene alte Montbéliard, als Mömpelgard bis 1793 württembergischer Besitz.

Gefangene Garibaldianer in einer Kirche in Dijon.

Dem Sohne Garibaldis, Ricciotti, glückte es am 19. November, die Besatzung von Châtillon sur Seine, 3 Kompanien des Landwehrbataillons Unna und eine Husarenschwadron, in der Morgenfrühe zu überfallen. Im Straßenkampfe verloren die Preußen über 20 Mann Tote und Verwundete und gegen 150 Gefangene, doch gelang es, die Stadt wieder vollständig zu besetzen. Vater Garibaldi hatte bei Autun sein Korps vereinigt, um Dijon wieder zu nehmen; einige Gefechte genügten, ihn zum schleunigen Rückzuge zu nötigen. Die Ostarmee unter Crouzat war, ohne daß Werder es wußte, mit der Eisenbahn nach der Loire befördert worden und trat dort als XX. Korps am 28. November bei Beaune la Rolande in Handlung; im Südosten blieben nur die Division Cremer und Garibaldis Armee. So behauptete Werder seine ganze Stellung, bis Mitte Dezember das 7. Korps bei Châtillon anrückte und einige Zeit zur Erholung und Ergänzung der arg mitgenommenen Ausrüstung brachte.

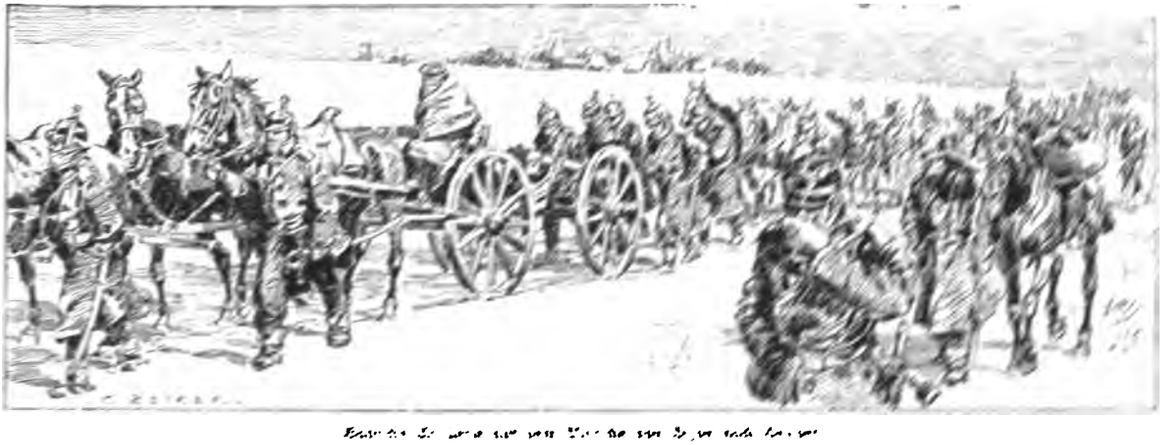
Lange währte die Ruhe nicht. Das 7. Korps marschierte weiter westlich, um je nach Bedarf an der Loire oder im Süden verwendet zu werden. General v. d. Goltz umschloß mit den Linienregimentern des 14. Korps die Festung Langres; die badische Division erhielt den Auftrag, die Franzosen südlich von Dijon zu verdrängen. Am 18. Dezember traf sie östlich von Nuits auf den Feind unter General Cremer, der mit seiner starken Überzahl im Eisenbahneinschnitt festen Widerstand leistete. General v. Glümer befahl den allgemeinen Angriff, der von den drei ersten badischen Regimentern nach sprungweisem Vorgehen schließlich im Handgemenge durchgeführt wurde. Noch in Nuits selbst hielten die Franzosen stand, bis die Artillerie, die gleichfalls empfindliche

Prinz Wilhelm von Baden bei Nuits, nach W. Emelé.

Verluste erlitt, sie vertrieb. Die badische Division verlor in diesem rühmlichen Strauß gegen 10,000 Feinde 900 Mann, die Gegner 1700, davon 650 Gefangene. Prinz Wilhelm von Baden wurde verwundet.

Plötzlich trat ein Umschwung ein. Gambetta und Freycinet hatten einen großen Plan entworfen. Nachdem man an der Loire unglücklich gefochten und auf den Entsatz der Hauptstadt von Süden her verzichtet hatte, sollte nun im Südosten der Hauptschlag fallen. Sie hielten es für eine Kleinigkeit, mit ausreichender Macht erst Dijon und Belfort zu befreien; dann schneidet man den Deutschen die Verbindungen in ihrem Rücken ab, vereinigt sich mit dem inzwischen selbstverständlich siegreichen Faidherbe im Norden und hat dann die gesamten Deutschen im Sack; daneben konnte wohl ein Einfall über den Rhein nach Baden den bisherigen Siegern gewaltigen Schrecken einjagen. Für dieses hoffnungsvolle Unternehmen wurde die erste Loirearmee bestimmt, die nach der Schlacht bei Orléans auf Bourges abgedrängt war. Fast ihr ganzer Bestand, die besten Teile des XV. Korps (Martineau), das XVIII. (Billot) und XX. (Clinchant), vereinigt mit dem bei Lyon eben entstandenen XXIV. (Bressolles), der Division Cremer und Garibaldis Vogesenarmee stellten allerdings eine gewaltige Macht dar. Den Oberbefehl erhielt Bourbaki. Ein schöner, eleganter Mann von untadelhaftem Charakter, sowohl im Felde wie im Hofleben bewandert, ein Günstling der Kaiserin Eugenie, hatte sich Bourbaki auch als Kommandeur der kaiserlichen Garde den Ruhm der Tapferkeit bewahrt. Die Soldaten liebten ihn als wohlwollenden Herrn. Sein Herz hing treu an der kaiserlichen Familie, und nur die Pflicht gegen das Vaterland bewog ihn, nach der Rückkehr aus England seine Kräfte der Republik zu widmen. Ähnlich wie Bazaine, besaß Bourbaki nicht die Gabe, ungewöhnliche Verhältnisse zu beherrschen. Er hegte wenig Zutrauen auf einen glücklichen Ausgang; ihn erschreckte

Prinz Wilhelm von Baden.



[illegible]

[illegible]

[illegible]

Dôle—Auxonne aus in Thätigkeit treten. Ihre nächſte Aufgabe war, Werder durch eine Umgehung ſeiner linken Flanke von Belfort abzudrängen.

Als ſich bereits in den letzten Dezembertagen ſtärkere Feindesſcharen bei Belfort bemerkbar machten, zog Werder ſeine Kräfte mit Aufgabe von Dijon und der Umſchließung von Langres bei Gray und Veſoul zuſammen. Gefechte rings um Veſoul am 5. Januar gaben die Gewißheit, daß man es hier mit einer großen Armee zu thun hatte. Höchſte Vorſicht und Umſicht waren unter dieſen Umſtänden geboten; mit Eifer wurden Beobachtungen angeſtellt. Werder beſchloß, um die Weiterbewegung des Feindes nach Oſten zu hemmen, einen Vorſtoß auf die feindliche Flanke in der Richtung auf Villerſexel, das zwei Straßen auf Belfort beherrſcht. Als am Morgen des 9. Januar, eines kalten, aber ſchönen Tages, die 4. Reſervedivision oberhalb des Orts eine Brücke über den Ognon ſchlug, erhielt ſie Feuer. Daher wandte ſie ſich gegen die Stadt, die hoch am linken Ufer gelegen mit dem gegenüberliegenden durch eine ſteinerne Brücke verbunden iſt. Der gebietende Punkt war das prächtige Schloß des Grafen Gramont. Die 25er eilten über einen glücklich entdeckten Drahtſteg und nahmen den ummauerten Park und das Schloß ſelbſt, ſo daß die Feinde auch die Stadt räumten. Nun kam deren Hauptmacht heran, doch die Artillerie und die 30er und 34er, welche das weſtlich gelegene Dorf Moimay beſetzten, hielten ſie bis Abend im Schach. Durch einen unglücklichen Zufall gelang es in der Dunkelheit den Franzoſen, wieder in das Schloß und die Stadt einzudringen. Der befehligende Offizier begann ſie zu räumen; Werder, der die Franzoſen nicht über den Fluß laſſen wollte, befahl jedoch die Wiedereinnahme. Oſtpreußiſche Landwehrbataillone gingen über die Brücke, die 25er wendeten mit ihnen um. In dem weitläufigen Schloß, auf Treppen und Gängen und in den üppig ausgeſtatteten Zimmern entſpann ſich ein blutiger, wechſelvoller Ringkampf, während ein großer Teil des Gebäudes bereits in Flammen ſtand, welche die hilfloſen Verwundeten verzehrten. Doch war es nicht möglich, den Feind zu überwältigen. Auch die Stadt brannte; in dem grellen Schein der praſſelnden Lohe und unter dem Toſen der Geſchütze wogte in den Straßen und Häuſern ein wildes Handgemenge, bis Werder nach Mitternacht den Rückzug freiſtellte. Die Deutſchen, von denen 15,000 mit 54 Geſchützen die Wucht von 64,000 mit 146 Geſchützen auszuhalten hatten, verloren etwa 600 Mann, die Feinde ebenſoviel und außerdem 800 Gefangene. Da Bourbaki ſeine Hauptmacht zurückhielt, konnte der Abmarſch, nur von kleineren Gefechten begleitet, in öſtlicher Richtung angetreten werden.

Vor der Liſaine.*

Werder beſchloß, in einer feſten Stellung den Angriff abzuwarten, und wählte dazu die Liſaine. Bourbaki, in falſchen Vorausſetzungen befangen, zögerte; erſt durch die Regierung gedrängt, machte er am 13. Januar die Rechtsſchwenkung, welche ſeine Front von Norden nach Oſten kehrte. Der mangelhaft geordnete Marſch hielt ihn auf, ſo daß die Deutſchen Zeit hatten, ſich vorzubereiten. Da er Werder nicht von Belfort hatte abdrängen können, wollte ihn Bourbaki nun in der Front angreifen.

Von Arcey her führen zwei Straßen auf Belfort, über Héricourt und Montbéliard, beide an der Liſaine gelegen. Dieſer unbedeutende Bach fließt mit einem kleinen weſtlichen Bogen von Norden nach Süden und ergießt ſich bei Montbéliard in die Allaine. Die Liſaine iſt von der Lücke von Belfort öſtlich geſchieden durch eine waldige, wenige Kilometer breite Hochfläche. Auch das weſtliche Ufer iſt mit großen Waldungen beſtanden, welche

* Siehe auch den Plan der Schlacht auf Tafel III.

dem Feinde das nahe Herankommen erleichterten; sonst bot der Wasserlauf für die Verteidigung günstige Bedingungen, die vortrefflich ausgenutzt wurden. Der rechte Flügel stand bei dem Dorfe Frahier, wo der Bach, von seiner Quelle her nach Süden gewendet, eine Mulde durchfließt; eine Strecke weiter abwärts liegt auf dem rechten Ufer Chenebier, das gleichfalls besetzt war. Nachher geben die steilen, engen Bachränder zwischen dichtem Wald ein natürliches Hindernis; erst bei Chagey öffnen sie sich, und hier begannen die Hauptbefestigungen. Den Kern der gesamten Aufstellung bildete Héricourt, das mit seiner Umgebung zur völligen Festung umgeschaffen war. Nordwestlich liegt das Dorf St. Valbert, gedeckt durch einen waldigen Hügel, der mit Verhauen und Laufgräben geschützt war. Östlich über Héricourt erhebt sich der Berg Vaudois als vortrefflicher Platz für das Geschütz, das auch die Straße bis zum vorliegenden Dorf Tavey bestrich; 61 Rohre warteten hier in einer Front von 4000 Schritten auf den Feind. Weiter südlich wird bei Bussurel, das am jenseitigen Ufer liegt, das Gelände breiter. Von dort bis Bethoncourt sicherten künstliche Deckungen das östliche Ufer, auch das kleine, jenseits gelegene Petit-Bethoncourt war in die Verteidigungslinie gezogen. Um hier die Lisaine zu einem Hindernis zu machen, mußte das sie bedeckende Eis aufgebrochen werden. Sehr stark war der linke

Die badische Artillerie von Froben rückt in die Gefechtsstellung bei Bussurel, 15. Januar 1871.

Flügel bei Montbéliard, weil sich von der dortigen Höhe das untere Bachthal wie die Straße zur Stadt beherrschen ließen. Von Montbéliard bis Héricourt läuft am östlichen Ufer die Eisenbahn nach Belfort, deren Damm stellenweise guten Schutz bot. Eine Umgehung im Süden hatten acht schlesische Landwehrbataillone von dem Belagerungskorps unter General v. Debschütz zu verhindern; am ersten Schlachttage wiesen hier bei Dasle die Bataillone Liegnitz, Öls und Jauer die feindlichen Vorstöße kräftig zurück. Auf der nördlichen Flanke waren der Vorsicht halber in größerer Entfernung ebenfalls kleine Truppenteile aufgestellt.

Werder zog von Belfort heran, was dort irgend entbehrlich war, auch 37 Belagerungsgeschütze, die namentlich Montbéliard und das Allainethal schirmten. Den rechten Flügel von Frahier bis Chagey übernahmen badische Regimenter unter Degenfeld; einen Teil dieser Division behielt der Oberbefehlshaber als Hauptreserve bei sich. Südlich von Chagey bei Luze bis St. Valbert stand Goltz mit den Regimentern 30 und 34. Die Linie von Héricourt bis Montbéliard besetzte die 4. Reservedivision. Störend war die Knappheit der Munition, welche Sparsamkeit erheischte. Die gesamten deutschen Streitkräfte betrugen 45,000 Mann mit 181 Geschützen; sie hatten 150,000 Franzosen mit 382 Geschützen gegen sich.

Nebelschleier durchwogten am Morgen des 15. Januar die winterliche Landschaft. Tiefer Schnee, von der Kälte hart geworden, bedeckte die offenen Stellen; aus seiner blendenden Weiße hoben sich düster die Waldungen. Das XV. Korps eröffnete der Angriff auf den linken Flügel. Das Landwehrbataillon Lötzen, neben ihm das Bataillon Marienburg, hielt sich mit empfindlichen Verlusten den Morgen über auf dem rechten Ufer der Lisaine bei

Badiſche Infanterie bei Bethoncourt, 16. Januar 1871.

Ste. Suzanne, bis Werder am Nachmittag, um die Verteidigungslinie enger zu ſchließen, dieſe vorgeſchobenen Poſten zurücknahm. Auch die Stadt Montbéliard wurde verlaſſen, mit Ausnahme des feſten, mit ſchwerem Geſchütz ausgerüſteten Schloſſes, in dem Major v. Olszewski mit zwei Kompanien Wehrleuten aus Gumbinnen zurückblieb. Abends beſetzten die Franzoſen die Stadt. Nachmittags 3 Uhr griff der Feind erfolglos und vom Bataillon Goldap ſchwer geſchädigt bei Petit-Bethoncourt an. Ebenſo wieſen die Danziger gegenüber dem verlaſſenen Buſſurel von dem Eiſenbahndamm und der Mühle her die Feinde mit blutigen Köpfen ab. Die ſtarke Stellung vor Héricourt, verteidigt von den Bataillonen Graudenz, Ortelsburg und Oſterode, ſollte Clinchant mit dem XX. Korps angreifen, ſobald das XVIII. Korps heran war, dem Bourbaki die Umgehung des rechten Flügels, welchen er am Mont Baudois vermutete, aufgetragen hatte. Der Anmarſch auf glatten Straßen und fußhoch verſchneiten Waldwegen verzögerte ſich jedoch ſehr. Erſt mittags beſetzten die Franzoſen das verlaſſene Dorf Couthenans; Zuaven, die in Chagey eindrangen, wurden abends wieder zurückgeworfen. Ebenſowenig entwickelte ſich der Angriff Cremers gegen Chenebier.

Die Deutſchen verloren nur 650 Mann, während der Feind weit mehr einbüßte. Hauptſächlich trug die Artillerie, die auf beiden Seiten furchtbare Gewalt entfaltete, den Kampf Doch war Bourbaki zufrieden; ſcheinbare Erfolge waren erreicht, und in anbetracht der großen Anſtrengungen, denen ſich dieſe jungen Truppen hatten unterziehen müſſen, machten ſie ſich im Feuer recht gut. Um ſie zuſammenzuhalten, war jedoch nötig, ſie die Nacht bei 12 Grad Kälte biwakieren zu laſſen, während die Deutſchen, ſoweit möglich, Quartiere bezogen.

An dem folgenden Tage, dem 16. Januar, entbrannte der Streit wieder auf der geſamten Linie in verſchiedener Stärke. Ein Angriff auf Montbéliard wurde abgewieſen, doch den ganzen Tag donnerte dort das beiderſeitige Geſchütz. Dreimal warf der Feind, nachdem ſeine Artillerie das Dorf heftig beſchoſſen hatte, ſtarke Scharen gegen Bethoncourt; jedesmal wichen ſie, den Schnee mit ihrem Blute färbend, vor dem geſchloſſenen Schnellfeuer. Auch bei Héricourt, wo morgens in der Thalenge dichter Nebel lag, machten die Franzoſen am Vor- und Nachmittage wiederholt heftige Vorſtöße ohne Erfolg. Beſſer glückte es ihnen im Norden. Zwei badiſche Bataillone ſollten dort zwei von ſtarker Artillerie unterſtützten Diviſionen ſtandhalten. Die Franzoſen gingen gut vor, und ihre Maſſe erdrückte den tapfern Widerſtand. Degenfeld mußte erſt Chenebier, dann Frahier räumen und bis zur Mühle von Chalonvillars zurückgehen. Nur noch 8 Kilometer trennten die Franzoſen von ihren belagerten Landsleuten in Belfort, doch blieben ſie ſtehen, räumten ſogar im Dunkeln wieder Frahier. Die Deutſchen hatten Ungeheures zu leiſten, die einen ununterbrochen in der Front im Gefecht, ohne einen Augenblick der Erholung und ohne Nahrung, die anderen in fortwährendem Wechſel hin und her eilend, um die gefährdeten Stellungen zu verſtärken. Auch die Nacht brachte keine Ruhe; allenthalben ſtießen Patrouillen zuſammen, denn faſt Leib an Leib ſtanden die Heere. Die meiſten Abteilungen der Deutſchen verbrachten die eiskalte Nacht im Freien, das Gewehr bereit.

Viel hing an der Wiederherſtellung des rechten Flügels, und Werder war keinen Augenblick zweifelhaft, damit ſofort am Morgen beginnen zu laſſen. Schon in der Nacht wurden die für den Angriff beſtimmten Truppen zuſammen-

gezogen, 8 Bataillone (6 badiſche, ein 67er und Landwehr Eupen). Um 4½ Uhr erfolgte der Aufbruch, doch eine überraſchte Feldwache alarmierte Chenebier. Zwar drangen die Badener in der entſtandenen Verwirrung von Süden her ein, aber nur die Hälfte des Dorfes fiel ihnen zu. Auch in dem nördlich anſtoßenden Gehölz des Evants wehrten ſich die Franzoſen gegen die Eupener, in der noch herrſchenden Finſternis gerieten die Kämpfenden durcheinander. Beim erſten Morgenlicht ſahen die Deutſchen ſo ſtarke Streithaufen anrücken, daß ſie zurückgingen. Um 9 Uhr befahl Degenfeld nochmals allgemeinen Angriff. Die Deutſchen nehmen in zweiſtündigem Waldgefecht das Gehölz, aber das ſtark verbarrikadierte Chenebier ſpottet aller Anſtrengung. Man muß ſich begnügen, die Annäherung des Feindes an Belfort zu hindern, und das gelingt, weil die Franzoſen, ſelber eine Umgehung fürchtend, nicht mehr vorſtießen und matt waren. Bourbaki hatte den Plan auf ſeinen linken Flügel gebaut, und als dieſer verſagte, ließ er nur noch die Artillerie weiter ſpielen und kleinere Kämpfe eingehen; er ſelbſt wie ſeine Unterfeldherren überzeugten ſich, daß die ermüdeten, hungernden und frierenden Leute nicht weiter kämpfen konnten. Er begann daher langſam und vorſichtig den Abzug, auf dem ſeine Truppen den nachrückenden Deutſchen noch hartnäckige Gefechte lieferten. Die Dörfer und Wälder lagen voll von Verwundeten und Erſchöpften.

Landwehr-Bataillon Graudenz bei Héricourt, 16. Januar 1871.

Die dreitägige Schlacht an der Liſaine, die einzige, die lediglich in der Verteidigung verlief, gehört zu den denkwürdigſten Ereigniſſen des Feldzuges. Kaiſer Wilhelm telegraphierte am 20. Januar dem ſiegreichen Heerführer: „Ihre heldenmütige, dreitägige, ſiegreiche Verteidigung Ihrer Poſition, eine belagerte Feſtung im Rücken, iſt eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich ſpreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer meinen königlichen Dank, meine höchſte Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Schwertern als Beweis dieſer Anerkennung. Ihr dankbarer König Wilhelm.“

Das Lob aus kaiſerlichem Munde hatten alle, die an dieſer Schlacht teilnahmen, wohl verdient, Führer wie Truppen. Werder gab einen glänzenden Beweis höchſter Feldherrnkunſt, die Untergebenen führten ſeine Anordnungen mit muſtergültiger Standhaftigkeit aus. Sie hatten vielleicht noch Schwereres zu ertragen als ihre Kameraden an der Loire. Die Landſchaften, die ſie ſo lange Wochen kreuz und quer durchſtreiften, waren ärmlich und ſchnell erſchöpft. Hier traf man ſelten einen reicheren Ort, der lange Entbehrungen vergeſſen ließ. Die Nachfuhr von rückwärts auf ungünſtigen, von Franctireurs gefährdeten Straßen, fern von den Eiſenbahnen, konnte nicht den Bedürfniſſen Genüge thun; ſie reichte kaum für die Munition aus. Jede Verbindung mit der Heimat war notdürftig, Briefe kamen ſelten und ſpät an, und die erſten Liebesgaben erreichten erſt nach Weihnachten die ihrer ſo vorwiegend Bedürftigen. Tagelang gab es kaum eine harte Brotkrume; ſelbſt während der Schlacht an der Liſaine mußten die Kämpfer hungern. Von Labung, von Wein oder gar Bier war hier nicht die Rede,

die einzige Zuflucht, das edele Getränk, der Schnaps, nicht immer zu haben, und welch hölliſche Sorte! Dabei machte die Kälte, welche die letzten Wochen herrſchte, den knurrenden Magen erſt recht begehrlich. Die Straßen bedeckte tiefer Schnee, und die wenigſten Leute hatten noch brauchbares Schuhwerk, das den Fuß ſchützen konnte. Kam einmal Tauwetter, dann marſchierte man im Schneewaſſer, der Boden blieb hart und fror dann wieder ſpiegelglatt. Dennoch ging es bergauf, bergab, und wenn die Pferde ſtürzten, mußten ihnen die kaum auf ihren eigenen Füßen Feſtſtehenden aufhelfen. Viele Leute litten durch Froſtwunden an Händen und Füßen. Die Bekleidung ging natürlich auch in die Brüche. Ein ſolcher Feldzug konnte jeder Vorliebe für Winterlandſchaften auf immer ein Ende machen. Nur Kraft, Mut, Zuverſicht vermochten alle Beſchwerden zu überwinden, und dieſe Eigenſchaften verließen die Deutſchen nicht.

Die Franzoſen hatten nicht weniger zu erdulden; allerdings ſtand der größte Teil von ihnen viel kürzere Zeit im Felde als die Werderſchen Leute. Bourbaki ſpannte alle ſeine Kräfte aufs höchſte an, und man muß auch ſeinen Truppen nachrühmen, daß ſie anfangs die Anſtrengungen willig auf ſich nahmen und im Gefecht nicht ſchlecht hielten. Aber die Armeeverwaltung erfüllte ihre Pflichten höchſt mangelhaft, Ausrüſtung und noch mehr die Verpflegung entſprachen den geſtellten hohen Zielen ſehr wenig. Daher ging es auch hier wie anderwärts; als keine Erfolge kamen, brach der Mut der Truppen zuſammen. Obgleich die Deutſchen ſich keine Ruhe gönnen durften, ſolange die Oſtarmee noch das Feld hielt, eine ernſtliche Gefahr drohte von ihr nicht mehr, weder für Deutſchland noch für die Belagerung von Paris.

Vierzehnter Abschnitt.

Die rückwärtigen Verbindungen. — Die Kapitulation von Paris.

Die heutige Kriegführung unterscheidet sich durch die großartigen Erfindungen unsers Jahrhunderts wesentlich von der früheren. Vornehmlich die Eisenbahnen und der Telegraph haben die Veränderung bewirkt; sie gestatten schnelleren Aufmarsch, rascheren Nachschub, leichtere Verpflegung und schleunige Benachrichtigung. Natürlich sucht ein Feind dem andern möglichst diese Mittel zu entziehen, und so hatten die Franzosen und auch die Deutschen auf dem ersten Vormarsch vielfach Bahnen und Telegraphen zerstört, die später wiederhergestellt werden mußten. Für diesen Dienst waren eigene Truppenteile ausgebildet, welche nicht nur die technischen Schwierigkeiten zu überwinden, sondern neben ihren Berufsanstrengungen auch manche Gefahren zu ertragen hatten. Obgleich sie im Rücken der siegreichen Armeen arbeiteten, störten Franctireurs die Vollbringung ihres Werkes und überfielen Abteilungen oder fügten aus dem Hinterhalt Schaden zu; neben dem Handwerkszeug durfte das Gewehr nicht vergessen werden. Die Zerstörungen trafen den Bahnkörper durch Entfernung der Schienen und Aufreißen des Unterbaues und noch mehr die Brücken und Tunnels, die gesprengt wurden. Oft erforderten die Ergänzung und der Wiederaufbau längere Zeit, das Material mußte mühsam herbeigeschafft werden, und so leicht wie im Frieden, wo alle Hilfsmittel zur Verfügung stehen, ging es nirgends ab. Auch ganz neue Strecken wurden gebaut, darunter eine Umgehungslinie von Metz.

Deshalb beruhte anfänglich die Verbindung nach rückwärts und mit der Heimat fast ausschließlich auf dem Fuhrwerk, und die vorrückenden Armeen blieben auch fernerhin darauf allein angewiesen. Es ist sehr schwer, sich vorzustellen, welche Schwierigkeiten von der obersten bis zur untersten Stelle zu überwinden waren, um nur den dringendsten Bedürfnissen zu genügen. Die größeren Straßen kamen allein in Betracht, weil nur sie sich in leidlich brauchbarem Zustande hielten und durch Besatzungen, Etappenkommandos, geschützt werden konnten. Um Kreuzungen und Überfüllungen zu vermeiden, erhielten möglichst die einzelnen Truppenteile besondere Straßen überwiesen, deren Verteilung viel Übersicht und Überlegung erheischte. Auf allen bewegten sich mächtige Kolonnen, von denen jede oft Hunderte von Wagen enthielt. Die Geschirre des Trains, der in erster Stelle mit der Ausführung und Überwachung der Transporte betraut war, reichten bei weitem nicht aus. Zahllose gemietete Wagen aller Art folgten schon aus der Heimat mit, noch mehr wurden in Frankreich selbst auf größere oder kleinere Strecken für Geld oder zwangsweise aufgeboten, leichte Bauernkarren neben schwerem Lastfuhrwerk. Das bunte Gemisch von Fuhrleuten in Ordnung und im Zaume zu halten, war die denkbar schwierigste und unangenehmste Aufgabe. Hier brach ein Wagen zusammen und mußte umgeladen werden, dort blieb einer im Schmutz stecken, lauernde Franctireurs riefen Verwirrung hervor; dazu das Kauderwelsch der verschiedenen Sprachen und Flüche. Auch die leibliche Versorgung der Fahrer und Begleitung fiel meist recht dürftig aus, weil die andauernd durchzogenen Gegenden längst ausgenommen waren. Gar mancher Fuhrknecht stand Tantalusqualen aus, wenn er mit leerem Magen die Vorräte betrachtete, die vielleicht sein Gespann barg. Nicht allein Lebensmittel, Munition und Ausrüstungsstücke, auch Verwundete und Kranke füllten die langen Wagenzüge. Es wäre nicht möglich gewesen,

Viehtransport.

allen notwendigen Lebensunterhalt den Truppen nachzuführen. Dafür traten Requisitionen ein, indem die Militärbehörde gegen ausgestellte Scheine, welche später die Landesregierung zu bezahlen hatte, den Ortschaften bestimmte Lieferungen auferlegte. Auch andere Bedürfnisse, z. B. Stiefel, sind gelegentlich auf diese Weise beschafft worden. Wo das Land dazu im stande war, mußten auch die Ortschaften oder die Quartiergeber die Verpflegung liefern. Sehr viele Erfordernisse kaufte die Militärverwaltung in Frankreich selbst, und dortige Händler hatten großartigen Verdienst. Das Schlachtvieh wurde meist in großen Herden nachgetrieben. Mancher Soldat oder Landwehrmann, der von Haus aus an andere Thätigkeit gewöhnt war, schwang zur Abwechslung die knallende Peitsche über den störrigen Häuptern seiner Hämmel oder Ochsen; gute Hirten trugen wohl ein frischgeworfenes Lämmlein mitleidig unter dem Kriegsmantel. Die große Masse des Lebensunterhaltes jedoch besorgten bedeutende Geschäftshäuser daheim, die für den kostspieligen Transport selber Sorge tragen mußten.

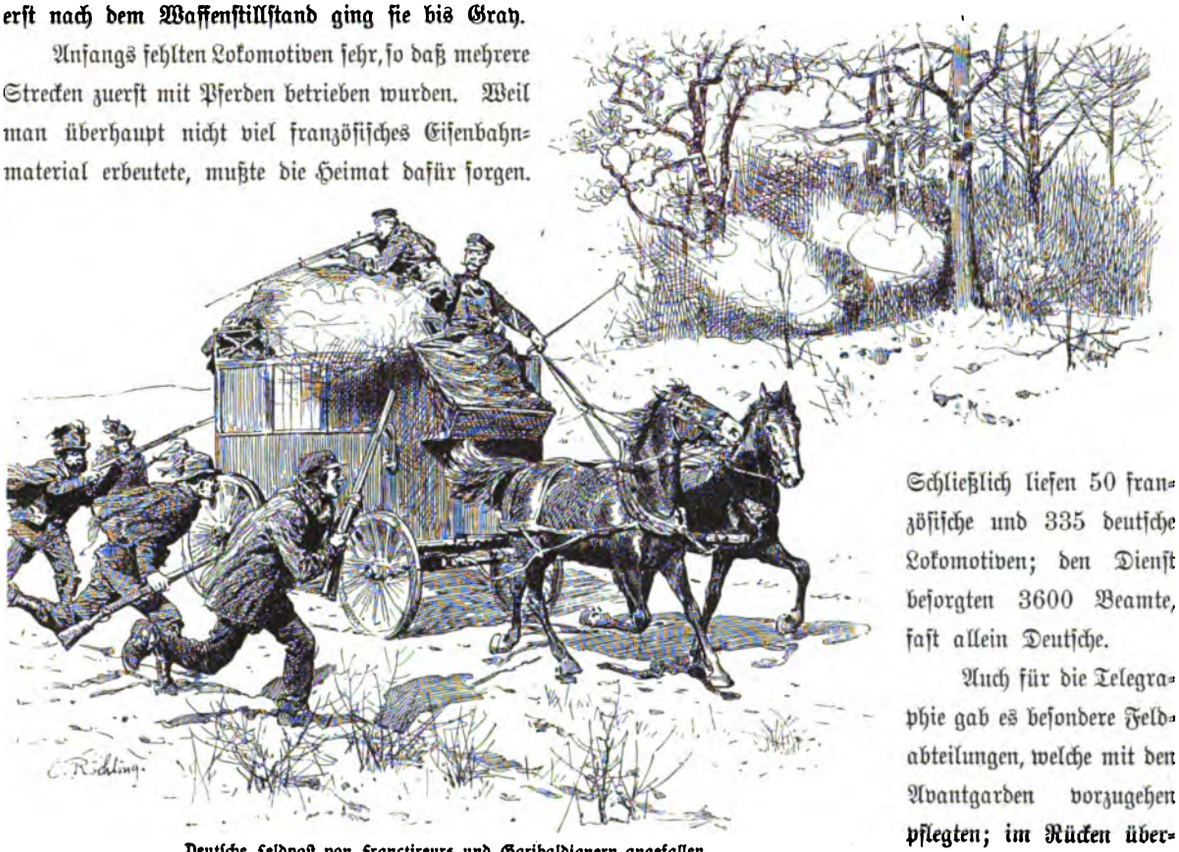
Jede fahrbar gemachte Eisenbahnlinie war daher ein unschätzbarer Gewinn. Außer den Zerstörungen hemmten die noch in Feindeshand befindlichen Festungen den Verkehr. Sie konnten daneben Haltpunkte für größere Streitkräfte werden und die vorwärts schreitende Armee im Rücken belästigen; vor allem mußten sie der leichteren Verbindung wegen genommen werden. Deshalb ging dem Feldkrieg ein Festungskrieg zur Seite. Fast ohne Ausnahme hielt sich in ihm der Gegner rühmlich. Die meisten Festungen waren nicht bedeutend, ohne Außenwerke und oft von beherrschenden Höhen umgeben, aber dennoch ließen sie sich nicht ohne weiteres durch Handstreich oder Beschießung mit leichtem Geschütz nehmen, wie man deutscherseits hoffte; oft mußte erst schweres herangezogen werden. Eine langdauernde, kunstgerechte Belagerung erforderten jedoch nur Straßburg und Belfort.

Nach dem Falle von Metz beschäftigte der Krieg gegen die Festungen namentlich das 7. Armeekorps. Eine ganze Reihe kam allmählich in deutsche Gewalt. Die noch im August und Anfang September eroberten: Lichtenberg, Lützelstein, Marsal, Vitry und Laon, machten wenig Mühe, mehr schon die später im September und Oktober genommenen: Toul, das bisher die Eisenbahn von Nancy nach dem Westen sperrte, Soissons und Schlettstadt. Der November brachte wichtigen Ertrag: Verdun zunächst und Neubreisach, dann vor allem das bedeutende und sehr hinderliche Diedenhofen, dazu La Fère und Amiens. Im Dezember ergab sich das kleine Pfalzburg, ausgehungert nach viermonatlicher Umschließung, dann kapitulierten Montmédy und am Neujahrstag Mézières, beide, wie Diedenhofen, durch General v. Kameke bezwungen. Der Januar fügte noch Rocroy, Péronne und Longwy hinzu. Viel harte und beschwerliche Arbeit ist in dieser kurzen Aufzählung eingeschlossen.

Entsprechend diesen Erwerbungen besserten und mehrten sich die Schienenwege. Am meisten bedurfte die vor Paris festgelagerte Armee der Verbindung nach allen Seiten. Ende September, nach dem Fall von Toul, wurde die Strecke von Frouard (nördlich von Nancy) über Blesme (westlich von Bar le Duc) bis Epernay eröffnet; erst am 20. November ging es von Reims über Soissons nach den beiden Stationen nördlich und nordöstlich von Paris, Gonesse und Mitry; kurz vorher war auch die Bahn von Epernay nach Lagny östlich von Paris

unter großen Mühen hergestellt worden. Nach dem Norden zu konnte zuerst Paris—Amiens—Rouen benutzt werden, nach dem Falle von La Fère auch die Strecke Amiens—Reims. Noch lastete aller Verkehr nach Deutschland auf der einzigen Strecke Blesme—Frouard; daher war es von höchster Wichtigkeit, als nach der Einnahme von Montmédy und Mézières allmählich die zweite nördliche Linie Saarbrücken—Metz—Diedenhofen—Sedan—Reims hinzukam. Für die zweite Armee war seit Mitte Dezember das weit entfernte Troyes, das von Blesme über Chaumont und Châtillon fur Seine erreicht wurde, die Hauptstation. Die von Troyes nach Paris führende Strecke ließ sich nicht herstellen; erst Mitte Januar gelang es, die Linie über Châtillon—Montereau—Juvisy (südlich von Paris), allerdings weite Zickzackumwege, zu stande zu bringen. Juvisy war bereits mit Orléans verbunden; die Siege der zweiten Armee verhalfen zu den weiteren Strecken Orléans—Blois und Versailles—Chartres—Le Mans. Am schlechtesten stand es im Südosten; Mitte Dezember führte dorthin die einzige Bahn Straßburg—Luneville—Epinal, und erst nach dem Waffenstillstand ging sie bis Gray.

Anfangs fehlten Lokomotiven sehr, so daß mehrere Strecken zuerst mit Pferden betrieben wurden. Weil man überhaupt nicht viel französisches Eisenbahnmaterial erbeutete, mußte die Heimat dafür sorgen.



Deutsche Feldpost von Franctireurs und Garibaldianern angefallen.

Schließlich liefen 50 französische und 335 deutsche Lokomotiven; den Dienst besorgten 3600 Beamte, fast allein Deutsche.

Auch für die Telegraphie gab es besondere Feldabteilungen, welche mit den Avantgarden vorzugehen pflegten; im Rücken übernahmen Staatsbedienstete die Ämter. Wo sich die Eisenbahn nicht herstellen ließ, trat wenigstens rasch der Telegraph ein und vermittelte zwischen Oberkommando und Truppen wie nach der Heimat hin. Teils konnten vorhandene Leitungen benutzt werden, teils wurden neue gelegt. Zu Ende des Krieges waren deutscherseits 23,000 km Drahtleitungen in Betrieb. Die Telegraphie entsprach vollkommen den an sie gestellten hohen Anforderungen und erleichterte wesentlich die militärische und politische Thätigkeit.

Von allen diesen Einrichtungen zog der einzelne Soldat nur mittelbar Nutzen. Dagegen hatte jeder seinen vollen Anteil an der Feldpost, die unter der Leitung des Generalpostmeisters Stephan wahrhaft Großartiges geleistet hat. Die Postverwaltung schuf, da für das Feld keine besonderen Formationen vorhanden waren, mit ihren eigenen Beamten mobile Postanstalten und Etappenpostdirektionen. Erstere vermittelten den Verkehr mit den einzelnen Truppenteilen, die anderen, einen Tagemarsch hinter den Hauptquartieren folgend, waren die großen Sammelbecken, in welche sich vom Felde und von der Heimat her die Briefflut ergoß. Postkarten wurden unter

die Truppen reichlich verteilt. Für die im Felde Stehenden gibt es keine größere Freude, als Grüße und Nachrichten aus der Heimat zu erhalten, und mit welcher Sehnsucht wird dort beruhigende Kunde erwartet, wie schlägt da vollends nach jeder größern Schlacht, die der Telegraph blitzschnell meldet, tagelang das Herz der Angehörigen, bis der die angstvollen Seelen befreiende Feldpostbrief eintrifft. Oft genug kam er leider nicht! Die Überlebenden werden alle zu Schriftstellern, mag ihnen das Schreiben noch so sauer sein, und verfassen ihre Botschaft unter den erschwerendsten Umständen, sicher, daß die liebenden Augen auch das schlimmste Gekritzel, die blasseste Tinte und den verwaschensten Bleistift entziffern. Wenn auf den Märschen vorwärts Postillone oder andere Briefbesteller an den Bataillonen vorbeiritten und es hieß: „Briefe heraus", dann konnten sie die Menge der im Sprunge dargebotenen, für die günstige Gelegenheit bereit gehaltenen Schreiben kaum fassen. Eine unerschöpfliche Fülle von Trost und Freude spendete die Post den Kriegern im Felde und den Ihrigen zu Hause! Doch sie leistete noch mehr. Es wurde gestattet, Briefe von größerem Gewicht in festen Umhüllungen zu senden. Was ist auf diese Weise nicht alles ins Feld gesandt worden: die unentbehrlichen Zigarren und Tabak, Zucker, Gewürz, Salz; selbst Strümpfe, je einer in einem Umschlage, sogar Unterhosen, in zwei Teile zertrennt, wanderten hinaus. Gewiß hat da manche liebevolle Mutter oder Frau der Post etwas viel zugemutet, aber es kam dem Ganzen zu gute. Endlich durften auch Packete geschickt werden, und gerade recht zur Weihnachtszeit kamen die freudespendenden Gaben an. Nur wenig ging verloren, wenn auch die weit Entfernten und auf dem Marsche Befindlichen oft lange warten mußten, ehe sie ihre Postsachen erhielten. Die vor Paris Liegenden waren am besten daran; in vier Tagen gelangten die Briefe aus den östlichen Provinzen dorthin. Die deutschen Feldposten haben nicht weniger als 104 Millionen Briefe, Postkarten und Zeitungen und über $2^1/_2$ Millionen Packete bestellt. Auch die Postillone hatten mit den Francireurs zu thun, manch einer von ihnen hielt sie sich mit dem Säbel oder dem Karabiner vom Leibe.

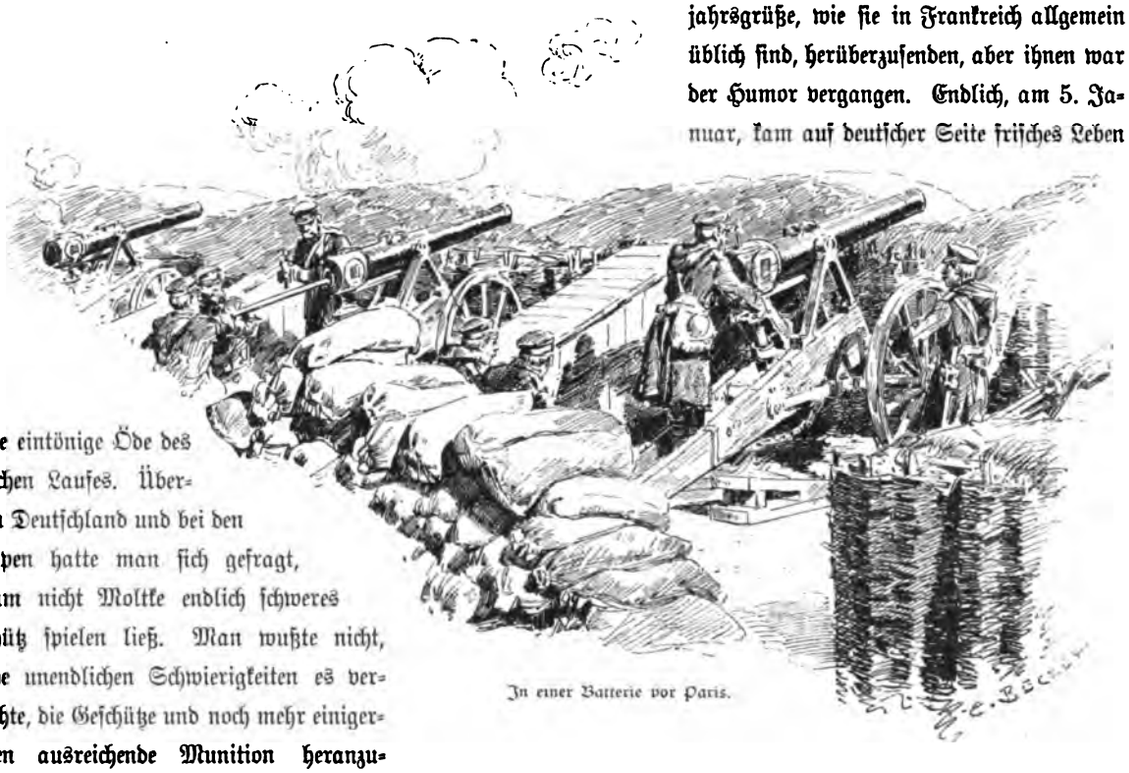
Ein gewaltiges Aufgebot von Truppen beanspruchten die Besatzung der Etappenstraßen und größeren Ortschaften, auch die starken Gefangenentransporte nach der Heimat; dazu dienten die nachrückenden Landwehrmannschaften. Diese ganze mächtige Zurüstung und die weiten, fremden Gebiete hielten außer den Militärbehörden die vier Generalgouverneure in Ordnung und Gang, die ihre Sitze in Straßburg, Nancy, Reims und Versailles hatten. Ihnen waren alle anderen bürgerlichen Behörden sowie die Truppen, welche nicht im Armeeverbande standen, untergeben. Ihre Thätigkeit umfaßte die gesamten verwaltenden und militärischen Befugnisse, die sie mit Schonung des Landes und seiner Einwohner ausüben sollten, die Forterhebung aller Abgaben, die Polizei, das Verkehrswesen, die Einziehung von Kontributionen in barem Geld und von Requisitionen. Alles, was eine musterhafte Verwaltung nur aufbieten konnte, um dem Heere zu nützen, war bestens bestellt. Neben dem Feldheere stand ein zweites von Besatzungen und Beamten in Frankreich, dort häuslich, wie für alle Zukunft eingerichtet. Der Krieg dauerte lange und wollte kein Ende nehmen; erst wenn Paris bezwungen war, durfte an fröhliche Heimkehr gedacht werden.

Seitdem die Hoffnungen auf die Loirearmee vereitelt waren, verhielten sich die Pariser eine Zeitlang ruhig. Die Deutschen befestigten ihre Stellung weiter und schufen die Einschließungslinie zur starken Verteidigungsfront um. Die einzige größere Veränderung in dem Zernierungsgürtel trat Anfang Januar ein, als das 1. bayerische Korps im Süden von Paris die Stelle des 2. Armeekorps einnahm. Allmählich ging das Schießen wieder los. Bei einem Ausfall gegen Le Bourget am 21. Dezember glückte es den Marinesoldaten, von Norden her in das Dorf zu gelangen und zwei Kompanien des Garderegiments Elisabeth hart zu bedrängen, sogar eine Anzahl Gefangene zu machen, bis sie herbeieilende Unterstützung zurücktrieb; damit fand der auf höhere Ziele gesteckte Plan Trochus sein rasches Ende. Ein gleichzeitiger Versuch Vinoys im Osten gegen die Sachsen endete nicht glücklicher.

Das Weihnachtsfest war herangekommen mit warmem Tauwetter, so daß die Seine ihre Eisdecke sprengte und mit steigenden Wassermassen die über sie geschlagene Brücke bei Villeneuve, die einzige im Süden bis Corbeil hin, wegriß, eine schlechte Bescherung für die armen Pioniere. Mit welchen Gefühlen begingen die Deutschen

in Frankreich ihr liebſtes Feſt! Wo es irgend anging, verſchafften ſie ſich einen Weihnachtsbaum; vor Paris brannte ihrer eine große Zahl. Die Verwundeten in den Lazaretten erhielten unter der feſtlich flimmernden Tanne kleine Geſchenke. Wer Weihnachten auf dem Marſche verlebte, gedachte um ſo ſehnſüchtiger der Heimat. Wie viele Plätze am Weihnachtstiſche waren dort leer; glücklich prieſen ſich die Familien, welche noch hoffen durften, an ihnen im nächſten Jahre die Teuren wieder zu erblicken. Doch bekamen die vor Paris Liegenden noch nachträglich ein Geſchenk: zum erſtenmal traten hier deutſche ſchwere Geſchütze am 27. Dezember in Wirkſamkeit. Ihrer 76 beſchoſſen den Mont Avron, der ſehr unbequem geworden war. Am 29. fanden ihn die Patrouillen geräumt, ein vielverſprechendes Vorzeichen für das noch immer ſehnſüchtig erwartete Bombardement.

Das Ende des Monats brachte wieder heftigen Froſt, und wer auf Vorpoſten in das neue Jahr hinüberwachte, mochte ſich ſtatt am warmen Punſch an einem gründlichen Kälteſchauer bis auf die Knochen erfreuen. Allgemein hatte man erwartet, die Pariſer würden in der Stunde der Jahreswende nicht unterlaſſen, ihre „Zuckerhüte" als ſüße Neujahrsgrüße, wie ſie in Frankreich allgemein üblich ſind, herüberzuſenden, aber ihnen war der Humor vergangen. Endlich, am 5. Januar, kam auf deutſcher Seite friſches Leben in die eintönige Öde des täglichen Laufes. Überall in Deutſchland und bei den Truppen hatte man ſich gefragt, warum nicht Moltke endlich ſchweres Geſchütz ſpielen ließ. Man wußte nicht, welche unendlichen Schwierigkeiten es verurſachte, die Geſchütze und noch mehr einigermaßen ausreichende Munition heranzuſchaffen. Die Eiſenbahnen durften daneben ihre anderen Aufgaben nicht ganz verſäumen, und von Nanteuil aus, über 70 km weit, konnte nur Fuhrwerk benutzt werden; ein vierſpänniger Wagen brachte nicht mehr als vier Geſchoſſe des ſchwerſten Kalibers fort. Unter den ungeheuren Laſten verſagten die zerfahrenen Straßen faſt den Dienſt. Ehe nicht mit Nachdruck und Ausdauer gefeuert werden konnte und zugleich der Ingenieurangriff eröffnet wurde, ſchien es militäriſch unzweckmäßig, zu beginnen. Noch andere Bedenken waren gegen das Bombardement erhoben worden, doch König Wilhelm ſelbſt befahl es ausdrücklich, und endlich ſtand bei Villacoublay ſüdweſtlich von Meudon ein Geſchützpark, 275 Rohre, bereit. Mächtige Giganten, unter ihnen gezogene Mörſer, wie ſie ſchon bei Straßburg ihre dämoniſche Übergewalt bewieſen hatten. Die Leitung der Ingenieurarbeiten erhielt General v. Kameke, die des artilleriſtiſchen Angriffs General Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen.



In einer Batterie vor Paris.

Von mehreren Plätzen her wurden die feindlichen Werke aufs Korn genommen, an denen noch in der letzten Zeit die Pariſer fleißig gearbeitet hatten, um auch ihrerſeits eine förmliche Belagerung gegen einzelne Stellungen der Umſchließung zu führen. Auf dem rechten Seineufer richteten ſich Batterien gegen das Vorland vor Le Bourget und das Marnethal. Der Hauptangriff aber galt der Südfront und ihren Forts. Andere Batterien

im Parke von Meudon, dann bei Clamart und bei Bagneux, letztere flankiert von Nebenbatterien bei Chevilly, nahmen 98 Geschütze auf. Ihnen stellten die Forts und die Umwallung der Stadt fast 700 entgegen; jetzt hatte auch die deutsche Belagerungsartillerie den Parisern ihre Kunst zu beweisen. Am 5. Januar, einem leidlich hellen und windstillen Tage, krachte, von den harrenden Truppen jubelnd begrüßt, um 8½ Uhr bei Clamart nach einem Hoch auf den König von Preußen der erste Signalschuß. Die dortigen Geschütze stimmten ihren Sang an, die französischen von Forts und Stadtumwallung antworteten sofort; später fielen die anderen deutschen Batterien ein, und auch die Feldartillerie des 2. bayerischen und des 6. Korps mischte ihre bescheidene Stimme in den Donner der mächtigeren Geschwister. Die Erde erzitterte, die Luft rauschte. Allmählich verstummte auf französischer Seite die Entgegnung.

Wechselnd, je nachdem das oft nebelige Wetter sichern Schuß erlaubte, ging der Geschützkampf weiter. Es waren bewegte Tage, denn die Pariser suchten durch Ausfälle die Arbeiten zu stören und die Vorposten durch lebhaftes Gewehr- und Geschützfeuer zurückzudrängen; ununterbrochen dauerte die Gefechtsbereitschaft.

Auch die stolze Stadt da unten bekam ernste Warnungen. Einige Geschütze, deren Rohre künstlich über das gewöhnliche Erhebungsmaß gebracht wurden, schleuderten täglich 300 bis 400 Granaten 8000 m weit nach Paris hinein; oft genug konnte man sehen, wie dort Feuer aufgingen. Der Zweck war, zu schrecken, denn der angerichtete Schaden bedeutete nicht viel; nach französischen Angaben sind während der ganzen Beschießung von der Zivilbevölkerung 97 Personen getötet, 278 verwundet worden. Die Franzosen und ihre Freunde schrieen über deutsche Barbarei, aber Paris hatte sich selbst zur Festung gemacht, und seine gesamte männliche Bewohnerschaft war aufgeboten, die Deutschen zu vernichten.

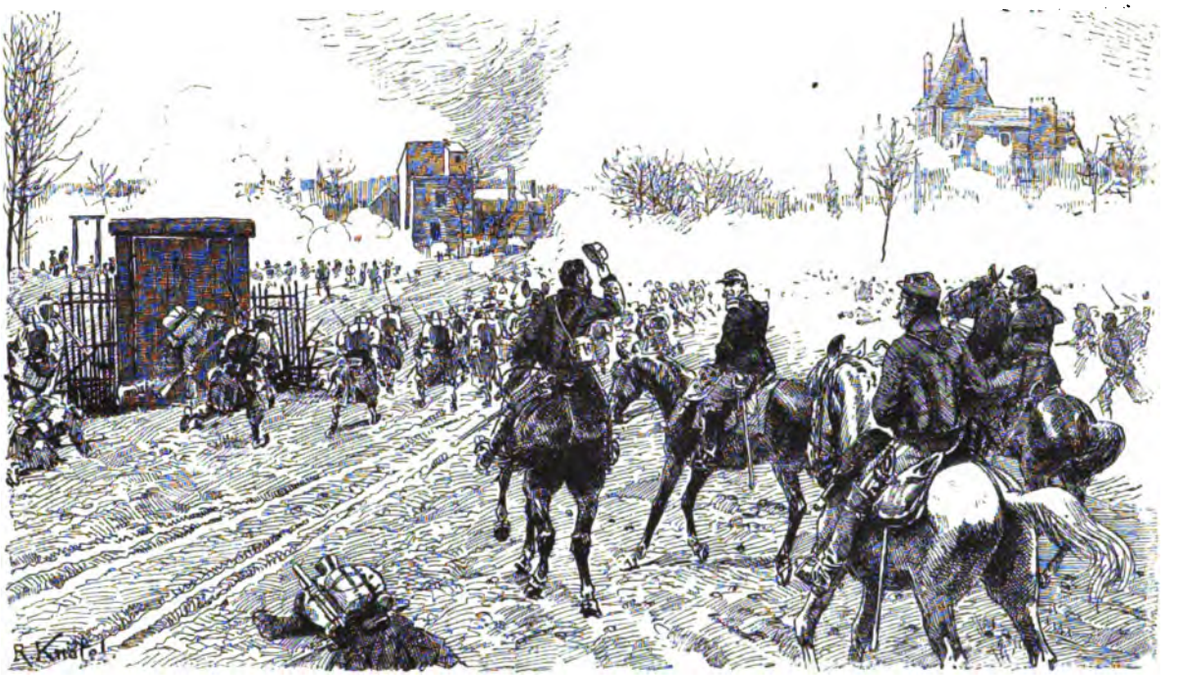
Von den deutschen Batterien erlitten mehrere beträchtliche Verluste; sehr viel größere Beschädigungen trugen die Forts, namentlich Issy, davon. Die französische Regierung, die wachsende Not vor Augen, hätte gern günstige Nachrichten von außen abgewartet; lediglich die Furcht vor den fortwährenden Anschuldigungen der Unthätigkeit und die Sorge vor neuen Unruhen in der Stadt trieben zu rascherem Handeln, obgleich die Führer sich im Herzen gestanden, daß ein Durchbruch jetzt ganz undenkbar war. Die Zeitungen forderten durchaus einen Ausfall, einen „Gießbach" der Nationalgarde, wie die kühne Redewendung lautete, der den Feind durchreißen müsse. Die Regierung that dem Volke den Willen, in dem Gedanken, ein Aderlaß würde vielleicht das Fieber mindern; die Schreier waren am besten zu beruhigen, wenn ihnen der Tod den Mund schloß.

Der Ausfall am 19. Januar richtete sich unter dem Schutze des Mont Valérien von der Halbinsel Gennevilliers aus auf Versailles, wo am Tage vorher König Wilhelm von Preußen feierlich den Titel eines deutschen Kaisers angenommen hatte. Gegen 90,000 Mann, darunter 40,000 der besten Mannschaften aus der Nationalgarde, sollten die Generale Ducrot, Vinoy und Bellemare in drei Kolonnen gleichzeitig auf den Feind werfen; Trochu leitete das Ganze vom Mont Valérien aus. Schon der Anmarsch mißlang, so daß Vinoy allein den Angriff auf dem linken Flügel beginnen mußte; erst allmählich entwickelte er sich auf der ganzen Front von St. Cloud bis Malmaison. Die Artillerie verzögerte sich, weil das zum Regen umgeschlagene Wetter den Erdboden tief aufgetaut hatte. Der Anprall, durch dichten Nebel verhüllt und nicht wie sonst von einer Kanonade verkündigt, veranlaßte die Feldwachen des 5. Korps zurückzugehen; die Franzosen bemächtigten sich der ersten Häuser von St. Cloud, der Schanze Montretout und drangen in Garches und den Park von Buzanval ein. Als man in Versailles schnell erkannte, daß es sich um einen ernstlichen Kampf handelte, griff das ganze Korps unter General v. Kirchbach ein. Die Franzosen vermochten nicht, die errungenen Vorteile zu überschreiten, obgleich ihre Ingenieure mit Todesverachtung die Parkmauern durch Dynamit zu sprengen versuchten. Die kleine Besatzung von La Bergerie, eine Kompanie der 5. Jäger, behauptete den ganzen Tag unerschütterlich ihren wichtigen, in der Mitte vorgeschobenen Posten. Schon gegen Mittag erlangte die deutsche Artillerie das offenbare Übergewicht. Nochmals stürmten die Franzosen vor und kamen bis auf 200 Schritt heran; dann war ihre Kraft zu Ende, Verwirrung und Flucht rissen ein, und Trochu brach den Kampf ab. Gegen Abend nahmen die Preußen alle

Stellungen wieder ein. Nur die Franzoſen in den Häuſern von St. Cloud verteidigten ſich noch tapfer; von ihren Landsleuten vergeſſen, mußten ſie ſich am folgenden Morgen ergeben. Der Rückzug in der Dunkelheit brachte vollſtändige Zerrüttung, ohne von den Siegern geſtört zu werden. In ihrer Furcht vor nachſetzenden „Ulanen" ſchoſſen die Flüchtlinge blindlings auf Trochu und ſeinen Stab.

Außer drei Brigaden des 5. Korps war nur noch das 88. Regiment an dieſer ſogenannten Schlacht am Mont Valérien beteiligt, im ganzen mit den Reſerven 25,000 Mann. Sie verloren, dank den feſten Stellungen, die gerade hier beſonders ſtark waren, nur 600, die Franzoſen ebenſoviel an Gefangenen und 3200 Tote und Verwundete. Der „Gießbach" verrann in ein zweckloſes Blutbad.

Außer den bereits thätigen Batterien eröffneten am 21. Januar 81 Geſchütze auf der Nordſeite ihr Feuer gegen St. Denis und die dortigen Forts mit gleich gewaltiger Wirkung. Die Werke wurden zerſtört; die Forts Iſſy und Vanves lagen bereits als Trümmerhaufen da. Schon hatte ein Sturm die beſten Ausſichten.



General Vinoy in der Schlacht am Mont Valérien.

Trochu mußte am 22. nach heftigem Sträuben vor dem allgemeinen Unwillen die Stelle eines Gouverneurs von Paris aufgeben und blieb nur Präſident der Republik. Den Oberbefehl übernahm Vinoy; auch Ducrot trat zurück. Die Meuterer regten ſich wieder lebhaft, ſchon ſchoſſen die Pariſer ſelber aufeinander, doch die Regierung ſiegte nochmals. Aber ein anderer und unbeſiegbarer Feind hatte Paris erobert.

In den Monaten der Belagerung konnten die Pariſer entbehren lernen, und die ganze äußere Erſcheinung der Stadt änderte ſich. Da Steinkohlen nur ſpärlich vorhanden waren, erloſch die Gasbeleuchtung; der geringe Gasvorrat wurde für die Luftballons und einige Theater geſpart. Die 35,000 Petroleumlampen reichten nicht aus, und was war das ſonſt lichtſtrahlende Paris, in tote Finſternis gehüllt? Die Frauen gingen meiſt ſchwarz gekleidet, der Wagenverkehr hörte auf, weil man die Pferde verzehrte oder für den Krieg verwandte; nur die Kanonen raſſelten durch die Straßen, während von draußen unaufhörlich Geſchützdonner erſchallte. Über der ganzen Stadt lagen Stille und Düſter, immer laſtender kam der furchtbare Ernſt zum Bewußtſein. Auch Holz und anderes Brennmaterial wurden knapp; in dieſem kalten Winter vermochten nur die Reichen ſich eine warme Stube zu verſchaffen, und ein Kochfeuer koſtete ſo viel, wie ſonſt eine einfache Mahlzeit. Die Lebensmittel nahmen bedenklich

ab, obgleich die Regierung schon Ende September alles Getreide und Mehl eingezogen hatte und nur amtlich ausgeben ließ. Mit dem November ging der Vorrat an Schlachtvieh zu Ende; man verzehrte, was an Fleisch außer von Pferden noch zu haben war. Selbst die Tiere des Zoologischen Gartens verfielen dem Metzger; für die zwei großen Elefanten Kastor und Pollux, die Lieblinge der Pariser, bezahlte der Käufer 27,000 Francs und verkaufte das Pfund für 30. Die Ratten wurden zu Leckerbissen, die Hunde und Katzen kamen auch an die Reihe. Für die große Menge gab es nur Roßfleisch; 40,000 Pferde wurden geschlachtet, für den Krieg blieben 30,000 übrig. Die Familien erhielten nach ihrer Kopfzahl Karten, auf Grund deren sie an den öffentlichen Ausgabestellen ihr bestimmtes Maß an Pferdefleisch und Brot erhielten; stundenlang mußten dort vor den Thüren bei Frost und Unwetter die Frauen harren in langer Kette, um den kärglichen Unterhalt zu empfangen. Am besten ging es den ganz Armen, gegen 500,000, welche die Stadt unentgeltlich versorgte. Im Januar wurden die Portionen herabgemindert, für den Erwachsenen auf 30 g Fleisch und 300 g Brot! Dieses Gebäck verdiente zuletzt kaum noch seinen Namen; neben wenig Mehl verschiedener Art enthielt es Körner von Roggen und Hafer, eine Menge Kleie und Strohstückchen, es sah schwarz aus wie Stiefel, sagten die Pariser. Nur die sehr Reichen konnten immer noch etwas daneben kaufen. Am 21. Januar kosteten ein Scheffel Kartoffeln 25 Francs, ein Pfund Schinken 20, ein Pfund Butter 25, ein Liter Bohnen 8, ein Huhn 40, eine Gans 140, eine gute Zwiebel 1, ein Pfund Hammelfleisch 3½, eine lebendige Katze 12 Francs. Ein Scheffel Kohle war nur für 3 Francs zu haben. Furchtbar nahm unter solchen Verhältnissen die Sterblichkeit zu, besonders unter den kleinen Kindern, welche die Milch entbehren mußten. Während sonst in einer Woche noch nicht tausend Menschen starben, sanken im Januar wöchentlich 4500 ins Grab, außer den im Kampfe Fallenden.

Dennoch hielten die Pariser aus, und auch der Feind darf ihnen die Anerkennung dafür nicht versagen. Freilich bestand ihre Leistung mehr im willigen Erdulden, als in der opfermutigen That. Die Zeitungen führten bis zuletzt ihre leidenschaftliche Sprache. Sie zehrten von guten Hoffnungen; hieß es doch noch am 24. Januar, der König von Preußen sei plötzlich am Schlage gestorben! — Eine Enttäuschung nach der andern kam; dem unglücklichen Ausgang am Mont Valérien folgten die Nachrichten von der Niederlage der Loirearmee bei Le Mans, von der der Nordarmee bei St. Quentin, von der traurigen Lage der Südarmee; selbst Gambetta sollte den Mut verloren und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben. Nur noch wenige Tage, bis zum 31. Januar, reichten die Lebensmittel, und dann grinste der Hungertod entgegen; die zwei Millionen sahen den gräßlichsten Untergang vor Augen. Täglich mußten dann Hunderttausende hinsinken, und vielleicht schlugen sich die noch Lebenden wie Hyänen um den letzten Bissen, während die Deutschen Forts und Umwallung stürmten! Der Hunger bezwang Paris, aber ihn verursachte die Einschließung. Die Pariser schrieben später ihre Ergebung nicht dem Zwange der Deutschen, sondern allein der Not zu. Gewiß, das Wild fällt nicht durch den Jäger, nur durch seine Kugel. Eine solche Festung, wie Paris, mit einer halben Million Verteidiger, durch 200,000 Mann festzuhalten, während ringsum Entsatzheere bekämpft werden mußten, war eine kriegerische Leistung ersten Ranges.

Jules Favre unternahm es auf eigene Hand, dem Elend ein Ende zu machen. Nachdem er Bismarck um eine Unterredung ersucht hatte, erschien er am 23. abends in Versailles. Welche Änderung der Verhältnisse, seitdem die beiden Staatsmänner in Ferrières voneinander geschieden waren! Favre gebeugt von der Last des Unglücks, Bismarck im sichern Bewußtsein des Sieges; der eine hager, gekrümmt, mit gebleichtem Haar, im schwarzen, schlotternden Überrock, der andere das Urbild geistiger und leiblicher Kraft. Am folgenden Morgen begannen die eigentlichen Verhandlungen auf Grund der von Kaiser Wilhelm gestellten Bedingungen. Favre wünschte, die gesamte Nationalgarde möchte die Waffen behalten, weil er ängstlich die Entziehung für undurchführbar hielt, obgleich ihn Bismarck darauf aufmerksam machte, Frankreich und Paris würden den Schaden von dieser Maßregel tragen. Am 25. kehrte Favre nach Paris zurück, um die Forderungen seinen Kollegen mitzuteilen, die sie vollkommen billigten. Nachdem wiederholte Beratungen, an denen französische Militärbevollmächtigte teilnahmen, die Einzelheiten geregelt und Paris kleine Zugeständnisse eingetragen hatten, unterzeichneten Bismarck und Favre am 28. Januar den Vertrag.

Er ſetzte einen allgemeinen Waffenſtillſtand bis zum 19. Februar mittags feſt, der für Paris ſofort, in den Provinzen innerhalb dreier Tage begann. Nur die drei Departements, in denen noch die Oſt- und die Vogeſenarmee ſtanden, blieben vorläufig ausgenommen, weil die Franzoſen Belfort nicht übergeben wollten. Eine genau beſtimmte Demarkationslinie, von der beide Teile 10 km entfernt blieben, ſchied die Heere. Der Zweck des Waffenſtillſtandes war die Berufung einer frei gewählten Nationalverſammlung, welche in Bordeaux über Krieg und Frieden entſcheiden ſollte. Paris kapitulierte in der Art, daß alle Forts, außer Vincennes, mit ihrem Kriegsmaterial dem deutſchen Heere übergeben wurden. Auch die Enceinte mußte entwaffnet, die Lafetten ihrer Geſchütze eingeliefert werden. Die geſamte Beſatzung galt als kriegsgefangen; binnen 14 Tagen waren Feldgeſchütze und Gewehre, doch nicht die Fahnen, zu übergeben, mit Ausnahme einer Diviſion von 12,000 Mann für den innern Dienſt und der Nationalgarde zur Bewachung von Paris und Aufrechthaltung der Ordnung. Die Stadt zahlte 200 Millionen Francs. Ein Einzug der deutſchen Truppen unterblieb vorläufig. Auf Grund des Waffenſtillſtands gab Kaiſer Wilhelm die Verpflegung von Paris aus den nicht von deutſchen Truppen beſetzten Gebieten frei und ſagte alle Erleichterungen zu.

Ein großer, nicht zu unterſchätzender Vorteil für die Franzoſen lag darin, daß Kaiſer Wilhelm durch dieſen Vertrag die Republik anerkannte. Napoleon, den Bismarck bisher noch nicht ganz hatte fallen laſſen, war endgültig abgethan.

Die deutſchen Truppen wußten bereits, wie es mit der Stadt ſtand. Von den Schanzen klangen allerdings des Abends noch immer Muſik und Geſang herüber, weil die Franzoſen Wein und Branntwein reichlich hatten; auf den Vorpoſten war jedoch in der letzten Zeit, abgeſehen von den größeren Gefechten, eine Art Friedenszuſtand eingetreten. Beiderſeitige Soldaten plauderten gelegentlich miteinander, die Gewehre weglegend, und tauſchten Cognac und Brot aus; die Franzoſen erzählten offen von ihren Leiden und ihrer Friedensſehnſucht. Dann kamen die Gerüchte über den bevorſtehenden Waffenſtillſtand, und als erſte Beſtätigung hörte das Feuer bereits am 26. pünktlich um Mitternacht auf; den Franzoſen wurde die Ehre gelaſſen, den letzten Schuß zu thun. Am 27. Januar, einem hellen, ſonnigen Tage, blieb alles ruhig; tiefes Schweigen lag über Freund und Feind. Jetzt wußte man, der Friede war nahe, die lange Kriegszeit, von der 132 Tage vor Paris verfloſſen waren, zu Ende.

Fünfzehnter Abſchnitt.

Deutſchland und die Kaiſerproklamation.

Nach den großen Tagen von Sedan, nach der Umſchließung von Paris und der Einnahme von Straßburg hatte ſich Deutſchland etwas gedulden müſſen. Die Übergabe von Metz war wieder ein großes Ereignis, doch unabſehbar dehnte ſich der Krieg aus. Dafür hatte man daheim die Genugthuung, die Franzoſen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und ganze feindliche Heere im eigenen Lande zu wiſſen, nämlich als Gefangene. Fortwährend nahm ihre Zahl zu: bis Ende Februar wurden 12,000 Offiziere und 382,000 Mann nach Deutſchland abgeführt; die meiſten kamen nach dem Norden und Oſten. Die Feſtungen reichten bald nicht mehr aus, auch offene Orte mußten belegt werden; oft genug gab es in ihnen erheblich mehr Franzoſen als deutſche Bewachungsmannſchaften. Gewöhnlich hauſten die Gemeinen in großen Barackenlagern, die Offiziere, welche ſich ehrenwortlich verpflichteten, durften auf ihre Koſten Privatquartiere nehmen und frei im Orte verkehren. Die Verpflegung war reichlich, die zugewieſene Arbeit ſehr mäßig, auch Beſchäftigung für Privatleute gegen Entgelt wurde geſtattet. Die Franzoſen durften ſich nicht beklagen, denn auch die Bevölkerung kam ihnen mit größtem Wohlwollen entgegen. Nur die hohe Winterkälte mißfiel den Gefangenen; die in Schleſien untergebrachten glaubten in Sibirien zu ſein, denn Silésie und Sibérie klang ſo ähnlich, und der kleine Unterſchied der geographiſchen Lage bekümmerte franzöſiſche Unkenntnis nicht.

Die Gefangenen, welche die Deutſchen in Feindes Hand laſſen mußten, kamen weniger in die Lage, verwöhnt und übermütig zu werden. Als Vermißte zählt die Liſte unſerer Geſamtverluſte faſt 13,000 Mann auf, von denen die Mehrzahl in Gefangenſchaft geriet. Sie dienten den Franzoſen vor allem als Prunk- und Schauſtücke. Wo ein paar Gefangene eingebracht wurden, ſtrömte die Bevölkerung hinzu, leider nicht nur zur ruhigen Betrachtung, ſondern auch um an den Wehrloſen ihren Haß auszulaſſen. Oft hielt die Bedeckung die argen Beſchimpfungen ab, wie überhaupt Offiziere und Soldaten ſich meiſt würdig gegen die Gefangenen betrugen. Durch das ganze Land ſchleppte man in Ermangelung anderer dieſe koſtbaren Beweiſe angeblicher Triumphe, bis auf die Inſeln im Mittelländiſchen Meere. Die Haft war gewöhnlich ſehr ſtreng, der gewährte Unterhalt gering.

Die große Heeresverwaltung zu unterſtützen, den Kriegern mehr als das unbedingt Notwendige zu gewähren und ihnen im Felde Erleichterungen zu verſchaffen, lag der bürgerlichen Bevölkerung und privater Thätigkeit ob. Ein rühmlicher Eifer waltete durch alle deutſchen Gaue ohne Ausnahme. Zahlloſe Vereine bildeten ſich, Sammlungen ergaben reichliche Einnahmen, große Körperſchaften, wie Städte und andere, gingen in freudiger Freigebigkeit voran. Jede Kunſt, Geld und Gaben herauszulocken, kam daneben in Anwendung. Die „Liebesgaben“ floſſen reichlich in allerlei Dingen, die der Nahrung, Erquickung, Bekleidung dienen konnten; namentlich warme Unterkleider ſind den Feldſoldaten meiſt auf dieſem Wege zugekommen. Freilich lief bei den vielen Spenden auch ſchlechtes Zeug mit unter, das beſſer zu Hauſe geblieben wäre; die „Liebeszigarren“ ſtanden nicht gerade in liebevollem

Anſehen, indeſſen ſie qualmten wenigſtens! Auch die Verteilung ließ hin und wieder zu wünſchen übrig, doch es wäre unrecht, zu verkennen, wie viele Freude und Wohlthat die Truppen von den Geſchenken der Heimat gehabt haben. Die Angehörigen der armen Krieger daheim wurden ebenſowenig vergeſſen.

In der Vorſorge für die Kranken und Verwundeten gab die Königin Auguſta ein leuchtendes Beiſpiel. Zahlreiche, große Geſellſchaften widmeten ſich in der Heimat dem erbarmungsvollen Werke; gegen 1500 ſolcher Vereinslazarette beſtanden dort zu Ende des Krieges. Die Leitung und richtige Verteilung der freiwilligen Krankenpflege übernahm der Fürſt von Pleß. Die Orden der Johanniter und Malteſer verfügten über große Mittel und errichteten in Frankreich Lazarette und mit allen Bedürfniſſen gut ausgeſtattete Niederlagen; die religiöſen Genoſſenſchaften beider Konfeſſionen legten thätigſte Hand an, um die Leiden der Verwundeten und Kranken zu ſtillen. Studenten und andere junge und alte Leute aller Stände, welche nicht die Waffen trugen, zogen hinaus, um ander-

Gefangene Franzoſen in einer deutſchen Feſtung.

weit nützlich zu ſein. Viele Ärzte und berühmte Univerſitätslehrer boten ihre Dienſte an, und nur dieſem ſchönen Zuſammenwirken vereinter Kräfte konnte es gelingen, allmählich ausreichende Hilfe zu ſchaffen.

Zur Pflege für die Verwundeten und Kranken arbeiteten die Anſtalten auf dem Kriegsſchauplatz und in der Heimat einander in die Hand. Hinter den Sanitätsabteilungen, welche die kämpfenden Truppen begleiteten, übernahmen Feldlazarette die zu Heilenden. An bedeutenderen Orten ſammelten Etappenlazarette größere Mengen auf. Als Grundſatz galt, wenn die Geneſung in fernerer Ausſicht ſtand, womöglich die Kranken nach Deutſchland zu überführen. Beſondere von Ärzten begleitete Krankenzüge waren damit betraut; den Schwerverwundeten erleichterten eigens nach allen Erfahrungen der Neuzeit eingerichtete Sanitätszüge die Qual. 241,000 Kranke und Verwundete wurden ſo auf den Eiſenbahnen nach Deutſchland befördert. Während des Krieges waren im Sanitätsdienſte 7000 Ärzte und 40,000 Gehilfen, Wärter und andere Beamte beſchäftigt. Das rote Kreuz auf weißem Grunde war das geheiligte Zeichen, unter dem die Opfer des Krieges Schirm und Heilung fanden; auch auf den Häuſern, in denen Verwundete lagen, wehte ſeine Fahne, zur Schonung mahnend.

Die Deutſchen im Auslande, beſonders in Amerika, nahmen regſten Anteil. Angehörige anderer Völker waren ebenfalls nützlich beſtrebt; engliſche, belgiſche, holländiſche, ſchweizeriſche, italieniſche Ambulanzen erwarben ſich Verdienſte. Geiſtliche begleiteten als Freiwillige neben den Militärpfarrern die Truppenteile oder walteten ihres Amtes

auf den Verbandplätzen und in den Krankenhäusern. Gottesdienste im Felde und an geeigneten Plätzen erhoben und stärkten die Seelen der Krieger. Ein schönes Bild edler Menschlichkeit entfaltete sich neben dem menschenmordenden Kampfe, in dem andere Tugenden, die der Tapferkeit und der Vaterlandsliebe, wetteiferten.

Jeder neue Sieg bestärkte die hoffnungsvolle Überzeugung, daß der Waffenbrüderschaft im Felde die Einheit im Vaterlande folgen müsse. Hatte doch König Wilhelm schon bei Beginn des Krieges den Deutschen verheißen, aus der blutigen Saat werde eine gesegnete Ernte deutscher Freiheit und Einigkeit entsprießen, und sein Wort gab die unerschütterliche Bürgschaft, daß diesmal nicht wiederum, wie einst nach den Befreiungskriegen, der Besiegung des äußeren Feindes die Niederlage der für ein großes Deutschland Begeisterten folgen werde. Doch wollte Preußen, getreu der von Bismarck bisher geübten Zurückhaltung, keinerlei Druck ausüben. König Johann von Sachsen glaubte dagegen den nationalen Bestrebungen nicht fern bleiben zu dürfen, und seiner getreulichen Mitarbeit ist viel von dem glücklichen Erfolge zu danken. Es war Sache der süddeutschen Regierungen, die erste Hand anzulegen. Großherzog Friedrich von Baden vertrat wie bisher die deutsche Einigkeit mit voller Herzenswärme und beantragte am 3. September den Eintritt seines Staates in den Norddeutschen Bund; später erklärte sich auch Hessen dazu bereit. Nachdem die Regierungen von Bayern und Württemberg aus eigenem Antriebe beschlossen hatten, ein festeres Band als bloße völkerrechtliche Verträge um Norden und Süden zu schlingen, fanden Ende September in München vertrauliche Besprechungen mit dem Präsidenten des Bundeskanzleramtes, Staatsminister Delbrück, statt. An der Verfassung des Norddeutschen Bundes wurden, namentlich von seiten Bayerns, nicht geringfügige Änderungen zum Zweck einer größeren Selbständigkeit der süddeutschen Staaten als wünschenswert bezeichnet. Es handelte sich besonders um militärische Verhältnisse und die diplomatische Vertretung im Ausland. Nach längeren Verhandlungen erschienen Ende Oktober die süddeutschen Minister mit Delbrück in Versailles. Am 15. November erfolgte der Abschluß mit Baden und Hessen, am 23. mit Bayern und am 25. mit Württemberg. Die wichtigsten Grundsätze des Norddeutschen Bundes gingen über auf den neuen „Deutschen Bund", wie er zunächst hieß, doch erhielten Bayern und auch Württemberg nicht unbeträchtliche Zugeständnisse, die den Charakter eines Bündnisses verstärkten. Bismarck kam so weit wie irgend möglich entgegen, um die in den Einzelheiten schwierige Arbeit rasch zu fördern und sie nicht mit Mißstimmung enden zu lassen. Nicht alle Deutschen waren mit seiner Mäßigung einverstanden. In dem norddeutschen Reichstage, der am 24. November in Berlin zusammentrat, regte sich daher einiger Widerspruch, doch nahm er die Verträge mit weit überwiegender Mehrheit an. Mochte auch nicht jeder Wunsch erfüllt sein, das Erlangte übertraf alles, was man noch vor einem Jahre hätte hoffen dürfen.

Der neue deutsche Verband erheischte einen andern Namen, als den verrufenen eines Deutschen Bundes, und der an seiner Spitze stehende König von Preußen durfte nicht hinter Großmächten ersten Ranges zurückstehen. Die Volksstimme begehrte schon lange dringend einen deutschen Kaiser. König Ludwig von Bayern als Regent des größten deutschen Landes schlug im Einverständnis mit den anderen Fürsten hochherzig König Wilhelm vor: „daß die Ausübung der Präsidialrechte mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde", „damit die dem Bundespräsidium zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majestät im Namen des gesamten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben". Prinz Luitpold von Bayern überreichte persönlich König Wilhelm das Schreiben seines königlichen Neffen. Der norddeutsche Reichstag nahm den entsprechenden Antrag des Bundesrates, in die Verfassung die Namen „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser" einzuführen, mit Freuden auf und bat König Wilhelm, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einheitswerk zu weihen. Eine Abordnung ging nach Versailles, um die Adresse zu überreichen. Ihr Führer und Sprecher war der Präsident des Reichstages Eduard Simson, derselbe, der einst am 3. April 1849 im Auftrage der Frankfurter Nationalversammlung dem König Friedrich Wilhelm IV. die erbliche deutsche Kaiserwürde angetragen hatte. Am 18. Dezember, einem Sonntage, fand in der Schloßkapelle zu Versailles feierlicher Gottesdienst statt. Nach ihm hielt Simson in dem Empfangssaale der Präfektur die Ansprache an König Wilhelm, um diesmal

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs, Versailles 18. Januar 1871, nach A. v. Werner.

Norm

eine andere Antwort auf seine aus dem Herzen quellenden Worte zu empfangen. Der König erwiderte in tiefer Bewegung: in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und Freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter erkenne er den Ruf der Vorsehung, der er im Vertrauen auf Gottes Segen folgen dürfe.

Nachdem die einzelnen Landtage der deutschen Staaten die vereinbarten Verträge angenommen hatten oder wenigstens ihre Zustimmung unzweifelhaft war, erließ der König am 14. Januar ein Rundschreiben an die deutschen Fürsten und Städte, mit der Erklärung, er halte es für eine ihm gegen das gemeinsame Vaterland obliegende Pflicht, dem an ihn ergangenen Rufe Folge zu leisten. „Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwicklung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, soweit Gott Gnade gibt, als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen".

König Wilhelm entschloß sich ungern zu dem neuen Titel, denn er begehrte keinen andern, als den durch die Geschichte glorreich gewordenen eines Königs von Preußen, den er selber so ruhmvoll geführt hatte. Er brachte das Opfer, wie so manche andere, dem deutschen Vaterlande. Kronprinz Friedrich Wilhelm jedoch hatte von Anfang an den kaiserlichen Namen als die allein würdige Krönung des großen Werkes betrachtet. Am 18. Januar, an dem 1701 sein Ahnherr Kurfürst Friedrich III. den preußischen Königstitel angenommen hatte, ließ König Wilhelm das neue Kaisertum verkündigen. Die großartige Handlung fand statt im Schlosse von Versailles, in dem französische Herrscher so oft Verderben für Deutschland geplant hatten, das errichtet war von König Ludwig XIV., dessen kostbarste Beute, Straßburg und Elsaß, soeben deutsche Waffen zurückerobert hatten. Das äußere Gepräge der Feier, welche in dem große Spiegelsaale stattfand, entsprach dem Ursprung des neuen Reiches, das in Kriegswettern geboren wurde. Der König hatte sich jeden Prunk verbeten; als der siegreiche Heerführer, stehend in der Mitte seiner deutschen Mitfürsten und seines getreuen Gefolges, nahm er den kaiserlichen Namen an. Keinen Thron ließ er zu; vor einem einfachen, mit roter Decke bekleideten und mit dem Zeichen des Eisernen Kreuzes geschmückten Feldaltar sprach Divisionsprediger Rogge ein kurzes, durch Choräle eingeleitetes und geschlossenes Gebet. Dann trat der König auf die wenige Stufen hohe Bühne. Hinter ihm flatterten in den Händen von stattlichen Kriegern 56 Fahnen des Belagerungsheeres, ihm zur Rechten stand der Kronprinz, zu beiden Seiten dreißig deutsche Fürsten und Prinzen. Den Saal füllten Generale, Minister, Offiziere und Mannschaften. Der König richtete zunächst das Wort an die Fürsten:

Eduard Simson.

„Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen! In Gemeinschaft mit der Gesamtheit der deutschen Fürsten und Freien Städte haben Sie Sich der von des Königs von Bayern Majestät an mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für mich und meine Nachfolger an der Krone Preußen zu übernehmen. Ich habe Ihnen, durchlauchtigste Fürsten, und meinen anderen hohen Bundesgenossen bereits schriftlich meinen Dank für das mir kundgegebene Vertrauen und meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Diesen Entschluß habe ich gefaßt in der Hoffnung, daß es mir unter Gottes Beistande gelingen werde, die mit der kaiserlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe ich meinen Entschluß durch eine heute von mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung ich meinen Kanzler auffordere".

Alsdann verlas der Bundeskanzler, Graf Bismarck, folgende Urkunde:

„An das deutsche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen unsern Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung".

In lautloser Stille hatte die Versammlung den hohen Worten gelauscht. Kaum waren sie verklungen, als der Großherzog von Baden vortrat und den ersten Begrüßungsruf auf den deutschen Kaiser darbrachte: „Seine Majestät, der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Kronprinz Friedrich Wilhelm beugte huldigend das Knie vor dem Kaiser, der ihn herzlich in seine Arme schloß.

Ein Mahl, von dem Kaiser den abgeordneten Offizieren dargeboten, beschloß das Fest. Noch an demselben Nachmittage eilten die außerhalb Versailles Stehenden wieder zu ihrer Pflicht bei den Truppen. Am folgenden Tage brachte die Schlacht am Mont Valérien das blutige Nachspiel. Noch brandeten ringsum die Kriegswogen. Dieser kalte Wintermonat Januar war nicht weniger schlachtenreich als die heiße Sommerszeit des August.

Seit der Umschließung von Paris war das wichtigste Kriegsereignis die Kapitulation von Metz gewesen. Sie gestattete, fast auf allen Stellen mit der freigewordenen Kriegsmacht einzugreifen. Das Heer von Paris erhielt Verstärkung durch das 2. Korps. Prinz Friedrich Karl konnte drei andere Korps nach der Loire führen, wo sie dringend nötig waren, denn Tann hatte mit seinen unzureichenden Kräften das bereits eroberte Orléans nicht länger behaupten können, und Gambetta schickte eine neue mächtige Armee gegen Paris. Friedrich Karl zersprengte sie in zwei Teile. Der westliche unter Chanzy mußte nach den Kämpfen bei Beaugency in den Tagen vom 7. bis 10. Dezember über den Loir bis auf Le Mans zurückweichen. Eine weitere Verfolgung hinderte die Rücksicht auf den andern, nach Osten gedrängten Teil der Loirearmee unter Bourbaki. Er war jedoch zu keinem Angriff gekommen und wurde in der zweiten Hälfte des Dezember von der französischen Regierung auf einen andern Kriegsschauplatz beordert. Jedenfalls durfte Chanzy mit seiner Armee nicht ungestört bleiben, da sie die für Paris gefährlichste war. Anfang Januar begann Prinz Friedrich Karl den Vormarsch gegen sie.

Jederzeit bestand die Möglichkeit, daß die Bewegungen des Feindes vom Süden her durch andere vom Norden aus unterstützt wurden. Ihnen entgegenzutreten, bot der Fall von Metz ebenfalls die Mittel. Hier erhielten das 1. und 8. Korps das Feld ihrer Thätigkeit angewiesen. Manteuffel erfüllte seine Aufgabe bestens, schlug den Feind wiederholt und besetzte den weiten Landstrich zwischen den nördlichen Festungen und der untern Seine. Den Versuchen Faidherbes, wieder Boden zu gewinnen, bereitete am 23. Dezember die Schlacht an der Hallue ein Ende, doch die französische Nordarmee war keineswegs vernichtet und bedurfte noch weiterer Beachtung.

Mittlerweile war der Feind mit größter Stärke in einer ganz andern Gegend aufgetreten. Die Sicherheit

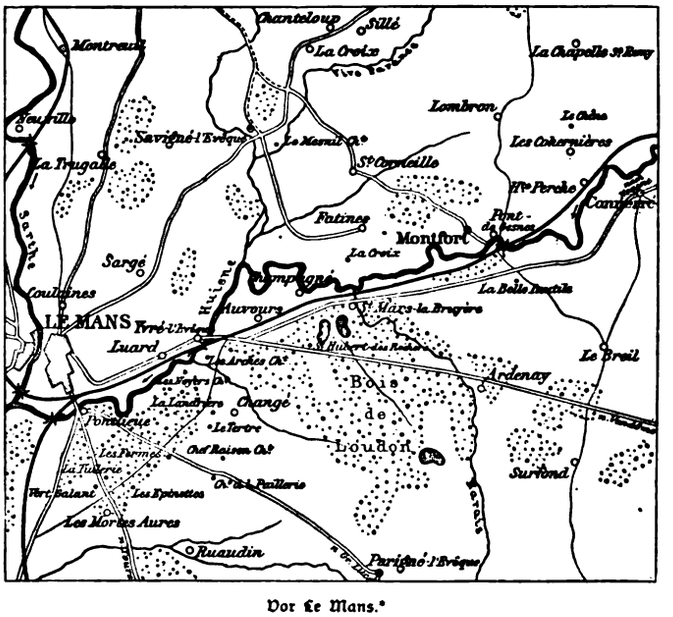
des Elsaß hatte das Vorschreiten über die Vogesen und die Belagerung Belforts erfordert. Werder hielt bis Dijon hin die feindlichen Scharen zurück, aber als Bourbaki die erste Loirearmee hierher geführt hatte, mußten die Deutschen vor dem mehrfach überlegenen Gegner zurückweichen. Um die Belagerung von Belfort zu schützen, trat Werder an der Lisaine dem nachrückenden Feinde entgegen und wies in den Tagen vom 15. bis 17. Januar seine Angriffe ab. Bourbaki kehrte nach Besançon um, aber Werder besaß nicht genügende Kräfte, um den Gegner unschädlich zu machen oder zu vernichten. Doch schon vor der Schlacht an der Lisaine hatte die deutsche Heeresleitung die Notwendigkeit erkannt, bedeutende Kräfte nach dem Südosten zu werfen. Zu diesem Zwecke bestimmte sie das 7. Korps, welches am nächsten stand, und das 2., das bisher für die Verwendung bei Paris oder an der Loire, je nach Erfordernis der Lage, bereitgehalten wurde.

Es handelte sich also auf den drei Kampfgebieten darum, die letzten entscheidenden Schläge zu führen und alle Streitkräfte, die Frankreich noch im Felde hatte, zur Fortsetzung des Krieges unfähig zu machen. Denn solange die Franzosen noch einen Schimmer von Hoffnung sahen, war auf einen günstigen Friedensschluß nicht zu rechnen. Bis zum letzten Augenblick mußten alle Kräfte angespannt werden.

Sechzehnter Abſchnitt.

Das Ende des Krieges in den Provinzen.

Am 1. Januar erging von Verſailles aus der Befehl, Chanzy energiſch anzugreifen. Generalfeldmarſchall Prinz Friedrich Karl, der 74,000 Mann bei Chartres und in der Linie Orléans—Blois—Vendôme zur Verfügung hatte, ordnete den Anmarſch ſo an, daß von Nordweſten her auf dem rechten Flügel das 13. Korps, wie jetzt die 17. und 22. Diviſion, unter dem Oberbefehl des Großherzogs von Mecklenburg vereinigt, bezeichnet wurden, von Chartres durch die ihnen bereits wenig vorteilhaft bekannte Perche auf Brou und Nogent le Rotrou, in der Mitte das 9. Korps (deſſen 25. Diviſion in Orléans zurückblieb) über Morée und St. Calais und das 3. über Vendôme am Loir, das 10. von Südoſten her über St. Amand auf Montoire marſchieren ſollten. So wurde gewiſſermaßen ein Keil hergeſtellt, deſſen Spitze auf Le Mans gerichtet war, einen ſtrategiſch ſehr wichtigen Punkt an der Sarthe, weil er der Knotenpunkt von fünf Eiſenbahnen war. Chanzy, der hier 123,000 Mann hatte, trug ſich unausgeſetzt mit dem Plane, Paris zu entſetzen, und hatte daher unwillig vernommen, daß die erſte Loirearmee unter Bourbaki nach dem Süden gegangen war. Dennoch wollte er vorwärts, und weil auch Prinz Friedrich Karl die gleiche Abſicht hegte, waren heftige Zuſammenſtöße unausbleiblich. Die Natur der Gegend erſchwerte die Kriegführung. Das Land zwiſchen Loir und Sarthe trägt wechſelvolle Bergzüge zwiſchen ſteilwandigen ſchnellen Flußläufen. Es iſt überall fruchtbar und dicht bebaut; meiſt liegen, wie in Schleswig-Holſtein, an das die dorther ſtammenden 84er und 85er erinnert wurden, die Höfe einzeln, umgeben von Knicks, Hecken und Gräben; daher iſt die Verteidigung bequem, der Angriff ſchwierig. Die Straßen führen vielfach durch Engpäſſe, nirgends bieten ſich weite Überblicke; Artillerie und Kavallerie laſſen ſich, wie in der Beauce, ſchwer verwerten. Die Infanterie muß das Beſte thun, doch auch ſie kann nicht aus tiefen Kolonnen aufmarſchieren, und die Einzelhandlung, der raſche Entſchluß finden hier freie Anwendung. Der Stier mußte bei den Hörnern gepackt werden, die höhere Führung ſich auf ein einfaches Vorwärtsdrücken beſchränken. Die kurzen Tage geſtatteten kaum, errungene Vorteile auszubeuten; die Kälte gebot, möglichſt das Biwakieren zu vermeiden und



Vor Le Mans.*

* Vgl. auch den Schlachtplan auf Tafel II.

die Truppen abends in Quartiere zurückzunehmen. Die Beschwerden erhöhte das am 8. Januar eintretende Glatteis. Der Fußmarsch auf den glatten Straßen strengte gewaltig an, die ängstlichen Pferde bedurften der festen Führung am Zügel; fast mußte der Reiter die Mähre tragen. Dann folgten Schneefälle, die die Landschaft vollends verschleierten und den Erdboden fußhoch bedeckten. Die regelmäßige Verpflegung hörte ganz auf; drei Tage erhielten die Truppen kein Fleisch und sehr wenig anderes.

Chanzy rechnete auf diese Hindernisse; er kannte die Deutschen noch immer nicht genug. Er hatte seine Vortruppen weit ausgedehnt, und allenthalben gab es feindselige Berührungen. Der Vormarsch gegen Le Mans, wie die eigentliche Schlacht selbst vom 10. bis 12. Januar, setzten sich gleich der von Orléans am 3. und 4. Dezember aus einer langen Reihe von Gefechten zusammen, deren Namen aufzuzählen hier wenig Zweck hätte. Meist bestanden sie in kühnen, bei der Überzahl der Feinde und ihrem wütenden Feuer manchmal verlustreichen Anstürmen der Deutschen und der baldigen Flucht der Franzosen, die sich haufenweise gefangen gaben. Die Truppen Chanzys, von der Kälte mitgenommen und entmutigt, schlugen sich nicht mehr so tapfer wie bei Beaugency. Das Charakteristische bei diesem Zuge sind der mühevolle, tagelange, durch Gefechte unterbrochene Anmarsch aller Kolonnen, das zähe Festhalten des Prinzen Friedrich Karl an seinem Plan und sein Antreiben nach vorwärts.

v. Manstein.

Am 10. Januar abends erreichte nach schweren Kämpfen bei Parigné und vor Changé das 3. Korps, den übrigen weit voraus, das 7 km vor Le Mans, von dem es der tiefe Bach l'Huisne trennt, gelegene Dorf Changé. Die Flanken der Brandenburger waren ungedeckt, da das 9. Korps zurückstand, das 10. noch im Anmarsche bei Grand Lucé begriffen war. Das 13. Korps, von dem namentlich die 22. Division hitzige Waldgefechte bestand, nahm eine breite Front bei und nördlich Connerré an der Straße von Nogent ein.

Der 11. Januar brachte heiße Kämpfe. Die vor den Brandenburgern liegende verschanzte Waldstellung bei Pontlieue konnte nur von der linken Flanke her gefaßt werden. Doch das 3. Korps war selber bedroht von der nördlich sich hinziehenden, stark besetzten und befestigten Berggruppe von Auvours. Nachdem die 64er das irrtümlich aufgegebene Dorf Champagné wieder genommen hatten, half Manstein, indem das 11. und 85. Regiment einen Halt des Feindes nach dem andern, trotz heftigster Gegenwehr, stürmten. Durch diesen Kampf geschützt, drang nunmehr das 3. Korps auf Les Arches und Les Noyers vor. Auf dieser ganzen Linie, namentlich bei den Fermen La Landrière und Le Tertre, ging es blutig zu; am Abend waren die Vorposten überall über Changé vorgerückt. Das wütende Ringen brachte empfindliche Verluste; das 2. Bataillon der 20er büßte fast alle Offiziere ein. Den wichtigsten Schlag für die bevorstehende Entscheidung führte noch spät an demselben Tage das 10. Korps. Nach schweren Märschen über Mulsanne ließ Voigts-Rhetz, als er die Bedrängnis des 3. Korps erfuhr, abends noch einmal antreten. Die Regimenter 56, 92, 17 fochten sich über Les Mortes Aures bis zu La Tuilerie in die feindliche Verteidigungslinie hinein und empfingen um $10^1/_2$ Uhr einen mit heftigem Salvenfeuer eröffneten, doch nicht durchgeführten Angriff; noch um 2 Uhr nachts nahmen 92er und 10. Jäger rechts davon das Gehöft Les Epinettes.

Chanzy verzweifelte auch jetzt noch nicht, doch er mußte einsehen, daß auf seine Truppen, deren Mut er vergebens aufzurichten suchte, kein Verlaß mehr war. Der Verlust von La Tuilerie war für ihn bestimmend. Daher begann er am folgenden Morgen, dem 12. Januar, den Abmarsch nach dem Nordwesten und hielt zu seinem Schutze die Vorderstellungen besetzt, eröffnete sogar noch einen heftigen Angriff auf das 3. Korps. Mit Mühe und Not behaupteten die 12er das Gehöft Le Tertre; als dann der Feind wich, folgte ihm die 10. Brigade

und traf dabei mit dem 10. Korps zuſammen. Am Morgen hatten die 10. Jäger durch die Erſtürmung von Les Fermes bereits die große Straße von Parigné erreicht; gegen 2 Uhr drangen die 20. und 19. Diviſion ohne große Hinderniſſe in Pontlieue ein. Über die in der Eile ſchlecht geſprengte Brücke eilten zuerſt 17er und 91er, gefolgt von den anderen Regimentern. Noch war ein langer Straßenkampf bis zum Abend erforderlich, ehe ſie Le Mans völlig beſetzen konnten; gegen ein hartnäckig verteidigtes Kaffeehaus mußte ein Geſchütz auffahren. Der ſo weit ausgedehnte Kampf nahm an dieſer einen Stelle ein verhältnismäßig kleines Ende. Die übrigen Korps, das 9. und das 13., die durch mancherlei Gefechte auf dem rechten Ufer des l'Huisnebaches und weite Wege aufgehalten noch nicht herangekommen waren, wirkten am Schluß nicht mit.

Die Brandenburger werfen die Franzoſen auf Le Mans zurück.

In den ſieben Tagen des Zuges gegen Le Mans verloren die Deutſchen 200 Offiziere und 3200 Mann, die Franzoſen über 25,000, von denen 20,000 gefangen wurden.

Die Verfolgung blieb beſchränkt, weil Paris von dieſer zertrümmerten Armee nicht ſo leicht erreicht werden konnte und eine allzu große Entfernung von der Loire vermieden werden ſollte. Daher marſchierte das 13. Korps nach Alençon, das es am 16. Januar beſetzte; auf der Straße nach Laval ging nur eine kleine Abteilung unter General v. Schmidt vor, Teile der Regimenter 78, 91, 56, 92. Noch kam es auf beiden Wegen zu einigen Gefechten, die dem kleinen Häuflein der Verfolger durch die Anzahl des Feindes und die Menge des gegen ſie verwendeten Pulvers anfangs oft bedenklich ſchienen, doch meiſt mit ſchleunigem Abzuge der Franzoſen endeten. Oberſt Lehmann fand ein bei Conlie aufgeſchlagenes Lager mit reichen Munitionsvorräten verlaſſen. An der Mayenne vor Laval wurde Halt gemacht; die jammervollen Reſte, die der Feind noch übrig hatte, lohnten kaum die Mühe der Verfolgung. Das 3. und 10. Korps nebſt der Kavallerie blieben in der Umgegend von Le Mans, das 9. ging nach Orleans zurück, das 13. wurde nach Rouen zur Unterſtützung der Nordarmee geſandt.

An der Loire hatte es in der Zwischenzeit nur unbedeutende Reibereien gegeben. Am 19. Januar besetzte die 38. Brigade das herrliche Tours, die Hauptstadt des Paradieses von Frankreich, der schönen Touraine.

An demselben Tage wurde vor Paris die Schlacht am Mont Valérien geschlagen und erfocht auch die Nordarmee einen schönen Sieg. Am 7. Januar hatte der König den General v. Goeben zum Oberbefehlshaber der ersten Armee ernannt, während Manteuffel den Auftrag erhielt, den Feldzug gegen Bourbaki zu leiten. August v. Goeben, geboren am 10. Dezember 1816 zu Stade, wo sein Vater als hannöverscher Hauptmann a. D. lebte, trat 1833 als Musketier in das preußische 24. Regiment ein und wurde 1835 Leutnant. Schon 1836 ging er nach Spanien, wo er vier Jahre lang für die Erbfolge des Prinzen Don Carlos kämpfte und fünfmal verwundet wurde. Als armer Sekondeleutnant 1842 wieder in das preußische Heer aufgenommen, kam er bald in den Generalstab, in dem er seine Laufbahn machte. Noch einmal betrat er südlichen Boden, indem er 1860 mit anderen preußischen Offizieren dem Feldzuge, welchen Spanien gegen Marokko führte, beiwohnte. Als Kommandeur der 26. Brigade zeichnete er sich 1864 in Schleswig aus, als Führer der 13. Division erwarb er sich 1866 am Main hohen Ruhm. An Begabung sowie an wissenschaftlicher und schriftstellerischer Bedeutung war Goeben Moltke ähnlich, und wie dieser, ging er selten aus sich heraus. Äußerlich hatte er kein straffes Wesen, aber innerlich war er eine echte Soldatennatur, von köstlicher Frische, umsichtig und ebenso kühn, klar in Gedanken und schnell im Handeln, nie in Sorge und immer des Ernstes der Lage sich bewußt. Die Soldaten hegten zu ihm unbegrenztes Vertrauen. Fast wie ein Schulmeister sah Goeben mit seiner Brille aus, aber er war auch ein Meister des Schlachtfeldes. Merkwürdigerweise trug Faidherbe, dem er jetzt selbständig gegenübertrat, ebenfalls Augengläser.

v. Goeben.

Faidherbe trug Bedenken, den Gegner, der seine Armee hinter die Sommelinie zurückgeführt hatte, anzugreifen, aber er erhielt von Paris aus den Befehl, die vor ihm stehenden Truppen möglichst zu beschäftigen und von der Hauptstadt abzuziehen, weil Trochu dort den letzten Versuch eines Durchbruchs machen wollte. Er wandte sich deshalb aus seiner Stellung zwischen Bapaume und Albert nach St. Quentin, um auf die Verbindungslinien der Deutschen mit ihrer Heimat zu stoßen. Goeben, durch die spähende Kavallerie gut unterrichtet, erriet die Absicht und wandte seine Armee in einem glänzenden Rechtsabmarsch an beiden Ufern der Somme, um für alle Fälle schlagfertig zu sein, über Péronne nach Südosten, bald Fühlung mit dem Feinde gewinnend. Den linken Flügel nahmen, unter dem Befehl des Grafen v. d. Groeben zu einem Korps vereinigt, die Kavalleriebrigade Dohna und die Division Memerty vom 1. Korps. Die Mitte hielt die 15. Division. Die 16. Division und die 12. Kavalleriedivision (Graf zur Lippe), gefolgt von der unter Prinz Albrecht (Sohn) stehenden 3. Reservedivision (5 Bataillone 19er und 81er und Reiterei) bogen südlich aus, um einen Abmarsch des Feindes nach Paris unmöglich zu machen. Die Deutschen zählten zusammen 33,000 Mann mit 161 Geschützen, die Franzosen 40,000 Mann mit 99 Geschützen. Am 18. Januar faßte Groeben die französische Nachhut westlich von St. Quentin bei Tertry und Poeuilly; das Gefecht, in dem General v. Memerty schwer verwundet wurde, so daß General v. Gayl an seine Stelle treten mußte, endigte vor Vermand. Es war das verheißungsvolle Vorspiel des großen Sieges vom folgenden Tage, dem 19. Januar.

St. Quentin, eine der bedeutendsten Fabrikstädte Frankreichs mit mehr als 30,000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer der Somme und des sie begleitenden Kanals auf einem breiten Hügel.* Westlich und nördlich dehnt sich

* Vgl. den Schlachtplan auf Tafel III.

freies Gelände mit breiten Höhen, welche trefflich zur Aufstellung von Geschütz und Fußvolk geeignet dem Feinde die Annäherung erschweren. Im Osten zieht sich zwischen der Stadt und der Vorstadt d'Isle, bei welcher der Bahnhof liegt, die Sommeniederung, die in ihrer Fortsetzung nach Südwesten eine tiefe Scheide zwischen den beiden Ufern bildet, am linken von nahe aneinander liegenden Dörfern umsäumt. Dort erheben sich südlich der Stadt wieder offene, für die Verteidigung überaus günstige Höhen. Nach dem Plane Goebens rückten die Kolonnen von Westen wie von Süden her gegen die Stadt an.

Obgleich die Schlacht von St. Quentin an Umfang weit hinter anderen dieses Krieges zurücksteht, erregt sie in ihrem ganzen Verlaufe ein nicht geringes Interesse. Sie zerfällt ebenso wie räumlich, so auch zeitlich in zwei Abschnitte, in den vorbereitenden und den vollendenden, in welchem am Nachmittage auf Grund der eingetretenen Gefechtslage durch das Zusammenwirken aller Kräfte der Sieg errungen wird.

Schlacht bei St. Quentin.
Faidherbes Rückzug an der Mühle de Tout Vent.

Im Laufe des Morgens bis zum Mittag wurde noch keiner der entscheidenden Punkte gewonnen. Überall ging es sehr heiß her, und die Preußen mußten der Übermacht gegenüber, die zudem tapfer focht und gut geleitet wurde, alles aufbieten, um die erst erstrittenen Vorteile zu halten. Um 10 Uhr eröffnete im Süden der Stadt die 31. Brigade die Schlacht, indem sie gegen Grugies vorging. Viermal suchte ein Bataillon 69er vergeblich über das freie Feld hin die vorliegenden Höhen zu stürmen, bis mit Hilfe der 29er der vordringende Feind an die Zuckerfabrik zurückgeworfen wurde; vor diesem Gebäude, das weithin die Gegend beherrschte, dauerte ein heftiges Feuergefecht fort. Auf der rechten Flanke erstürmten die 12. Jäger, welche die 12. Kavalleriedivision begleiteten, einen Park und nahmen 86er la Neuville nördlich von Itancourt. Weiter zu gehen, verbot hier die geringe Zahl; vorläufig genügte die erreichte Flankendeckung. An der Somme rückte Oberstleutnant v. Hymmen näher heran. Nach 12 Uhr brach der Feind mächtig gegen die 31. Brigade vor und drückte sie beträchtlich, bis nach Effigny zurück, doch mit Hilfe der 32er erreichte sie wieder die Stellung vor der Zuckerfabrik.

Ähnlich verlief der Kampf in dem westlichen Abschnitt. Von den Truppen Groebens, die auf die Mitte des Feindes stießen, nahmen Teile der 44er und des Regimentes Kronprinz Holnon, mußten jedoch das schon eroberte Fayet dicht an der Straße nach Cambrai dem Feinde wieder überlassen. Die 29. Brigade sah sich nach der Einnahme von Savy durch das nördliche, hartnäckig verteidigte Waldstück aufgehalten.

Auf der ganzen Linie stockte das Gefecht, als Goeben seine aufgesparten Reserven überall wirksam vorwarf. Sie drangen entlang den beiden Ufern der Somme als Keil zwischen die feindlichen Abteilungen. Jetzt kamen erst die Hauptstellungen, von denen der Feind seine Artillerie spielen ließ, eine nach der andern in Angriff. Im Süden nahmen die 41er (ein Teil der von Ham herangekommenen Armeereserve unter Oberst v. Böcking), längs der Niederung vorstürmend, die von der Artillerie wirksam beschossene Mühlenhöhe südlich von Grugies, dann mußte der Feind von der so nachdrücklich behaupteten Zuckerfabrik und vom Dorfe Grugies selbst ablassen. Noch hatte er eine beherrschende Höhe (mit der Mühle de Tout Vent) nordöstlich von Grugies inne; auch von ihr warf ihn ein allseitiger Angriff herunter. Unter fleißiger Beihilfe der Kavallerie wurde überall aufgeräumt, und endlich stürmte Oberst v. Hülleſſem mit 41ern und 81ern den Bahnhof und drang von hier aus um 5½ Uhr über die Kanalbrücke in die Stadt ein.

Auf dem rechten Ufer stürmten von Roupy aus die 28er einige vorliegende Gehöfte. Nun gingen auch die 4er und 44er wieder vor und nahmen das Dorf Francilly, so daß die Franzosen das so lange gehaltene Waldstück räumten. Groeben wurde durch den Feind, der alles aufbot, um die Straße nach Cambrai zu sichern, aufgehalten, doch die Division Kummer hatte nun den Weg auf die Höhen westlich der Stadt frei.

Faidherbe, in der Gefahr, umzingelt zu werden, hatte bereits den Rückzug angetreten. Ein Teil des XXIII. Korps leistete noch heftigen Widerstand in der westlichen Vorstadt St. Martin, aber da die Preußen bereits von Süden her in die Stadt eingebrochen waren, mußten hier 2300 Franzosen die Waffen strecken.

Der Sieg erforderte viel Blut, deutscherseits 2400 Mann. Die Franzosen gaben nicht weniger als 9000 unverwundete Gefangene und verloren außerdem weit über 3000 Mann. Die Verfolgung konnte erst am folgenden Tage lebhaft aufgenommen werden, so daß Faidherbe seinen Rückzug nach den nördlichen Festungen zu bewerkstelligen vermochte. Seine Armee war nach ihrem tapfern Widerstande zwar nicht so zerrüttet wie die Chanzys, aber unfähig, das Feld zu halten. Tausende blieben erschöpft an der Straße liegen, und die Kavallerie sammelte mühelos ganze Haufen von Gefangenen. Da sein Zweck erreicht war, nahm Goeben Ende Januar wieder Stellung an der Somme in der Linie Amiens, Péronne, St. Quentin; bei Rouen und Umgegend, wo die 2. Division geblieben war, rückte nach der Schlacht von Le Mans das 13. Armeekorps ein. Nur bei Le Hâvre stand noch eine französische Abteilung.

Wie an der Loire machte auch hier der Waffenstillstand den kriegerischen Unternehmungen ein Ende. Dagegen dauerte im Südosten der Kampf über ihn hinaus.

Bourbaki wurde nach der Schlacht an der Lisaine vielleicht auch durch die Kunde, daß neue Streitkräfte gegen ihn anrückten, zur Umkehr bewogen. Als man in Versailles erkannte, welche gewaltigen Anstrengungen die Franzosen im Südosten machten, verfügte der König am 6. Januar die Bildung eines neuen Heeres, der sogenannten „Südarmee", deren Oberbefehl er Manteuffel übertrug. Außer den Truppen Werders wurden ihm zwei Armeekorps zugewiesen: das 2., das seit seiner Ablösung vor Paris durch das 1. bayerische Korps bei Montargis zur Unterstützung der zweiten Armee bereit stand und nun dort entbehrt werden konnte, und das 7., das sich östlich der Yonne befand, soweit es verfügbar war.

Unter großen Beschwerden bewirkten die beiden Korps, das 7. links, das 2. rechts vom Armançon (Nebenfluß der Yonne) und von der obern Seine her, ihren Anmarsch zwischen Dijon und Langres inmitten starker feindlicher Streitkräfte über das schneebedeckte und unwirtliche Plateau von Langres in der Richtung auf Vesoul. Als Manteuffel bereits am 19. Januar von Versailles aus erfuhr, daß Werder gesiegt hatte und seiner Hilfe nicht bedurfte, vielmehr mit ihm zusammen handeln konnte, faßte er sofort den kühnen Entschluß, das Flußthal des Doubs unterhalb Besançon zu sperren und Bourbaki, wenn er sich nicht ein zweites Sedan bereiten ließ, an die Schweizer Grenze zu drängen. Eine allgemeine Rechtsschwenkung über die Saône bei Gray auf Dôle und Dampierre am Doubs war erforderlich. Die Avantgarde des 2. Korps nahm am 21. Januar Dôle, das 7. traf schon am Ognon den Feind; die erste Verbindung mit dem 14. Korps war hergestellt. Die Streiter Werders begrüßten die Kommenden nicht weniger freudig, wie die Truppen Tanns die des Großherzogs. Obgleich die Mannschaften des 7. und 2. Korps auch nicht in Paradeanzügen stolzierten, neben den abgerissenen Kameraden sahen sie nobel aus.

Die fünf Bataillone (21er, 61er) zählende Abteilung des Oberst v. Kettler erhielt den Befehl, Garibaldis Scharen zu beschäftigen, damit sie nicht die Flanke störten. Die Stadt Dijon, durch starke Verschanzungen zur Festung gemacht, war voll von Franzosen. Nachdem sich die Pommern bis dicht an die Stadt herangefochten hatten, erlitten sie am 23. Januar einen schweren Schlag. Die 61er wollten spät abends ein stark besetztes Fabrikgebäude bei Pouilly nördlich der Stadt nehmen. In mörderischem Feuer geht die 5. Kompanie vor, der Fahnenträger fällt, ein Offizier ergreift die Fahne und stürzt, alle Männer um sie erliegen. Der zurückgewichene Rest vermißt das Banner, Freiwillige gehen vor, es in der Finsternis zu suchen nur einer kehrt wieder und auch

dieſer verwundet. Unter einem Haufen von Leichen, blutdurchtränkt und zerſchoſſen, fanden die Franzoſen nachher die einzige deutſche Fahne, die im ganzen Feldzug in ihre Hände fiel; ſie war nicht mit ſtürmender Hand genommen worden. Die Gefechte bei Dijon koſteten über 700 Leute, aber waren nicht nutzlos; denn obgleich die 4000 Deutſchen die Stadt nicht einer ganzen Armee entreißen konnten, blieben ſie dicht in der Nähe und bannten Garibaldi und ſeine Kämpfer für die Freiheit der ganzen Welt regungslos feſt.

An dieſem Unglückstage beſetzten die Deutſchen, die in Eilmärſchen vorgingen, ſchon das ſüdweſtlich von Beſançon gelegene Städtchen Quingey und ſtießen damit auf den wichtigſten Weg nach dem Süden. Werder rückte über Villerſexel und Rioz heran, während auch öſtlich von Beſançon Abteilungen unter Schmeling und Debſchütz auf Pontarlier zueilten. Bourbaki, dem die Regierung befahl, nach Wiederherſtellung ſeiner Mannſchaften gemeinſam mit Garibaldi ſtandzuhalten, hatte ſeinen Rückzug von der Liſaine über Arcey und Baume les Dames vollzogen; ſeine Truppen waren im elendeſten Zuſtande. Gleichwohl durfte er bei Beſançon, wo Nahrungsmittel fehlten, nicht ſtehen bleiben, wenn er nicht eingeſchloſſen und durch Hunger zur Ergebung gezwungen werden wollte. Ein Kriegsrat, den er am 24. abhielt, ergab, daß nicht die Hälfte ſeiner Armee mehr ſtreitfähig war; auch die Generale ſtimmten für den Abzug auf Pontarlier, der allein noch offen ſtand, um von dort längs der Schweizer Grenze ſich nach dem Rhônethale durchzuſchleichen. Bourbaki verſuchte nochmals, ſich freiere Luft zu machen, aber weder Führer noch Soldaten hatten Luft, weiter zu fechten. Die Regierung gab unter rückſichtsloſeſtem Tadel unausführbare Befehle, von allen Seiten nahte das Verderben. Da griff der Unglückliche, der ſich verloren wußte, um nicht noch des Verrates beſchuldigt zu werden, am 27. Januar zur Piſtole; er verletzte ſich ſchwer, doch nicht tödlich. Schon war Bourbaki von Gambetta des Kommandos entſetzt, allein der zum Nachfolger ernannte Clinchant wußte gleichfalls keinen andern Ausweg als den über Pontarlier.

Die Fahne der 61er.

Südöſtlich von Beſançon ſteigen die Vorſtufen des Jura ſteil zu einer Hochfläche an, auf der ſich von Nordoſten nach Südweſten ſtreichende Gebirgszüge erheben. Die langen Thalengen ſind mit ſchroffen Felſen eingefaßt. In dem dünnbevölkerten Lande waren Unterkunft und Nahrung ſchwer zu finden. Nur wenige Straßen führen über die Hochebene; da die Deutſchen die weſtlichen verlegten, blieb den Franzoſen nur der gerade Weg über Ornans oder Etalans frei.

Das 2. Korps marſchierte unaufhaltſam ſüdlich vorwärts, während das 7. auf der linken Flanke über Levier unmittelbar auf Pontarlier ging. Am 26. Januar ſtürmte das pommerſche Grenadierregiment Nr. 2 die Stadt Salins, allein die dort liegenden Forts verſperrten die durchführende Straße. Franſecky, jetzt der vom Feinde eingeſchlagenen Richtung gewiß, drängte daher mit aller Macht über Arbois und Champagnole und von dort nach Weſten; Wedell beſetzte mit einer Abteilung das in einem ſüdlichen Seitenthale liegende Dorf Les Planches la Montagne, um auch hier den Weg zu verlegen.

Am 28. erreichte Clinchant Pontarlier. Schon glaubte er ſich gerettet, als er die Nachricht von dem Waffenſtillſtande erhielt, weil die Regierung in Tours, von Favre ungenau unterrichtet, nicht mitteilte, daß ſeine Armee ausgeſchloſſen war. Eine bittere Enttäuſchung! Manteuffel fragte in Verſailles telegraphiſch an, und als er den Thatbeſtand erfuhr, nahm er ſofort am 30. die einen Augenblick unterbrochenen Bewegungen wieder auf. Am 31. abends erreichten die Pommern Frasne, am folgenden Tage ſtanden die Spitzen beider Korps unmittelbar vor

Pontarlier; zugleich kamen aus entgegengesetzter Richtung von Nordosten, von Morteau her, Schmeling und Debschütz heran. Am liebsten hätte Clinchant noch gekämpft; mit diesen Truppen, die, wo sie mit Deutschen zusammenstießen, freiwillig zu Tausenden die Waffen streckten, wäre ein Widerstand Frevel gewesen. Schweren Herzens schloß er in der Nacht mit dem die Grenze bewachenden Schweizer General Herzog einen Vertrag, der ihm gegen sofortige Niederlegung der Waffen den Übertritt auf Schweizer Boden gestattete.

So kam die Schlußszene des großen Trauerspiels, die sich in großartiger Umgebung vollzog. Über der kleinen, aber schönen und lebhaften Stadt Pontarlier, der höchstgelegenen Frankreichs, die sich am Rande eines breiten, wiesenreichen Beckens in die Höhe zieht, ragt steil das Gebirge empor. Aus einer breiten Schlucht strömt durch die Stadt das herrlich blaue Wasser des Doubs, an dem die Straße nach der Schweiz hinaufsteigt. Auf der Höhe, wo der junge Fluß durch einen Kessel läuft, an der sogenannten Cluse, wird die Straße flankiert von zwei Forts, östlich von dem Fort Neuv, westlich von dem auf einzelnem Kegel thronenden Château Joux; dann senkt sie sich allmählich zu den ersten Schweizer Dörfern Meudon und Les Verrières herab. Die ganze Landschaft war tief in Schnee gehüllt, von dem sich nur das dunkle Grün der Waldstücke und das eintönige Grau der Felsen abhoben.

Fast ohne Kampf besetzten am Vormittag des 1. Februar die Vortruppen des 2. Korps die Stadt Pontarlier, wo sie zahlreiche Gefangene machten, und folgten sofort den Abziehenden, mit Mühe sich auf der von Fuhrwerk gesperrten Straße hindurchwindend. An der Cluse wurden sie von heftigem Gewehr- und Geschützfeuer empfangen, doch rechts und links kletterten die Pommern die steilen Hänge hinauf, um dem Feinde in die Flanke zu kommen. Als der Abend heranbrach, blieben sie in ihren Stellungen; die Söhne der Ebene, die in ihrer Heimat keinen Berg zu sehen bekamen, übernachteten auf Alpenhöhen, 1000 m hoch in Eis und Schnee. Leider wurde hier oben noch manch Tapferer, namentlich von den Kolberger Grenadieren, zur letzten Ruhe gebettet.

Rückzug der Bourbakischen Armee.

Am folgenden Morgen war die Ostarmee verschwunden. Wie oft hatten einst französische Armeen die Alpen überstiegen, um in Italien Ruhm und Siege zu holen; diese Armee, noch 83,000 Mann stark, wich über den Jura vor einem nicht zahlreicheren Gegner. Nicht Kampf, sondern Essen, Wärme, Schlaf begehrten ihre Soldaten. Alle Bande der Zucht waren gelöst; die Offiziere mußten es den Schweizern überlassen, die Ordnung herzustellen. Entsetzt sahen diese, die für die Franzosen große Vorliebe hegten, auf ihre elenden, stumpfsinnigen Gäste, die böse Krankheiten ins Land einschleppten. Kleinere französische Abteilungen, wie die Cremers, gelangten an anderen Stellen in besserem Zustande über die Grenze.

Noch weniger wie bei der Loirearmee ist genau festzustellen, wie viele Menschen auf dem Feldzuge der Ostarmee zu Grunde gingen; jedenfalls hielt hier der Tod eine noch schauerlichere Ernte, kamen weit mehr Leute durch Verwahrlosung, Ermattung und Krankheit um. Manteuffel erreichte seinen Triumph mit geringen Opfern, denn abgesehen von den bei Dijon Gefallenen verlor die Südarmee vom 14. Januar bis zum 1. Februar nur 1000 Mann an Toten und Verwundeten. Entschlossenheit und Klarheit der Führung und die unübertreffliche Ausdauer der Truppen führten zum glänzenden Siege. Die Pommern legten auf dem Marsch von Paris bis

an die Schweizer Grenze in 34 Tagen fast ohne Rast 640 km zurück auf gefrorenen und verschneiten Wegen ohne ausreichende Verpflegung.

Die Garibaldianer wußten sich besser zu bewahren als ihre Kameraden. Sie hatten jeden kräftigen Vormarsch unterlassen, und als sie erfuhren, daß auch sie nicht in den Waffenstillstand eingeschlossen waren, räumten sie schleunigst Dijon und retteten sich auf neutrales Gebiet. Doch nicht ganz ohne Erhebung für die Franzosen schloß der Krieg. Die letzten Schüsse fielen vor Belfort*.

Die Befestigungen Belforts rührten, wie die Straßburgs, von Vauban her, der die Stadt mit bastionierten Fronten umgeben hatte. Auf steilem Felsen steht das zur Citadelle mit bombensicheren Räumen erweiterte Schloß. Ein überragender Höhenrücken war gekrönt durch zwei Forts, de la Miotte und de la Justice, deren Verbindungen mit der Citadelle zugleich ein großes verschanztes Lager umschlossen. Nach Westen, jenseits der Savoureuse, lagen die beiden Forts des Barres und de Bellevue, auch die Vorstädte und den Bahnhof schützten neue Befestigungslinien. Eine ernste Gefahr drohte Belfort von den südlich vorliegenden beträchtlichen Höhen der Hautes und Basses Perches. Daher wurden auch sie bei Ausbruch des Krieges rasch befestigt. Den Oberbefehl erhielt Mitte Oktober der Oberst Denfert-Rochereau, ein ausgezeichneter Ingenieur, der sofort nachdrücklich daran ging, alle Werke zu verstärken und geeignete Örtlichkeiten des Vorlandes mit Befestigungen zu versehen. Er vermied es verständig, sich von vornherein auf die eigentliche Festung beschränken zu lassen, und bereitete den entschlossensten Widerstand vor. Da in der Stadt nur 4000 Einwohner geblieben waren, reichten die Vorräte für lange Zeit aus. Die Besatzung betrug über 17,000 Köpfe, darunter von der Linie nur zwei Bataillone und einige Artillerie, sonst Mobilgarden von geringer Beschaffenheit und nur teilweise mit Chassepots bewaffnet. An Geschütz waren 341 Rohre vorhanden.

Mit dem Unternehmen gegen Belfort war die 1. Reservedivision unter General v. Treskow I. betraut. Außer der Artillerie bestand sie aus zwei Brigaden pommerscher, posener, altmärkischer und sächsischer Landwehr und dem 4. Magdeburger Infanterieregiment Nr. 67; in den letzten Dezembertagen kam unter General v. Debschütz noch eine Abteilung schlesischer und schleswiger Landwehr hinzu. Das Belagerungskorps, anfänglich 10,000 Mann, wechselte sehr in seiner Zahl, erst Ende Januar wurde es auf 29,000 Mann verstärkt. Die Artillerie kommandierte Oberst v. Scheliha, die Ingenieurarbeiten leitete General v. Mertens.

Als eine vorläufige Beschießung am Anfang Dezember zu keinem Ergebnis geführt hatte, schritt Treskow zum förmlichen Angriff, für den allmählich 72 Belagerungsgeschütze verfügbar wurden. Eine schwere, militärisch hochinteressante Aufgabe war hier zu lösen. Den Arbeiten stellten der hartgefrorene, auch vielfach felsige Boden, bei gelegentlichem Tauwetter die Nässe die größten Hemmnisse entgegen, und die sicheren Schüsse aus der Festung gefährdeten die Mannschaften sehr. Zugleich mußten die Ausfälle des Feindes abgewiesen und der Umschließungskreis gewaltsam enger gezogen werden. So gab es Gefecht und Gefahr genug zum andern schweren Dienst und wenig Erholung in den elenden Unterkunftsräumen; viele Mannschaften erkrankten. Nachdem anfangs die Hauptbatterien bei Effert und Bavilliers von Westen her gearbeitet hatten, wandte der Belagerer den Hauptangriff gegen die Perches. Das Dorf Danjoutin, dessen Besitz zum erfolgreichen Vorgehen unerläßlich war, stürmten in der Nacht vom 7. zum 8. Januar Wehrleute von Schneidemühl, Inowrazlaw und Gnesen und nahmen die Besatzung nach heftigem Kampfe gefangen. Links und rechts von dem Dorfe wurden schwere Batterien an den Rändern der Gehölze von Grand Bois, Bosmont und La Brosse erbaut.

In der sorgenvollen Zeit, während Bourbaki herannahte, ging die Belagerung nicht viel vorwärts; desto lebhafter schritt sie nach der Schlacht an der Lisaine fort. Es ist die Eigentümlichkeit des zähen, langwierigen Festungskrieges, daß man dem Gegner nur Schritt für Schritt auf den Leib rückt, bis nach genügender Vorbereitung auf einmal ein größerer Vorsprung gemacht wird, dem dann von neuem das zollweise Heranarbeiten folgt. Der Tag ist die Zeit für den Geschützkampf, die Nacht für das Werk der Pioniere und den ihre

* Vgl. den Plan auf Tafel IV.

Mühe krönenden Sturm. Um von den fertigen Batterien die erste Parallele gegen die Perches führen zu können, stürmten die 67er und Landwehren in der Nacht vom 20. zum 21. Januar mit nicht geringem Verlust die waldige Höhe Haut Taillis und das Dorf Pérouse. Ihr Erkennungsruf war: „Haut ihm!“ Nachdem die erste Parallele in der Länge von fast 1800 m ausgehoben war, glaubte Treskow am Abende des 26. Januar einen Sturm auf die bereits schwer geschädigten Forts der Perches wagen zu dürfen. Er verunglückte und kostete den Wehrleuten von Schneidemühl und den 67ern über 400 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen. Vom Waffenstillstande blieb auch Belfort ausgenommen, weil die Heeresleitung auf die Einnahme politischen Wert legte. Die Belagerung ging weiter fort mit Erdarbeiten und Batteriebauten, die auch von Süden her das Schloß und die Forts La Miotte und La Justice bedrohten. Die unsäglichen Anstrengungen und hereinbrechendes Tauwetter beeinträchtigten den schon gestörten Gesundheitszustand aufs schwerste, während der Belagerte rührig seine Gegenwehr traf, trotz des furchtbaren Feuers, das er mit seiner knappen Munition nur sparsam erwidern konnte. Allmählich war die ganze Perchesfront niedergekämpft; Denfert ließ unbemerkt die beiden halbzerstörten Forts räumen, am 8. Februar wurden sie von den Deutschen besetzt. Nun konnte von ihnen und neu errichteten Batterien aus das Feuer unmittelbar gegen das Schloß und seine Flankenforts gerichtet werden; die Festung war unhaltbar geworden. Ehe das letzte, vernichtende Bombardement begann, forderte Treskow am 13. Februar den mutigen Verteidiger zur Ergebung unter günstigen Bedingungen auf; noch jetzt zögerte Oberst Denfert. Als jedoch am 15. Februar der Waffenstillstand auch auf die bisher ausgeschlossenen drei Departements ausgedehnt wurde, befahl ihm seine Regierung, die Festung zu räumen. Am 18. Februar zog Treskow in Belfort ein, nachdem die Besatzung ehrenvoll mit Waffen und Gepäck abgerückt war. Sie hatte 32 Offiziere, 4715 Mann verloren, die Belagerer 88 Offiziere, 2049 Mann. Fast 100,000 Artilleriegeschosse waren auf die Festungswerke gefallen.

Die kleine Bergfeste Bitsch in Lothringen, die seit dem August 1870 eingeschlossen war und mancher Beschießung widergestanden hatte, wurde von ihrem hartnäckigen Kommandanten erst am 24. März übergeben, nachdem man ihm mit einem Angriff gedroht hatte.

Siebzehnter Abſchnitt.

Der Einzug in Paris.

Am 29. Januar vormittags zogen die deutſchen Truppen in die von den Beſatzungen verlaſſenen Forts ein, deren Geſchütze gegen die Stadt gewendet wurden. Bald folgte die Auslieferung der übrigen Waffen. Franzöſiſche Beſpannungen brachten die Feldgeſchütze bis zur Linie, wo ſie von den Deutſchen in Empfang genommen wurden. Im ganzen übergab Paris 602 Feldgeſchütze, 177,000 Gewehre; in den Forts und Schanzen fanden ſich 1362 Verteidigungsgeſchütze. Die bronzenen wurden ſpäter nach Deutſchland geführt, die alten eiſernen ſofort an Ort und Stelle unbrauchbar gemacht; ſtatt des Donners, der vordem aus ihren Rohren krachte, hörte man jetzt die dumpfen Schläge der Sprengpatronen, mit welchen ſie die deutſchen Pioniere zerſtörten.

Die Einſchließungslinie ſchob ſich zwiſchen die Forts und die Stadtthore. Auf dem freien Felde ſtand nach wie vor eine Poſtenkette, die niemand hindurchließ; an den aus der Stadt führenden Straßen übten ſogenannte Examiniertrupps die Aufſicht. Sie handhabten die ſtrengen Vorſchriften über Ein- und Durchlaß möglichſt milde, denn wer hätte, namentlich in den erſten Tagen, dem Flehen der Frauen widerſtehen können, die Brot kaufen wollten. Ein buntes Bild bot ſich an dieſen dem Verkehr geöffneten Stellen dar. Statt Barrikaden und Verhauen ſperrte ein einfacher Strick den Weg, und lebhaft dankten die Franzoſen, vor denen ſich dieſes Schloß aufthat. Ganze Scharen kamen, ſo daß die deutſchen Marketender bald ihren geſamten Vorrat verkauft hatten; fein gekleidete Männer trugen mit Vergnügen das Brot auf dem Rücken heim. Den Ärmeren ſpendeten die deutſchen Soldaten freigebigſt und mit vollen Händen, was ſie irgend konnten; ſeit einiger Zeit hatten ſie bereits für dieſes menſchenfreundliche Werk geſpart; beſonders die Erbswurſt wurde dankbar entgegengenommen. Man brauchte nur zu fragen, wer Eſſen haben wolle, und ſofort ſetzten ſich alle Nächſtſtehenden in Bewegung. Andere Pariſer kamen, um die Pruſſiens anzuſehen, und wer von ihnen Deutſch konnte, fühlte ſich gehoben; auch manch Mägdlein zauderte nicht, ihren Arm in den eines deutſchen Bären zu legen. Die Straßenjugend haſchte begierig nach Zigarren und freundete ſich raſch an. Später wurden die Vorſchriften ſtrenger genommen, weil in Paris wieder Nahrung genug war und Störenfriede die gute Behandlung nicht vertrugen.

Favre mußte eingestehen, daß er über den Bestand an Lebensmitteln in Paris falsche Angaben gemacht hatte. Weil die Zufuhr der erforderlichen ungeheuren Mengen erst im Laufe mehrerer Tage geschehen konnte, stellte Kaiser Wilhelm, um einer Hungersnot vorzubeugen, die in den deutschen Magazinen entbehrlichen Vorräte den Pariser Behörden augenblicklich zur Verfügung. Die wieder in Stand gesetzten Eisenbahnen brachten dann so große Mengen in die Stadt, daß Mitte Februar Not und Teurung verschwanden.

Zu derselben Zeit war in den Provinzen, mit Ausnahme der drei noch nicht in den Waffenstillstand aufgenommenen Departements, die Demarkationslinie zum Abschluß gebracht worden.* Nirgends fielen während des Waffenstillstands ernstliche Zwistigkeiten zwischen den Deutschen und der Bevölkerung oder Ruhestörungen vor; nur hin und wieder machte die Auslegung des Vertrags Schwierigkeiten. Beide Parteien trafen innerhalb der vereinbarten Bedingungen ihre Maßregeln, um bei einem Wiederausbruch der Feindseligkeiten gerüstet zu sein. Zum Glück kam der Friede wirklich zu stande.

Gambetta hatte mit höchster Entrüstung den Waffenstillstand erfahren: Paris sei nicht Frankreich, und sein Fall dürfe nicht den Krieg in den Provinzen beendigen. In einem maßlosen Aufrufe forderte er die Fortsetzung des Kampfes. Ihm stimmten die Aufgeregten bei, namentlich im Süden, der die Leiden des Krieges noch nicht gekostet hatte. Gambetta wollte wenigstens den Friedensschluß verhindern. Zu diesem Zweck erließ er am 31. Januar eine Verfügung, welche alle Personen, deren republikanische Gesinnung zweifelhaft war, von dem Wahlrecht für die zu berufende Versammlung ausschloß. Bismarck bedeutete ihn sofort telegraphisch, der Vertrag bedinge freie Wahlen, und forderte seine getreuliche Erfüllung von Favre, der ehrenhaft augenblicklich die Aufhebung jenes Erlasses zusagte. Die Pariser Regierung rechtfertigte sich in einer öffentlichen Erklärung vor dem französischen Volke und ordnete die Ungültigkeit des Dekrets an. Trotzdem wollte Gambetta es aufrecht erhalten; er streifte hart an offene Empörung. Erst als längerer Widerstand aussichtlos war, wich er vor der Entschlossenheit der Pariser Regierung und nahm am 6. Februar seine Entlassung.

Jedenfalls trat mit Gambetta eine große Persönlichkeit von dem Schauplatz zurück. Der unglückliche Ausgang seiner Unternehmungen darf nicht allein das Urteil über ihren Urheber bestimmen. Auch ist nichts leichter, als alle die Fehler und Irrtümer, welche der Diktator begangen hat, nachzuweisen, und das viele Blut, dessen Vergießen er verursachte, das Verderben, in das er Tausende seiner Landsleute trieb, ohne daß das Schicksal Frankreichs gewendet wurde, scheinen gegen ihn zu sprechen. Ob Gambettas Herrschaft Frankreich zum Segen oder Unsegen gereichte, können die Franzosen besser entscheiden, als wir Deutschen. Wenn wir jedoch unseren Großvätern dankbar sind, daß sie alles daran setzten, um Deutschland aus tiefster Schmach zu retten, so müssen wir ähnliche Erscheinungen auch bei anderen Völkern würdigen. Frankreichs Lage war selbst nach Sedan unzweifelhaft günstiger als die Preußens 1813. Die Erhebung Frankreichs unter Gambetta hat bei allen Gebrechen etwas Großartiges an sich, und solche Zeiten sind für ein Volk nie vollkommen verloren.

Wie tief Gambettas Feuergeist wirklich in die Massen gedrungen ist, wie weit sie nur unter Zwang oder augenblicklichem Anreiz standen, läßt sich schwer ermessen. Daß Unzählige von echtem Opfersinn erfüllt waren, ist kein Zweifel; doch treten merkwürdige Gegensätze hervor. Den jungen Mannschaften der Franzosen muß zuerkannt werden, daß sie, die oft kaum wenige Tage die Flinte trugen, durchschnittlich brav ins erste Feuer gingen und auch aushielten, solange sie nicht eine wirkliche Niederlage erlitten. Dann verloren sie meist rasch den Mut und der „Elan" verwandelte sich in das gerade Gegenteil; kamen dann große Beschwerden, so brachen sie vollends zusammen. Der Mangel an Übung, das schlechte Wetter und die Not mögen beides entschuldigen, aber erklären nicht alles. Die deutschen Soldaten, die ebenfalls die schwersten Drangsale durch Mangel, Witterung und Überanstrengung zu ertragen hatten, waren trotz aller Kriegsgewohnheit auch von Fleisch und Blut, und im zweiten Teile des Krieges standen in ihren Reihen viele, die eben erst aus der Heimat kamen und dennoch die Anstrengungen wetteifernd mit ihren älteren Kameraden ertrugen! Auch in den Befreiungskriegen zogen genug deutsche Jünglinge frisch vom heimischen Herde

* Vgl. Tafel V.

weg ins Feld. Es ist begreiflich, daß die Franzosen besiegt wurden und den Strapazen erlagen, doch brauchten sie nicht die Beute des Ungehorsams und der Zerrüttung zu werden, denen sie regelmäßig anheimfielen, so daß ganze Scharen sich wie wehrlose Herden fangen ließen. Kam es doch dahin, daß der schweizerische General Herzog seinen Milizen die geflüchtete Ostarmee als abschreckendes Beispiel vorhielt, als einen Beweis, wie ohne Zucht und Gehorsam keine Armee gut sein könne! Hier liegt ein schwer zu lösendes Rätsel vor, an dem nationale wie geschichtliche Ursachen ihren Anteil haben mögen, aber auch eine Mahnung für alle Völker!

Am 8. Februar fanden in ganz Frankreich, auch in den von den Deutschen besetzten Landesteilen, die Wahlen ohne jede Beeinflussung statt. Die einzige Frage, welche die Abstimmung beherrschte, war: Friede oder Krieg? Die große Mehrheit der Erkorenen wollte nicht die Fortführung des Kampfes. Thiers, der eifrigste Anwalt des Friedensschlusses, wurde in 26, Gambetta nur in 9 Kreisen gewählt. Fast allein die Stadt Paris, das Elsaß und Lothringen sandten kriegerisch gesinnte Abgeordnete. Am 12. Februar trat die Versammlung in Bordeaux zusammen; ihr erster wichtiger und fast einstimmiger Beschluß erhob am 17. Februar Thiers zum Haupte der ausführenden Gewalt. Als Elsässer und Lothringer gegen die Abtretung von Gebiet Einspruch erhoben, erklärte die Kammer ihr volles Vertrauen auf die Weisheit der Friedensunterhändler. Nachdem der neue Präsident sein Ministerium, in dem Favre das Auswärtige behielt, vorgestellt hatte, reisten beide alsbald nach Paris. Am 21. Februar begab sich Thiers allein nach Versailles. Die Zeit drängte, da der Waffenstillstand über den ursprünglich festgesetzten Termin, den 19., nur bis zum 24. verlängert worden war; er wurde sogleich bis zum 26. ausgedehnt.

Bismarck legte die Friedensbedingungen vor: Abtretung des ganzen Elsaß, der Festungen Belfort, Metz, Diedenhofen und der deutschredenden Teile Lothringens, Zahlung von 6 Milliarden Francs als Kriegsentschädigung.

Thiers verbarg seine Bestürzung nicht. Er bat um persönliches Gehör beim Kaiser, das ihm unter der Bedingung gewährt wurde, keine politischen Fragen zu berühren, da der Kaiser deren Erörterung dem Kanzler überließ. Kaiser Wilhelm empfing den französischen Staatsmann gütig und nahm seine Vorstellungen freundlich entgegen, aber konnte keine Milderung in Aussicht stellen. In Paris erstattete Thiers der ihn begleitenden Abordnung der Kammer Bericht ab. Sie war im Grunde nicht unzufrieden, weil man Bedingungen gefürchtet hatte, welche die Wehrkraft Frankreichs auf die Dauer gefährdet hätten; nur die 6 Milliarden erregten Anstoß.

Als Thiers am folgenden Tage in Versailles den Versuch machte, an der Summe abzuhandeln und Metz zu retten, verlangte Bismarck einfaches Annehmen oder Ablehnen. Am 23. brachte Thiers Favre mit sich. Der Kaiser hatte den Nachlaß einer Milliarde genehmigt, Thiers aber wollte auch Belfort behalten und beschwor den Reichskanzler, darauf einzugehen, sonst müsse das Friedenswerk scheitern. Bismarck begab sich zum Kaiser, der Moltke zu Rate zog, und da Belfort für die Sicherheit des Elsaß keine zu große Bedeutung hatte, wurde Thiers die Wahl gestellt zwischen dieser Festung und dem Einzuge der deutschen Truppen in Paris. Er nahm lieber einen Augenblick der Demütigung als dauernden Schaden.

Noch zogen sich die Verhandlungen hin, bis Bismarck erzürnt Thiers bemerkte, er habe keine Lust mehr, die Hinschleppung zu dulden, die ihm in seiner vermittelnden Stellung die größten Schwierigkeiten einträge. So wurde endlich am 26. Februar der Präliminarfriede unterzeichnet, für Frankreich von Thiers und Favre, für das Deutsche Reich von Bismarck, der auch die Vertreter der Länder Bayern, Württemberg und Baden „als Verbündete Preußens beim Anfang des Krieges, jetzt zum deutschen Kaiserreiche gehörig", dem Vertrage im Namen ihrer Fürsten durch Unterschrift beitreten ließ. Die Versammlung in Bordeaux mußte erst den Frieden für gültig erklären, ehe er in Kraft treten konnte. Mit beflügelter Schnelle kehrte Thiers zu ihr zurück und forderte Dringlichkeit für die Verhandlungen. Eine Herzenserleichterung gönnten sich die Abgeordneten, indem sie feierlich nochmals die Absetzung Napoleons und seines Hauses aussprachen und ihn für den Krieg, die feindliche Besetzung und die Verstümmelung Frankreichs verantwortlich machten. Die Gegner des Friedens versagten sich zwar nicht, flammende Reden zu halten, aber sie wußten so gut wie die anderen, daß sie Unmögliches verlangten. Mit 546 Stimmen gegen 107 erfolgte am 1. März die Genehmigung des Friedens. Thiers hatte alle Maß-

regeln zur schleunigsten Erledigung angeordnet; ein bereitstehender Sonderzug führte den Beauftragten mit den fertigen Schriftstücken nach Paris, wo er noch am Abend eintraf. Schon am frühen Morgen erschien Favre in Versailles bei Bismarck, der noch der Ruhe pflegte. Bald nach Mittag erfolgte der Austausch der durch den Kaiser und die Kammer vollzogenen Bestätigungsurkunden.

Die Eile der Franzosen hatte ihren guten Grund. Kaiser Wilhelm hegte den dringenden Wunsch, seinen deutschen Truppen die Genugthuung eines Einzugs in Paris zu gewähren. Beim Abschluß des Waffenstillstands hatte er darauf verzichtet, bei der Festsetzung des Friedens kam er auf seine Forderung zurück. Eine Zusatzbestimmung verfügte die Besetzung eines abgegrenzten Teiles der Stadt durch deutsche Truppen, deren Zahl nicht 30,000 überschreiten würde. Um möglichst vielen Truppenkörpern die Ehre zu erweisen, befahl der Kaiser, die zuerst einziehende Abteilung aus Regimentern des 6., 11. und des 2. bayerischen Korps zusammenzusetzen; sie sollten durch andere aus der Garde und den übrigen Korps abgelöst werden.

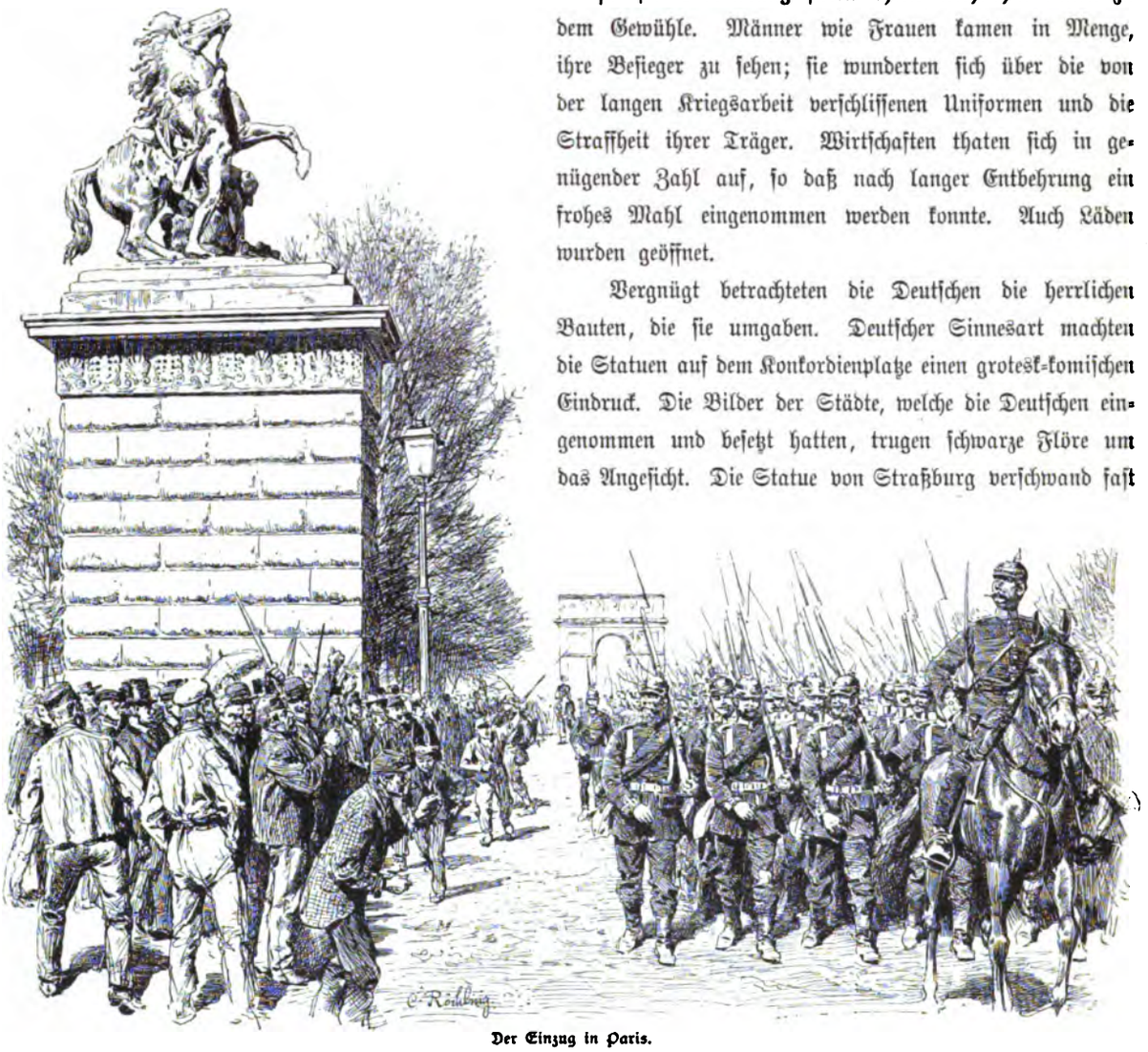
Der für die Besetzung ausersehene Stadtteil hatte geringen Umfang. Er lag im Westen von Paris, am rechten Seineufer, begrenzt durch den Fluß und die nördlich den Champs Elysées parallel laufende Linie der Avenue des Ternes und der Straße du Faubourg St. Honoré. Handelte es sich doch nur darum, dem langen Kriege einen würdigen Abschluß zu geben und den Parisern zu zeigen, daß die Deutschen sich durchaus nicht fürchteten, den heiligen Boden der Stadt selbst zu betreten, wie die Pariser Prahlhänse behauptet hatten. Der gewählte Abschnitt zählte nicht nur zu den schönsten von Paris, sondern hatte auch seine besondere Bedeutung dadurch, daß er das prunkende Symbol französischen Kriegsruhms einschloß. Von Nordwesten, dem Bois de Boulogne her, führt ein schnurgerader Weg bis zu den Tuilerien. Wenn man die lange Avenue de Neuilly und die Avenue de la Grande Armée durchschreitet, zeigt sich schon von weiter Ferne der gewaltige Triumphbogen. Das Denkmal der ersten großen Kaiserzeit, 1806 von Napoleon I. begonnen und 30 Jahre später vollendet, steht auf dem schönen kreisrunden Platze de l'Etoile, in den mehrere breite Straßen von allen Seiten her münden. Das prachtvolle Bauwerk ist eine freie Nachahmung des Titusbogens in Rom, 50 m hoch. Die riesige Pforte in der Mitte umgeben rechts und links nach der Stadt zu zwei kolossale Bildgruppen, die eine den Krieg, die andere den sieggekrönten Imperator Napoleon I. darstellend. Andere Reliefs schmücken in reicher Fülle die Flächen. Die aus der Krim und Italien heimkehrenden Heere Napoleons III. hatten hier stolz die Bewunderung der Pariser entgegengenommen. Hinter dem Triumphbogen öffnen sich die baumreichen und mit Anlagen geschmückten breiten Elysäischen Felder, welche vor dem großen Garten der Tuilerien der Platz de la Concorde abschließt. Hier stand in der ersten Revolution die Guillotine, jetzt erhebt sich in seiner Mitte ein ägyptischer Obelisk, ringsum die steinernen Standbilder der größten Städte Frankreichs.

Schon am Morgen des 1. März gingen einige kleine Trupps Infanterie und Kavallerie in die Stadt, um für die Ordnung zu sorgen und die Quartiere zu verteilen. Die Straßen lagen öde; meist nur Gesindel trieb sich herum, das gelegentlich Gassenbubenstreiche verübte und einige Zivilpersonen, die mit den Soldaten sprachen oder als Deutsche erkannt wurden, mißhandeln wollte; eine einzige Drohung mit dem Gewehr, ein Kommandowort genügten, die Bande in wilde Flucht zu jagen. Allmählich wuchs die Zahl der Neugierigen. Nachdem Kaiser Wilhelm unter dem donnernden Hurra seiner freudestrahlenden Mannen in dem Bois de Boulogne die Parade abgenommen hatte, rückten die Truppen nach Mittag in die Stadt unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches von 1814; in den ersten Reihen ritt Bismarck, behaglich seine Zigarre rauchend. Am Triumphbogen löste sich das Ganze, indem die Abteilungen nach den ihnen angewiesenen Quartieren gingen. Auf dem Platz de l'Etoile schlugen 38er ein Biwak auf. Als die Feldgeschütze auffuhren, die Mündungen nach den großen Avenuen gerichtet, entschlüpfte den Parisern der bewundernde Ausruf: „Ah, die Kanonen Krupp!"

Kein ernstlicher Zwischenfall kam vor. Nach dem Vertrage mußten einzelne Abteilungen ohne Gewehr in das Louvre und das Invalidenhaus geführt werden. Als am Nachmittage des 2. März die Botschaft kam, daß der Friede vollendet war, schlossen sich sofort die Thore des Tuileriengartens. Bei dem wunderbar schönen

Wetter durchwogte ein buntes Leben die Elyſäiſchen Felder. Die in Paris einquartierten Mannſchaften wandelten in ihren verſchiedenartigen Uniformen umher, auf den breiten Fahrſtraßen rollten die Wagen unſerer Generale — auch der deutſche Kronprinz kam herein — und ſprengten Offiziere hoch zu Roß; zahlreiche patrouillierende Reiter, unter denen die ſchmucken bayeriſchen Ulanen mit ihren blauweißen Fähnchen die beſondere Aufmerkſamkeit der Franzoſen erregten, durchzogen die Straßen. Dazwiſchen drängten ſich in geſchloſſenen Trupps die Garden, die noch raſch nach Paris geführt wurden, weil ſie des Friedensſchluſſes wegen nicht mehr am folgenden Morgen einziehen konnten. Ohne Gewehr, den Helm mit Grün geſchmückt, zogen ſie unter hellem Geſang einher. Auch die Pariſer Bevölkerung ſtellte ihren reichlichen Anteil zu dem Gewühle. Männer wie Frauen kamen in Menge, ihre Beſieger zu ſehen; ſie wunderten ſich über die von der langen Kriegsarbeit verſchliſſenen Uniformen und die Straffheit ihrer Träger. Wirtſchaften thaten ſich in genügender Zahl auf, ſo daß nach langer Entbehrung ein frohes Mahl eingenommen werden konnte. Auch Läden wurden geöffnet.

Vergnügt betrachteten die Deutſchen die herrlichen Bauten, die ſie umgaben. Deutſcher Sinnesart machten die Statuen auf dem Konkordienplatze einen grotesk-komiſchen Eindruck. Die Bilder der Städte, welche die Deutſchen eingenommen und beſetzt hatten, trugen ſchwarze Flöre um das Angeſicht. Die Statue von Straßburg verſchwand faſt



Der Einzug in Paris.

unter Trauerkränzen; Fahnen in den franzöſiſchen Farben, Gedichte, Inſchriften traurigen oder rachgierigen Inhalts bedeckten ſie. Am Abend durchhallte als großartiger Schluß ein Zapfenſtreich aller Muſikchöre den weiten Raum.

Am Morgen des 3. März wurde der Rückmarſch angetreten. Der Triumphbogen war während der Belagerung verbarrikadiert und mit Gräben umzogen worden, die Reliefs ſchützten Bretterverſchläge gegen die Granaten. Schon am erſten Tage hatten einzelne Reiter die Hinderniſſe nicht geachtet und waren über ſie hinweggeſprengt; nachher machte man den Weg frei. So zogen jetzt die deutſchen Sieger mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen durch dieſes franzöſiſchen Siegen gewidmete Ehrendenkmal. „A Berlin!“ hatten die Pariſer

am 15. Juli 1870 geſchrieen. „In Paris!“ erklang jetzt von ihrem Triumphbogen das deutſche Echo zurück. Der mächtige Schall der „Wacht am Rhein“ an dieſer Stelle bezeugte, wie treu alle Hüter geweſen waren. Unbeſchreiblicher Jubel durchbrauſte die langen Reihen; wer das Glück hatte, an dieſer Siegesfeier teilzunehmen, wird immer mit Begeiſterung an ſie zurückdenken!

Der Auszug aus Paris war der erſte Marſch nach der Heimat zu. Kaiſer Wilhelm gab ſeinen Soldaten den herrlichen Gruß auf den Weg mit:

„Ich ſage euch Lebewohl und ich danke euch nochmals mit warmem und erhobenem Herzen für alles, was ihr in dieſem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleiſtet habt. Ihr kehrt mit dem ſtolzen Bewußtſein in die Heimat zurück, daß ihr einen der größten Kriege ſiegreich geſchlagen habt, den die Weltgeſchichte je geſehen, daß das teure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geſchützt worden iſt, und daß dem Deutſchen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden ſind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutſchland deſſen ſtets eingedenk ſein, daß ſie ſich nur bei ſtetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann; dann können wir der Zukunft getroſt entgegenſehen“.

Achtzehnter Abschnitt.

Der Friede.

Nicht ein Krieg, sondern richtiger zwei waren geführt worden, der eine gegen das kaiserliche Frankreich, der andere gegen die französische Republik. Nicht allein der Unterschied zwischen den Regierungen, gegen welche Deutschland stritt, bedingte diese Verschiedenheit, auch an sich verlief jeder der beiden Abschnitte des Krieges anders. In dem ersten drängte sich der Kampf auf große Schlachten zusammen; wenn sie auch an getrennten Stellen geschlagen wurden, trafen doch alle die Glieder eines Ganzen, das nur die Feldherrnkunst der deutschen Heeresleitung und das Ungeschick der französischen Führung auseinandergerissen hatten. Die Heere des Kaisertums unterlagen zum Teil deswegen, weil die deutsche Artillerie besser war als die ihre, obgleich das Chassepot diesen Nachteil sehr ausglich. Das Beste that jedoch die Kühnheit der Deutschen, und mehr noch führte das Genie Moltkes zu den Siegen. Auch die Überlegenheit an Zahl kam den Deutschen zu statten, zugleich ein Verdienst der Leitung, die in den meisten Schlachten wenigstens zum Schluß die Übermacht auf ihrer Seite herstellte.

In dem Kampfe gegen die Republik war die bedeutende Mehrzahl bei den Franzosen. Doch sie gelangten nicht dazu, sie zu einem Hauptschlage zu vereinigen, gehindert teils durch eigene Fehler, teils durch die Weisheit der deutschen Oberbefehlshaber und die Leistungen der einzelnen deutschen Armeen. Das Große Hauptquartier strebte jetzt danach, den Krieg in den Provinzen bis zum Fall von Paris hinzuhalten; die dadurch gebotene Zerteilung der Streitkräfte und die Beschaffenheit des Feindes bewirkten, daß keine gewaltigen Feldschlachten mehr geschlagen wurden. Dafür gab es kleinere Schlachten und Gefechte in Menge, und der endliche Erfolg hing nicht weniger an der Ausdauer der deutschen Truppen, als an ihrer Tapferkeit. Es ging ihnen wie Herkules mit der Hydra; wenn sie eine feindliche Armee geschlagen hatten, wuchsen neue gegen sie empor.

Auf beiden Seiten wurden ungeheure Menschenmassen aufgeboten und in Bewegung gesetzt. Die Gesamtzahl der französischen Mannschaften läßt sich nicht genau feststellen; gewiß war sie noch beträchtlicher, als die der Deutschen, die zudem den Nachteil hatten, daß sie außer den in den unmittelbaren Kampf zu stellenden Truppen den dritten Teil Frankreichs besetzt halten mußten und auch die Heimat nicht ganz entblößen konnten. Am 1. März standen auf französischem Gebiete 683,762 Feld- und 139,974 Besatzungstruppen mit 1674 Geschützen, also über 800,000 Mann. Während des ganzen Krieges haben 1,113,254 Mann die Grenze überschritten. Dazu kamen

noch über 200,000 in Deutschland gebliebene bewaffnete Ersatzmannschaften. Zu Anfang des Krieges bildeten sich die Franzosen ein, Deutschland könne nicht mehr aufbringen, als die eben ins Feld gerückten Truppen. Nachher sahen sie mit wachsendem Entsetzen, wie ein Heerhaufen nach dem andern kam, alle trefflichsten Schlages, voll kriegsbereit, darunter die bärtigen, handfesten Landwehrmänner. Wie einst die Römer die unerschöpfliche Jugendfülle Germaniens mit Grauen sahen, schien den Franzosen Deutschland eine endlose Flut von Kriegern zu erzeugen. Die Ausrüstung dieser Truppen und ihr Unterhalt, der nicht allein auf Kosten Frankreichs bestritten werden konnte, erforderte gewaltigen Aufwand an Geld und Kräften. Daher war die hohe Kriegsentschädigung gerechtfertigt.

Die Feldtruppen schlugen gegen 600 Gefechte, Treffen und Schlachten. In ihnen wurden von deutscher Seite gegen 30 Millionen Patronen von Infanterie und Kavallerie und 360,000 Schuß von der Feldartillerie verfeuert. Noch größer war der artilleristische Aufwand bei den Belagerungen; allein bei den drei bedeutendsten, von Straßburg, Paris und Belfort, sind zusammen über 400,000 Schuß abgegeben worden.

Ein so langer und schwerer Krieg mußte zahlreiche Opfer verschlingen. Die Deutschen verloren an Toten: 1871 Offiziere, 26,397 Mannschaften, an Verwundeten: 4184 Offiziere, 84,304 Mannschaften; mit Hinzurechnung der Verschollenen und Gefangenen betrug der Gesamtverlust 6247 Offiziere, 123,453 Mannschaften. An Krankheiten starben über 12,000 Mann, so daß im ganzen während des Krieges 40,743 Mann durch den Tod hinweggerafft wurden. Die stärksten Verluste hatte das 3. Korps: 581 Offiziere, 11,348 Mann, dann das 1. bayerische Korps: 557 Offiziere, 11,002 Mann, und die Garde: 411 Offiziere, 9697 Mann.

Die Deutschen hatten den Ehrenschmuck und Stolz der Regimenter heldenmütig verteidigt; eine einzige Fahne, die der 61er bei Dijon, hatte den Feinden überlassen werden müssen, außerdem 6 Geschütze. Dagegen erbeuteten sie 107 Adler und Fahnen, darunter 6 Turkofahnen, und zwar 45 mit stürmender Hand, 62 durch die Übergabe von Metz und anderer Plätze, 1915 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 5526 Festungsgeschütze. 24 Festungen waren den Angriffen erlegen. Außer den 382,000 nach Deutschland abgeführten und den von der Südarmee gemachten Gefangenen hatten in Paris 250,000 die Waffen gestreckt; nach Belgien und der Schweiz trieben die deutschen Waffen über 90,000 Mann.

Einige Zeit verging noch, ehe der Vorfriede vom 26. Februar zu einem endgültigen wurde. Es kam sogar noch zu einem merkwürdigen Zwischenspiel. Nach getroffener Übereinkunft sollte das Gebiet zwischen Seine und Loire in möglichst kurzer Zeit von den beiderseitigen Truppen verlassen werden. Zunächst begann die Räumung des linken Seineufers bei Paris. Da brach dort der Bürgerkrieg aus. Die revolutionäre Partei, die sich schon vor dem Einzuge der Deutschen in Paris geregt hatte, erhob am 18. März wilden Aufruhr, und da die Linientruppen den Dienst versagten und die ruhig gesinnten Bürger mutlos zusahen, wurde sie die Herrin der ganzen Stadt. Sie setzte den so lange begehrten Gemeinderat, die Kommune, ein, deren Mitglieder eine schrankenlose Gewaltherrschaft führten. Die rechtmäßige Regierung hatte inzwischen ihren Sitz in Versailles aufgeschlagen. Gegen sie eröffneten die Meuterer, die sich der verlassenen Forts mit Ausnahme des Mont Valérien bemächtigten, am 2. April den kriegerischen Angriff, und wütende Kämpfe erfüllten denselben Raum, der schon so viel französisches Blut getrunken hatte. In der ersten Hälfte des Mai eroberten die Regierungstruppen die Forts, dann nahmen sie nach achttägigem Straßenkampfe Paris ein. Dort hatten die wildesten Empörer die Führung an sich gerissen; der grimmige Haß auf beiden Seiten machte sich in gräßlichen Szenen Luft. Zum entsetzlichen Wahnsinn steigerte sich die unmenschliche Wut der Kommunarden; sie wollten Paris nur als Aschenhaufen der Regierung überlassen. Die Rasenden steckten eine große Zahl der herrlichsten Gebäude in Brand; Männer und Weiber wurden zu Mordbrennern, die mit Petroleum das Flammenmeer entzündeten und nährten. So sahen die Deutschen, die noch im Besitze der Nordforts waren, das widerlichste Schauspiel vor sich, das je die Weltgeschichte dargeboten hat. Die deutsche Regierung enthielt sich jeder Parteinahme, aber gestattete der französischen, die notwendigen Truppen nach Versailles zusammenzuziehen.

Inzwischen wurde über die Ausführung des Friedensvertrages in Brüssel verhandelt. Als die französischen Diplomaten Abschwächungen versuchten, schreckte sie endlich Bismarcks drohendes Machtwort zurück. Um eine schnellere Einigung zu erzielen, trafen der Reichskanzler und Favre wieder persönlich in Frankfurt im Gasthofe zum Schwan zusammen. Schwierige Fragen über Zölle und Finanzen, dann über die Vorschiebung der französischen Grenze bei Belfort gegen einen Gebietsaustausch bei Diedenhofen fanden durch das Entgegenkommen Bismarcks Erledigung, und so konnte am 10. Mai der Hauptfriede geschlossen werden. Am 20. Mai wechselten die beiden Mächte die Genehmigungsurkunden. Um die Zahlung der 5 Milliarden Francs (etwa 3900 Millionen Mark) sicher zu stellen, blieb ein Sechstel von Frankreich zwischen der Seine und der Grenze besetzt und wurde erst allmählich verlassen, entsprechend den eingehenden Summen.* Frankreich beeilte sich, seine Verpflichtungen zu lösen, so daß am 13. September 1873 die Besetzung mit der Räumung Verduns ein Ende nahm. Am 16. September verließ Manteuffel, der Befehlshaber der Okkupationsarmee, mit den letzten deutschen Truppen den Boden Frankreichs.

Die deutsche Grenze, die sie überschritten, war eine andere als die, über welche sie drei Jahre vorher gegen Frankreich hinauszogen. Das Elsaß und derjenige Teil von Lothringen, welcher deutsch redete oder wie Metz zur militärischen Sicherheit erforderlich war, 264 Quadratmeilen mit 1,550,000 Einwohnern, waren wiedergewonnen. Für so manchen Sohn deutscher Mütter, der nicht mit seinen Waffenbrüdern heimkehrte, brachte der Friede der großen deutschen Mutter die ihr einst geraubten und entfremdeten Kinder Elsaß und Lothringen zurück. Nicht um eine Eroberung zu machen, hatte sie Deutschland behalten, sondern um ehemaliges Gut wieder zu erwerben, frühere Schmach zu tilgen und neue Anfälle von seiten des geschlagenen Feindes zu verhüten.

Kaiser Wilhelm wurde bei seiner Rückkehr aus Frankreich am 17. März in seiner Hauptstadt von dankübersträmenden Herzen empfangen. Vier Tage später eröffnete er den ersten deutschen Reichstag. Zugleich ernannte er den Kronprinzen Albert von Sachsen, die Generale v. Steinmetz und Herwarth v. Bittenfeld, der bei Metz zwei Söhne verloren hatte, zu Generalfeldmarschällen; den Grafen Bismarck erhob er in den erblichen Fürstenstand.

Erst am 16. Juni hielt das siegreiche Heer, vertreten durch die Garde und Abordnungen der anderen Truppenteile, bei strahlendem Sonnenschein seinen Einzug durch das Brandenburger Thor in Berlin. Voran ritten die ruhmgekrönten Feldherren und Führer, sodann Bismarck, Moltke, der an diesem Tage zum Generalfeldmarschall ernannt wurde, und Roon. Dann folgte der Kaiser, hinter ihm der Kronprinz, Prinz Friedrich Karl und deutsche Fürsten. Auf dem Pariser Platze, der nun mit doppeltem Recht seinen erinnerungsreichen Namen führte, nahm der Kaiser die Begrüßung der Ehrenjungfrauen entgegen; den überreichten Lorbeerkranz empfing er mit den Worten: „Ich nehme den Dank an, nicht für mich, sondern für die Armee".

An demselben Tage wurde das Denkmal König Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten enthüllt. So schließt sich in der Geschichte Glied an Glied. Das vom Vater ruhmreich begonnene Werk hatte der Sohn herrlich vollendet. In drei Kriegen war binnen sieben Jahren das Deutsche Reich geschaffen worden, wie es jetzt vor der bewundernden Welt stand. Der erste brachte dem deutschen Volke Schleswig, der dritte Elsaß-Lothringen. Der erste wurde geführt, um Holstein und Schleswig „auf ewig ungeteilt" zu erhalten, aus dem dritten ging das Deutsche Reich hervor mit einem geeinten deutschen Volke, das auch „auf ewig ungeteilt" sein soll. Das war die herrlichste Frucht der furchtbaren Kämpfe. Auf französischem Boden wurden zwei Erbfeinde besiegt: Frankreich und die deutsche Zwietracht.

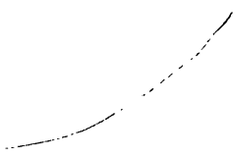
Als der Kaiser am 21. März den Reichstag eröffnete, schloß er seine Ansprache mit den schönen Worten: „Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Weltkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen!" Diesem Gedanken entsprach die erste für alle Zukunft bedeutsame Handlung in den zu Reichslanden erklärten Provinzen Elsaß-Lothringen, die Gründung der Universität Straßburg. Einst hatte

---

* Vgl. Tafel III.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Heil Dir im Siegerkranz (Einzug in Berlin 1871), nach W. Camphausen.



die Universität Halle das Preußen Friedrichs des Großen vorbereitet, die mitten im Unglück gestiftete zu Berlin entzündete das Begeisterungsfeuer der Befreiungskriege, die Universität Bonn bürgerte die deutsche Wissenschaft in den Frankreich wieder entrissenen Rheinlanden ein. So sollte jetzt durch die Hochschule Straßburg die Eroberung deutscher Waffen wieder zu einer Hochburg deutschen Geistes werden.

Lange Jahre des Friedens waren Kaiser Wilhelm beschieden. Als er im gesegneten Greisenalter am 9. März 1888 die Augen schloß, da war jedem Deutschen zu Mute, als wäre sein eigener Vater dahingegangen, als läge fortan das Leben leer und öde vor ihm. Und nur wenige Wochen verstrichen, da wallte wiederum düster der schwarze Trauerflor, als Kaiser Friedrich zur Gruft geleitet wurde. Den künftigen Geschlechtern wird das Andenken an Vater und Sohn untrennbar sein; die hehren Gestalten Kaiser Wilhelms und Kaiser Friedrichs werden immerdar eng vereint die mächtige Halle deutschen Ruhmes schirmen.

Möge ihr Anblick allezeit den Deutschen die Mahnung ins Herz rufen, daß großen Völkern gebührt, das Erworbene auch zu erhalten und weiter auszubauen. Wie die Kaiser die großen Mehrer des Reiches sind, so mag es auch ein jeder an seinem bescheidenen Teile werden. Die heilige Flamme der Vaterlandsliebe läutert den Sinn von den Schlacken des täglichen Getriebes, sie durchleuchtet die düsteren Winkel des Eigennutzes. Umstrahlt von ihrem Glanze möge das deutsche Volk dessen eingedenk bleiben, daß nur die nationale Einheit so gewaltige Thaten zu vollbringen vermochte, daß nur sie uns bewahren kann vor einer Wiederkehr der traurigen Geschicke, die jahrhundertelang auf unserm Volke gelastet haben.

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen, seitdem die deutschen Kriegsfahnen entrollt wurden. Dem heißen Kampfe folgte der Friede, und bisher ist er nicht gestört worden. Deutschland ist entschlossen, zu behaupten, was es einst errungen hat, aber es begehrt nicht mehr, als es haben mußte, um zu sein, was es sein mußte. Jener Krieg wurde um des Friedens willen geführt, und ihn zu bewahren ist die Aufgabe, die schon Kaiser Wilhelm I. als die vornehmlichste des Deutschen Reiches bezeichnet hat. Ihm gleich gesinnt ist sein erhabener Enkel, Kaiser Wilhelm II. In diesem Jahre des fünfundzwanzigjährigen Gedächtnisses hat er ein Fest gefeiert, wie es kaum je die Welt gesehen hat. Zur Eröffnung des Kanals zwischen Ostsee und Nordsee versammelten sich die Kriegsschiffe aller Nationen als die Gäste Deutschlands. „Wir werden und wollen den Frieden aufrecht erhalten!“ sprach der Kaiser hochherzig aus. Im Geiste dieser erhabenen Bürgschaft wollen wir die Gedenktage feiern: Unsere Krieger die in den Schlachten dahinsanken, gaben ihr Blut für den Frieden hin.

Es soll nicht umsonst geflossen sein!

Druck vom Bibliographiſchen Inſtitut in Leipzig.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Mau

Mail